...liothek deutscher und ausländischer Klassiker.

Manzoni's

Die Verlobten.

Uebersetzt

von

Emilie Schröder.

(Erster Band, Titel, Bogen 1–2[illegible].)

Leipzig.

Bibliographisches Institut.

1879.

☞ Prämien-Ausgabe für Subskribenten von Meyers Konversations-Le

Manzoni's „Die Verlobten".

Erster Band.

Manzoni's
Die Verlobten.

Aus dem Italienischen

von

Emilie Schröder.

Eingeleitet durch Prof. **Jakob Mähly.**

Erster Band.

Leipzig.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

Einleitung.

Als Alessandro Manzoni am 22. Mai 1873 in der Nähe von Mailand als achtundachtzigjähriger Greis starb, da besann sich das gebildete Italien wieder, was es an dem Dichter besessen hatte, dessen Ruhm in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts weit über Italiens Grenzen hinausgedrungen war. Der Manzoni-Kultus hatte zwar seit dem Erscheinen der „Verlobten" in Italien stets seine Blüten getrieben; aber ein fünfzigjähriges Schweigen des Schriftstellers und Dichters hatte bewirkt, daß man sich nicht mehr mit der gleichen Begeisterung des Menschen Manzoni erinnerte, wenn man auch den Dichter zu feiern und zu verherrlichen fortfuhr. Manzoni lebte die letzten Jahrzehnte — vereinzelte Momente ausgenommen, wo er sogar politische Lebenszeichen von sich gab — völlig zurückgezogen und ohne weitern Kontakt mit den literarischen Interessen seines Vaterlands, auch ohne Betheiligung an der Gesellschaft. Das Leben hatte ihm seinen ganzen furchtbaren Ernst zu fühlen gegeben; zwei Frauen und die Mehrzahl seiner Kinder waren ihm weggestorben: er stand allein mit seinem Ruhm. Die jüngere Generation kannte ihn nicht, oder sie betrachtete ihn als Todten, der zwar Anspruch auf die Verehrung der Nation, aber kein Recht habe, in dem Kampf des neu sich gestaltenden Italiens ein Wort mitzusprechen. Denn Manzoni, so hoch man ihn als Dichter stellte, galt vielfach (wiewohl mit Unrecht) als Reaktionär in der Politik und in der Religion, und die Leidenschaften, welche die modernen Ideen und Thatsachen vom „freien", vom einigen Italien in tausenden von Seelen wachgerufen hatten, drängten den rein politischen Patriotismus so sehr in den Vordergrund, daß diesem sich alles unterordnen und beugen mußte, und da dieser Patriotismus sich selbst nur als Kampf gegen die Kirche, die geistige Knechtschaft, begreifen konnte, so kühlte sich die Begeisterung für diejenigen merklich ab, die, wenn schon an der Spitze des literarischen Aufschwungs stehend oder als erprobte Krieger aus den Reihen zurückgetreten und ihrer Lorbeeren sich freuend, nicht auch die Lenker der Geister auf dem politischen Kampfplatz waren, wo der Fortschritt seinen Schlachtgesang anstimmte.

Als der schweigsame Dichter nun aus dem Leben schied, vergaßen auch die, welche anderen Ideen dienten, als die er, nach ihrer Ansicht, verfochten hatte, ihres disharmonirenden Standpunkts und reichten im Geiste den Manen des großen Dichters versöhnt die Hand. Sie mochten auch bei diesem Anlaß zur Erkenntnis gekommen sein, daß der so arg mißkannte Dichter von jeher für ein freies Italien begeistert gewesen war, und daß aus allen seinen Schriften diese Idee herausleuchtet. Im Pantheon der italienischen Geister steht Manzoni in vorderster Linie. Die Begeisterung, welche dem „großen Todten" entgegengebracht wird, und zwar von den Gebildeten aller Parteien, thut wohl; nur darf der Kritiker

inmitten der aufwirbelnden Wolken von Weihrauch die Schärfe seines Auges sich nicht trüben lassen. Für Fremde ist dies allerdings leichter als für die Landsleute; und so ist es nicht zu verwundern, daß eine gerechte und unparteiische Würdigung Manzoni's weniger den Italienern als den cisalpinischen Kritikern verdankt wird. Gleichwohl war auch hier das Lob ein volles, unbeschränktes und unbedingtes. In Deutschland war es kein geringerer als Goethe, der den Reigen der Bewunderer anführte. „Ich muß Ihnen sagen", bemerkt er in seinen „Gesprächen mit Eckermann", „daß Manzoni's Roman alles überflügelt, was wir in dieser Art kennen. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß das Innere, alles, was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen ist, und daß das Aeußere, alle Zeichnung von Lokalitäten und dergleichen, gegen die großen inneren Eigenschaften um kein Haar zurückbleibt. Das will etwas heißen… Manzoni's innere Bildung erscheint hier auf einer solchen Höhe, daß ihm schwerlich etwas gleichkommen kann; sie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darstellung des Einzelnen wie der italienische Himmel selber". — Auch für das Drama Manzoni's, „Graf Carmagnola", hat Goethe nur Anerkennung und findet, daß es „einen wahrhaft weltgeschichtlichen Eindruck" hinterläßt. Schon früher aber war der deutsche Dichter auf seinen italienischen Zunftgenossen aufmerksam geworden, und zwar als dieser 1815 seine „Inni sacri" (d. h. Hymnen) herausgegeben hatte. Diese (es sind ihrer bloß fünf: die Auferstehung, der Name Mariä, die Geburt, die Passion, Pfingsten, welch letztere übrigens erst 1822 hinzukam) waren Goethe „überraschend, nicht fremdartig", und die Art „wie der Dichter Stoff und Bezüge wieder aufnimmt", erschien ihm neu und individuell. „Diese Hymnen", heißt es weiter, „sind verschiedenen Ausdrucks und Tons, in verschiedenen Silbenmaßen abgefaßt, poetisch erfreulich und vorzüglich. Der naive Sinn beherrscht sie alle, aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Uebergänge zeichnen sie vor anderen aus und locken uns, immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte . . . . ." Nun war Goethe bekanntlich in seinen Urtheilen über Dichter und Dichterwerke sehr mild; eine so volltönende Anerkennung aber, wie er sie dem transalpinischen Genossen entgegenbrachte, kann nur resultiren aus der hohen Meinung, die der Deutsche von dem Italiener hatte, und schon das dürfte genügen, um uns für diesen zu interessiren.

Manzoni war den 7. März 1785 zu Mailand geboren. Zu der geistigen Entwickelung des Knaben hat mehr seine Mutter als sein Vater beigetragen. Sie war eine Tochter Beccaria's, jenes berühmten Rechtsgelehrten, der seine Wissenschaft in den Dienst der Humanität stellte und besonders gegen die Todesstrafe mit so glühendem Eifer ankämpfte, und nicht bloß eine hochgebildete, sondern auch eine anregende, geistvolle, in Voltaire'schen Anschauungen auferzogene und für die Skeptik schwärmende Frau. Mit ihr finden wir den jungen Manzoni, nachdem er seine ersten Lebensjahre im Kollegium zu Brianza zugebracht und in Mailand und Pavia seine Studien absolvirt hatte, längere Zeit in Paris (1805). Hier knüpfte er besonders mit Fauriel ein Band der Freundschaft, die auch in späteren Jahren Stich hielt. Auch der Atheist Volney und der Materialist Cabanis waren ihm näher getreten; der Name seines Großvaters Beccaria öffnete ihm die gebildeten Kreise. Manzoni war zu jener

Zeit noch von den Ideen Voltaire's erfüllt, das katholische Dogma und die Interessen der katholischen Kirche hatten in seinem Denken und Fühlen noch nicht Platz gefunden. Erst während seiner Ehe ging die Metamorphose mit ihm vor. Er hatte eine Protestantin, Louise Henriette Blondel, die Tochter eines Genfer Bankiers geheirathet (1808); diese trat zur katholischen Religion über, und schon 1810 erschienen die oben erwähnten Hymnen, die nicht ohne Beziehung zu diesen Ereignissen sind. Sie waren übrigens nicht die erste lyrische Aeußerung des Dichters; schon 1806 waren „Versi sciolti" auf den Tod eines ältern Freundes der Familie (Carlo Imbonati) erschienen, die sich freilich in nichts über das Niveau des Gewöhnlichen erhoben. Zu diesen zwei Publikationen ist später noch eine dritte, sehr beschränkten Umfangs, aber berühmten Inhalts — die Ode auf Napoleons Tod: „Il cinque maggio" — hinzugetreten, und merkwürdiger Weise hat sich Manzoni's lyrische Muse mit diesen Erfolgen begnügt. Erst 1859 wurde ein ferneres lyrisch-politisches Gedicht Manzoni's, „Marzo 1821", bekannt*), das Theodor Körner gewidmet, aber durch die österreichische Censur unterdrückt worden war. Es ist ein Hymnus der Freiheit und Vaterlandsliebe! Allerdings zeichnen sich die Chöre seiner beiden Dramen durch hohen lyrischen Schwung aus (gerade wie ja die Chöre der „Braut von Messina" unsern Schiller im wahren Glanz des Lyrikers zeigen), aber auch so bleibt der Umfang seiner lyrischen Thätigkeit äußerst beschränkt. Die genannte Ode auf Napoleon ist mit Recht berühmt geworden. Unter allen den Kundgebungen großer Dichter, die jenes Ereigniß hervorrief — nicht bloß seine Landsleute Ugo Foscolo und Uberti, sondern auch auswärtige Dichter wie Victor Hugo, Béranger, Delavigne, Lamartine und Byron fühlten sich dadurch zu einer solchen angeregt — athmet die von Manzoni am meisten Schwung und Größe. Die zwanziger Jahre zeigten sodann Manzoni als Dramatiker: 1820 erschien sein Trauerspiel „Graf Carmagnola" und 1822 „Adelchi", beide mit lyrischen Chören versehen. Sie erhöhten den Ruhm des Dichters, besonders fand das erstere begeisterte Aufnahme; aber erst der im Jahr 1825 erscheinende Roman „Promessi sposi" erhob den Dichter auf den Gipfel seines Ruhms und stellte ihn in die vorderste Reihe der europäischen Koryphäen in dieser Gattung. Es gibt kaum eine Kultursprache, in die er nicht übersetzt worden wäre, und die Zahl der Ausgaben wächst noch jetzt mit jedem Jahr. Nach dieser großen literarischen That verstummte der Dichter Manzoni völlig; der Schriftsteller gab nur höchst selten ein Lebenszeichen von sich, und seine „Osservazione sulla morale cattolica" (eine Streitschrift gegen den Geschichtschreiber Sismondi, der in seiner berühmten „Geschichte der italienischen Republiken" den Einfluß der katholischen Kirche auf die Sitten und die geistige Entwickelung des Mittelalters einer strengen Kritik unterzogen hatte) fällt nicht einmal, wie gewöhnlich angenommen, in diesen Zeitraum, sondern war schon 1819 erschienen. Die neunzehn Kapitel dieser Brochüre sind für den Biographen Manzoni's nicht unwichtig, insofern sie ein helles Licht auf den psychologischen Entwickelungsgang des Denkers werfen; der Dichter hat keine Gelegenheit gehabt, darin hervorzutreten, so wenig als in der „Storia della colonna infame", die als Anhängsel zu der Ausgabe der „Verlobten" vom Jahr 1842 erschien, ein lebhafter, warmer

*) Noch ein bisher ungedrucktes Gedicht Manzoni's: „Del trionfo della libertà", wurde in neuester Zeit veröffentlicht.

Protest gegen die Ausschreitungen, wozu sich während der Pest von 1632 die Regierung infolge des herrschenden Aberglaubens veranlaßt sah. Endlich drückte ihm die Theilnahme an den Geschicken seines Vaterlands im Jahr 1868 noch einmal die Feder in die Hand: er verfaßte im Verein mit Roger und Bonghi den Bericht über die Mittel, im neu gegründeten Italien auch eine sprachliche Einheit herzustellen. Es gehörte dies zu den sehnlichsten Wünschen des Greises, und sein Roman „Promessi sposi" hatte unläugbar dieser Idee mächtig vorgearbeitet.

Betrachten wir nun noch kurz die Stellung des Mannes zu der italienischen Literatur und suchen wir ihn in seinen Eigenschaften als Lyriker, Dramatiker und Romandichter zu schildern.

Der Charakter der neuern und neuesten italienischen Literatur ist wesentlich von demjenigen Gepräge unterschieden, das Manzoni ihr seiner Zeit aufgedrückt hatte. Dieses war positiv, gläubig, kirchlich; jener ist negativ, revolutionär und antikirchlich. Manzoni steht darum als Lyriker ohne Nachahmer da. Nur in einer Hinsicht ging er einig mit den literarischen Bannerträgern der neuern Periode: auch er sah in der Fremdherrschaft das Unglück Italiens, aber — zum Unterschied von jenen — erblickte er darin nicht das ganze Unheil; eine viel größere Gefahr erkannte er in der Lossagung von den Grundlagen der Religion und Moral, welche ihm ein Zeichen seiner Zeit zu sein schien, in dem Zusammenbrechen der Ideale, die ein Volk zu erheben und zu begeistern bestimmt sind, in der überhandnehmenden Entartung seiner Landsleute und dem Grassiren eines rücksichtslosen Materialismus. Das ohnmächtige Sichaufbäumen gegen die fremden Tyrannen war noch lange keine sittliche That, die dem Volk seinen innern Halt zurückgeben konnte, und der Carbonarismus, dem die meisten Schriftsteller zugethan waren, erlöste weder die übrigen von den Schrecken langjähriger Gefangenschaft, noch auch das Volk aus der geistigen und leiblichen Sklaverei: er war eine That der Verzweiflung. Manzoni hielt sich von dem Parteigetriebe fern, ohne deshalb ein kühler Zuschauer zu sein (das beweisen seine Schriften) — aber er suchte das Heil in der geistigen und sittlich-religiösen Umbildung. Die italienische Literatur hatte vor Manzoni seit langem keinen großen Lyriker mehr aufzuweisen gehabt, und trotz seiner Größe ist es bei der streitbaren, gewappneten Muse seiner Zeitgenossen und Nachfolger natürlich, daß seine Leistungen auf dem Gebiete der Lyrik ohne Nachahmung verhallten. Diese Lyrik, deren Krone zum Himmel und nach dem Unsichtbaren emporstrebte, hatte ihre Wurzeln in dem innersten Grund seiner Seele; sie war, wenn schon dogmatisch-gefärbt, der Ausdruck seiner tiefsten Ueberzeugung. Wäre seine Natur spekulativer, philosophischer angelegt gewesen, so hätte er vielleicht die Gebildeten seiner Nation sympathischer berührt; ob aber das Herzblut der Empfindung ebenso warm und voll geströmt hätte — was doch im Hymnus vor allem der Fall sein muß, — darf bezweifelt werden. Wohl ist eine Art des religiösen Hymnus selbst noch in unseren Tagen denkbar, wo auch ohne Anlehnung an bestimmte, konkrete Dogmen das Gefühl als solches an Schwung und Wärme das Höchste erreicht; aber nur den größten, auserwähltesten Geistern ist es vergönnt, zu solcher Sonnenhöhe sich aufzuschwingen. Hören wir indeß, wie einer der gediegensten Kenner italienischer Literatur über Manzoni's Hymnen urtheilt: „Das Höchste, was Manzoni geleistet, sind die Ergüsse seiner Lyrik. Seine Poesie ist klar und lauter wie der Felsenquell, sie ist tönend wie die reinste

Harmonie der Musik, sie steigt empor wie Opferduft am Altar aus goldenem Rauchfaß. Nicht in reichem Bilderschmuck, nicht in rhetorischen Formen, worin sich der Italiener zu sehr gefällt, besteht ihre Schönheit, sondern in der tiefen Innigkeit und Wärme, die sie zu verbinden weiß mit einem freien Heraustreten aus dem Subjektiven, aus bloß individuellen Zuständen, mit einem lebendigen und liebevollen Eingehen in die höheren Bedürfnisse der Menschennatur... Seinen Kirchenhymnen hat das neuere Italien nichts gleichzustellen... Das ist der über jeden Zweifel erhabene Glaube, das ist die kindliche Frömmigkeit, das ist die objektive Haltung des altchristlichen Kirchengesangs." — Dieser „Hymnus in Prosa" nimmt seinen Flug hoch; ist er ebenso wahr als begeistert, so muß man es im höchsten Grad bedauern, daß ein so vollendeter Lyriker der Welt weitere Gaben seines Geistes vorenthalten hat.

Wenn Manzoni in seiner Lyrik bereits als Romantiker gelten darf, d. h. als ein Dichter, der seine Formen und seinen Inhalt aus dem unmittelbaren Drang seines Innern schöpft und sich von dem Geleis einer für kanonisch geltenden Ueberlieferung entfernt, so ist dies noch mehr der Fall in seiner dramatischen Thätigkeit. Hier stempelt ihn zu einem solchen auch der Griff in das nationale Leben. Es sind italienische Stoffe, die er zur Darstellung seiner Ideen wählt; es ist eine patriotische Gesinnung, die er in seinen Versen ausströmt. In „Graf Carmagnola" werden wir in den Anfang des 15. Jahrhunderts versetzt, eine Zeit der Zerrissenheit, der kleinlichen, inneren Fehden, an denen Italien blutete, eine Zeit des krassen Egoismus, die aber gleichwohl ganze Menschen erzeugte, ganz im Guten wie im Schlechten. Denn gerade in solchen Verhältnissen gedeihen die Individualitäten, die auf sich gestellten Menschennaturen. Graf Carmagnola ist eine solche. Er hat sich aus eigener Kraft vom Hirtenknaben zum Capitano generale des Herzogs von Mailand, dann zum obersten Feldherrn der Republik Venedig aufgeschwungen. Sein Schicksal ist, daß der große Mann einer kleinlichen Zeit angehört; an diesem Mißverhältnis entwickelt sich seine Tragik und geht er schließlich zu Grunde. „Er ist der geniale, vom Thatendrang erfüllte, allerdings auch in gewissem Grad von selbstsüchtigen Zwecken geleitete Condottiere", ein gerader, ehrlicher und unabhängiger Charakter, der sich im Gefühl eigenen Werths und eigener Würde in seine Entscheidungen nicht will hineinreden lassen von inferioren Naturen, dadurch aber ahnungslos den Konflikt mit der argwöhnischen Staatsgewalt heraufbeschwört, dem er erliegt. Ihm fehlt die nöthige Vorsicht, selbst die, deren der Mensch zu seinem eigenen Vortheil bedarf. Sein Eigenwille nimmt Formen an, die nicht zu der Stellung eines dem Staate dienstbaren Beamten, und wäre es auch ein Feldherr, stimmen; er ist zu wenig geschmeidig und nachgiebig — also ein echter dramatischer Charakter, ein tragischer Held, wie ihn Aristoteles verlangt, nicht vollkommen, nicht fehlerfrei. Goethe lobt sowohl den Aufbau des Stücks als die kontrastirenden Charaktere, er gönnt ihm die Ehre einer ausführlichen Analyse, findet, der Dichter habe sein Vorhaben meisterhaft ausgeführt, hat sogar freundlich aufmunternde Worte für die sonderbare Idee eines Chors; bloß in dem Wunsch, der Dichter möge in Zukunft die Unterscheidung zwischen historischen und ideellen Personen nicht mehr durchführen, könnte man den Schatten eines Tadels erblicken.

Trotzdem hat sich das Stück nicht als bühnenfähig gezeigt. Woran liegt das? Nicht an seiner Bestimmung als Lesedrama. Denn auch

Goethe hat seinem „Faust“ keineswegs den Stempel eines Bühnendrama's aufgedrückt, und doch hat dieses „Drama“ den Weg auf die Bühne gefunden; denn der Weg, den ein dramatisches Produkt nimmt, ist unabhängig vom Willen des Dichters. Auch der Chor kann nicht schuld sein an dem spröden Verhalten der Bühne, denn er ist so geartet und gestellt, daß er von der Handlung völlig isolirt dasteht, sie weder unterstützt noch hindert, sondern ohne irgend welchen Schaden für das dramatische Element weggeschnitten werden kann. Auch ist der Grund nicht darin zu suchen, daß Manzoni sich über die beiden Einheiten (des Orts und der Zeit) weggesetzt. Denn dieser — in Deutschland schon lange vor Manzoni vollzogene — Bruch mit dem sogenannten (aber falsch verstandenen und unwahren) Klassicismus ist dem Dichter als Verdienst anzurechnen und hat sich ja auch in Italien eingebürgert. Es muß daher in der innern, dichterischen Beschaffenheit dieses Drama's irgend etwas liegen, das ihm die Bühne verschließt. In solchen Dingen ist die Zeit ein untrüglicher Richter. Es fehlt dem Stück, trotz seiner rührenden, ergreifenden und effektvollen Scenen, trotz kunstgerechtem Aufbau der wirkliche dramatische Nerv, jenes unnennbare Etwas, das den Zuschauer unmittelbar hineinreißt in den Strudel und Wirbel der Handlung, das ihn für den Augenblick sich selbst vergessen und sich mit den Charakteren der Bühne identificiren, ihr Blut als das eigene empfinden läßt. Das ist das Geheimnis großer Dramatiker, dessen Wesen keine Sprache erschöpft und kein Kanon ergründet. Mag die Sprache, die auf den Brettern tönt, noch so untadelig, mag sie schön und treffend und aus den Tiefen der Charaktere geschöpft sein, mag die Entwickelung nach allen Regeln der dramatischen Oekonomie vor sich gehen und sich von Stufe zu Stufe zur endlichen Katastrophe zuspitzen — damit allein wird noch kein wirksames Drama geschaffen und das dramatische Bedürfnis der Menschenbrust nicht gestillt. Goethe hat sich in seinem Lob ein großes, aber wahres Wort entschlüpfen lassen, wenn er sagt: „Seine Figuren ...... gehören alle zu einem politisch=sittlichen Kreis; sie haben zwar keine individuellen Züge, aber, was wir bewundern müssen, ein Jeder, ob er gleich einen bestimmten Begriff ausdrückt, hat doch so ein gründliches, eigenes, von allen übrigen verschiedenes Leben, daß ...... man sie durchaus für Individuen halten wird und muß“. Diese „Kleinigkeit“ der nicht vorhandenen individuellen Züge ist es eben, die einen Hauptmangel des Drama's ausmacht, um so mehr, als die Handlung selbst, wenn auch markig und inhaltvoll, doch im Verlauf ziemlich einfach und keineswegs durch ein Vielerlei kontrastirender oder sich kreuzender Interessen komplicirt ist. Auch ist nicht zu leugnen, daß sich der Dichter, ganz unnöthigerweise, durch allzugroße historische Treue, Aengstlichkeit darf man sagen, am freien Flug seiner Phantasie hat hindern lassen. Dieses „Bleigewicht“ kann nur diejenigen befriedigen, welche in der Geschichte die volle und einzige Wahrheit sehen, während doch die höhere Wahrheit (schon nach Aristoteles' richtiger Auffassung) die poetische ist. Allerdings auch ein fernerer Umstand darf nicht vergessen werden, der zwar an und für sich kein Fehler ist, aber gleichwohl zu dem kühlen Verhalten der Bühne sicher — ganz besonders in Italien — beigetragen hat: die Abwesenheit des „Ewig=Weiblichen“. Es erscheinen zwar in den beiden Dramen Manzoni's auch Frauengestalten, aber durchaus als Nebenrollen, und die Liebe ist vollends nicht als Triebkraft verwendet. Ueber den Chor möge an dieser Stelle ein kurzes Wort

genügen. Es ist wahr, die Griechen haben ihn benutzt, so gut sie konnten; sie haben in dem Chor ihre prächtige Lyrik abgelagert, welche auf der Bühne selbst, im Munde der handelnden Personen, merkwürdig geklungen und den wuchtigen Tritt der Handlung aufgehalten haben würde; aber sie haben mit alle dem bloß — aus der Noth eine Tugend gemacht. Ihr Chor war ein geschichtliches Element, eine wirkliche, gottesdienstliche Figur, hernach ein Beisatz, dann eine Reliquie, welche aus Pietät lange Zeit beibehalten und endlich — abgestreift wurde. Freilich, bei Aeschylos hat der Chor noch etwas zu bedeuten; er begleitet die handelnden Personen nicht bloß mit seinen Wünschen und Reflexionen, er greift auch ein in das Gewebe der Handlung, er ist sogar bisweilen die Hauptfigur des Drama's (so in den „Schutzflehenden"); dennoch sehen wir bereits Aeschylos, in seiner weitern dichterischen Entwickelung, die Grenzen des Chors enger und enger ziehen. Vollends aber ein Chor, der (wie bei Manzoni) erst im zweiten Akt auftritt und nichts anderes ist, als das ideale, aber sinnlich verkörperte Echo der Zuschauerbrust, der, stillstehend, sich gleichwohl über Zeit und Ort wegsetzt und auch mit keinem Faden der Sympathie mit den handelnden Personen zusammenhängt — ein solcher Schemen ist noch nicht dagewesen. Darum braucht man ihn gleichwohl nicht ganz zu verwerfen. Man kann ihn ja als einen Ersatz für unsere Orchestermusik ansehen, womit die Zwischenakte ausgefüllt werden; als solcher hat er seine volle Berechtigung, ja, eine größere, als jene Musik, die meistentheils ganz zufällig aus dem vorhandenen Vorrath herausgegriffen wird und nichts weniger als die Stimmung, die sich aus dem Drama erzeugt, durch die Weihe der Töne sekundirt.

Manzoni's zweites Drama „A d e l c h i" (Adelgis), zwei Jahre später erschienen (1822), hat zum Gegenstande den Untergang des Langobardenreichs durch Karl den Großen. Adelgis ist der Sohn des letzten unglücklichen Langobardenkönigs, Desiderius, der Bruder der von Karl dem Großen verstoßenen Ermengard, der vom Kriege gegen den mächtigen Kaiser vergeblich abräth, dann aber als Krieger und Held stirbt; mit ihm endet das Reich der Langobarden und die herrschende Dynastie. „Adelgis" ist ein historisches Drama im großen Stil, und in dieser Hinsicht, als Stoff, dem „Carmagnola" überlegen; denn gegenüber der Thatsache eines gestürzten Reichs kommt dem Gegenstand, den „Carmagnola" behandelt, eine bloß untergeordnete Bedeutung zu. In der Behandlung dagegen zeigt „Carmagnola" den großen Vorzug der E i n h e i t des Interesses. Der Graf selbst steht im Mittelpunkt der Handlung, er nimmt unser ganzes Interesse in Anspruch, er ragt hoch empor über die übrigen Charaktere und stellt alles andere in Schatten. Ganz anders „Adelgis". Hier stehen der Sohn, der Vater (Desiderius), die Tochter (Ermengard) und König Karl beinahe auf derselben Linie und zersplittern deswegen unsere Theilnahme. In Deutschland dürfte das Drama am allerwenigsten auf Beifall rechnen, weil der „Große Karl" in einer ganz eigenthümlichen Beleuchtung erscheint, wie sich solche kein Deutscher würde träumen lassen: nämlich als verkörperte, rücksichtslose Staatsräson, die sich über jedes menschliche Gefühl hinwegsetzt und uns nicht sowohl Bewunderung als Schrecken, ja Abscheu einflößt. Für Manzoni's Unbefangenheit und Tendenzlosigkeit ist es indessen jedenfalls ein ehrendes Zeichen, daß er, der strenge Katholik, es gewagt hat, jenen großen „Heiligen der Kirche" ganz anders, und zwar nach seiner durch gründliche historische Studien gewonnenen Ueberzeugung, zu zeichnen. Sein Fehler als Dichter dagegen ist auch hier

wieder (und in noch höherem Grad als in „Carmagnola") der, daß ihm die allzupeinlichen geschichtlichen Studien den vollen dichterischen Athem beengten. Nur in einem Punkt hat Manzoni mit der Geschichte brechen müssen, weil er sonst für sein Drama keinen Schluß bekommen hätte: im letzten Schicksal seines Helden nämlich. Die Tragödie verlangte dessen Tod; aber so wie der Dichter den Adelgis sterben läßt — tödtlich verwundet in den Armen des Vaters, nach einem Ausfall aus der hart bedrängten Festung Verona, als Gefangener Karls — ist jener nicht gestorben; er schlug sich glücklich durch, erschien nachher als Hülfesuchender am Hofe von Konstantinopel, wurde, ewig mit Hoffnungen hingehalten, endlich an der Spitze einer bewaffneten Macht nach Sicilien geschickt und verschwand nach einer verlornen Schlacht aus den Augen seiner Zeitgenossen. Die betreffende Aenderung hat der Dichter mit vollem Recht vorgenommen, denn die geschichtliche Ueberlieferung darf keinerlei Zwang auf das Drama ausüben, wofern nur überhaupt der geschichtliche Held ein wirklich dramatisches Gepräge hat.

Der Lyriker Manzoni würde schwerlich anderswo als in Italien genannt werden (weil seine „Hymnen", die Ode auf Napoleon inbegriffen, nicht diejenige Gattung sind, die das 19. Jahrhundert mit dem Preis der Unsterblichkeit honorirt); noch weniger würden seine beiden, der Bühne fern stehenden Dramen ihm einen mehr als lokalen Namen verschafft haben. Dagegen hat sein Roman „Promessi sposi" ihn sofort zu einer europäischen Größe gemacht und gilt jetzt noch als eine Perle der Gattung, d. h. des historischen Romans. Letzteres Prädikat kommt ihm mit vollem Recht zu; er verbindet aber damit auch die Eigenschaft eines nationalen Werks, denn er behandelt — und zwar mit wunderbarer Treue — italisches Leben, spielt auf italischem Boden; er ist projicirt auf dem Grund der Civilisation Italiens im 17. Jahrhundert, jener eben so trüben als schreckenvollen Zeit, wo der Stärkere das Recht und die Macht, der Schwächere das Nachsehen und, als einzigen Trost, die Heilsworte und Segnungen der Kirche hatte, einer Zeit des wüsten und wilden Raubritterthums, deren Schrecken durch andere Uebel (Theurung und Pest) bisweilen noch vermehrt wurden. „Alle Klassen der Gesellschaft ziehen der Reihe nach vor unserem Auge vorüber, von dem einfachen Landmann angefangen bis zum Capitano generale Sr. allerchristlichsten Majestät. Wir sehen das von heimischen Unterdrückern und von deren Anhang geplagte, von einer räuberischen Soldateska ausgesogene lombardische Landvolk; wir erblicken den Pfahlbürger in dem engen Kreis seines Handwerks, die Signori auf ihren Landsitzen und in der Stadt, den Mönch und die Nonne, den Gelehrten, die zur lächerlichen Gesetzesfiktion gewordene Justiz, die Armee, kurz alle die verschiedenen Elemente der Gesellschaft; und dabei ist jedes einzelne mit einer solchen Genauigkeit und mit so plastischer Geisteskraft gezeichnet, daß wir uns in der fernen Zeit und in dem fremden Land mit einem Mal heimisch fühlen und an den Leiden und Freuden dieser Menschen einen so lebhaften Antheil nehmen, als ob das Erzählte sich vor unseren Augen zutrüge". Die sehr einfache Geschichte, die sich auf dem nationalen Hintergrund abspielt und für deren Staffage all der genannte Figurenreichthum verwendet wird, ist die durch eine unvorhergesehene Masse von Störungen und Zwischenfällen verzögerte, endlich aber wie durch ein Wunder ermöglichte Verheirathung des Seidenwebers Renzo und seiner Braut Lucia. Ein Wüstling von Ritter, Don Rodrigo, gibt

den Anstoß zu allen Verwickelungen durch das unter gehörigen Drohungen dem Ortsgeistlichen, Don Abbondio, oktroyirte Verbot, die Verlobten zu trauen, und an dieses Verbot knüpft sich die ganze Verwickelung, die endlich durch zwei Größere, den Kardinal Federigo Borromeo und den „Ungenannten" (d. h. Don Bernardino Visconti), gelöst wird. Eigentlich ist es die Kirche, welche den Konflikt löst. Der Ungenannte nämlich (dessen Bekehrung historisch ist) fühlt auf einmal, als Borromeo sich in der Nähe befindet, Anwandlungen von Reue über sein bisheriges wüstes Leben; er wird vom Kardinal zu Gnaden aufgenommen und ihm Vergebung zugesichert; und diesen beiden verbündeten Gewalten kann Don Rodrigo's Kraft um so weniger widerstehen, als sich die Pest seines Körpers, die Verzweiflung seiner Seele bemächtigt hat.

Viele italienische Kunstrichter halten diesen Roman geradezu für das noch unerreichte und vollkommene Muster der historisch-nationalen Gattung; und wenn sie auch zugeben, daß Walter Scotts Erfolge es zunächst waren, die ihren Landsmann zu seinem Versuch anregten, so leugnen sie doch, daß der große Schotte irgend welchen Einfluß auf Manzoni geübt habe. Das ist patriotische Uebertreibung. Kein großer Romanschriftsteller unseres Jahrhunderts — von der Durchschnittsmasse ganz zu geschweigen — kann den Einfluß Walter Scotts verläugnen: dieser ist wahrhaft international; und wenn man bedenkt, daß selbst die Geschichtschreibung (Macaulay und Thierry) Farbe von ihm entlehnt hat, so darf man keck behaupten, daß kein Schriftsteller, Goethe nicht ausgenommen, fruchtbarer und großartiger auf die Literatur des Jahrhunderts eingewirkt habe als er. Unter diesem Einfluß zu stehen, ist für Manzoni ebenso wenig ein Nachtheil wie für die anderen, und sein Verdienst, durch seine Schöpfung den wahren Roman in Italien eingeführt und eingebürgert zu haben, bleibt dabei ungeschmälert.

Die beiden Schriftsteller haben unleugbar große Aehnlichkeiten. Beide forschen und wühlen im Schutt der alten Zeiten nicht nur mit dem theilnehmenden Blick des Gelehrten, sondern auch mit dem Zauberstab des phantasievollen Dichters; beide sind Patrioten, beide scharfe Beobachter vaterländischer Gebräuche, beide haben auch das Formelle (die Darstellung), das einzige Mittel, dem Roman zu einer Ebenbürtigkeit mit den übrigen Produkten der Phantasie zu verhelfen, mit ebensoviel Liebe als Virtuosität behandelt; — aber verschieden sind sie doch auch. Wo bei Walter Scott wirkliche geschichtliche Größen auftreten (in „Quentin Durward" Ludwig XI., in „Ivanhoe" König Richard Löwenherz, oder Karl II. in „Woodstock", Elisabeth und Leicester in „Kenilworth" &c.), haben sie doch mehr Relief und mehr persönliches Leben, man möchte sagen, mehr Fleisch, als die beiden historischen Figuren bei Manzoni: der „Ungenannte" und Kardinal Federigo Borromeo. Schon die unbestimmte Bezeichnung des „Ungenannten" bewirkt nicht sowohl, daß die Phantasie angeregt wird, als daß die vollen Farben der konkreten Persönlichkeit abgedämpft werden; und vollends der geweihte, unnahbare Charakter des Kirchenfürsten, die im Dienste der Kirche ausgereifte, festkrystallisirte, vollendete Sanftmuth und Milde entlocken uns zwar das Gefühl der Bewunderung, aber zu einem echt menschlichen, sympathischen Interesse läßt es diese Hoheit nicht kommen. Die historischen Größen Walter Scotts stehen unserem Gefühl näher, und wenn auch, wie Kenner behaupten wollen, jene minderen Größen, wie der schottische Adel, der durch die markigen Gestalten der Douglas

und Mortons, der Argyle und Angus repräsentirt wird, in Wirklichkeit ein ganz anderes Aussehen hatten, als sie Walter Scott geschildert hat, wenn sie wirklich nichts anderes waren, als eine „infame Bande von Meineidigen, Dieben und Banditen", so sind sie doch für die Poesie unter seinen Händen zu äußerst wirksamen Figuren geworden, deren Thun und Leiden unser ganzes Interesse fesselt. Gegen diese kann ein Don Rodrigo nicht aufkommen, selbst dann nicht, wenn er nicht ein hartgesottener Bösewicht wäre, sondern auch einzelne gute und menschliche Züge an sich trüge. Ein Renzo vollends und seine Lucia, so realistisch, bis ins kleinste wahr auch ihr Porträt ausgefallen ist, sind gleichwohl keine Charaktere, deren Psychologie für einen so breit angelegten Roman ausreichte, Renzo noch weniger als Lucia, die noch eher das Zeug zu einer passiven Heldin, d. h. einer Dulderin, an sich trägt. Solche Figuren haben ihren richtigen Platz in der Dorfgeschichte. Ihre Empfindungen und Leidenschaften sind natürlich nicht weniger berechtigt, als die anderer, höher gestellter, geistig überlegener Menschen, aber wenn der Mangel an Kultur und Bildung nicht durch eine wirklich heroische Anlage, durch urwüchsige innere Kraft, durch außergewöhnliche Energie des Wollens oder andere eminente Eigenschaften ersetzt wird, so ist unser Interesse an ihren Schicksalen bei weitem nicht so lebendig, als wenn eine eigenthümlich geartete, oder durch ihre Stellung über die Mittelmäßigkeit emporgehobene, oder durch Erziehung und Geist hervorragende Figur den Mittelpunkt des Romans bildet. Aus solchem Holz sind die Figuren Walter Scotts geschnitzt, aus solchem auch die Charaktere des Drama's. Man denke sich Renzo als dramatischen Helden! Er ist, was man von realistischer Zeichnung nur verlangen kann: „ein Montanaro, wie er leibt und lebt, ein freies, ehrliches Gemüth, das hartköpfig festhält an dem einmal als richtig Erkannten; dabei begabt mit gesundem Bauernverstand, der nöthigenfalls auch der Schlauheit nicht entbehrt, nicht ohne einen Anflug naiver Bouffonnerie, selbstverständlich ein guter katholischer Christ, dessen Glaube jedoch auf ganz anderer Basis beruht, als der seiner Verlobten 2c."; gewiß, aber als solcher paßte er besser in einen engern Rahmen. Eher steht die Erfindung im richtigen Verhältnis zu den Hauptfiguren des Romans; sie ist einfach, aber dann wieder zu mager für die Ausdehnung desselben; um seine breite Fläche zu decken, bedurfte es einer Menge von Zuthaten, welche die dünne Grundlage zuletzt erdrücken. Wer möchte leugnen, daß die Schilderungen der Theurung und der Pest in Mailand ganz vortrefflich, daß sie lebenswahr und erschütternd sind? Aber sie stehen nicht in nothwendigem Zusammenhang mit der Handlung, sie sind bloß glänzende Episoden, die man mit leichter Mühe aus dem Drama ausscheiden könnte. Und um bei der Benennung „Drama" zu verbleiben, so übertönt ein Chorus von theils geschichtlichen, theils moralischen und religiösen Reflexionen die Kundgebungen der handelnden Personen, die überdies der Wucht der Ereignisse nur einen sehr passiven Widerstand entgegensetzen und zum rechten Handeln eigentlich nie gelangen. Was wäre das Ende, wenn der große „Ungenannte" sich nicht ins Mittel legte? Aber gerade er hat eine gefährliche Aehnlichkeit mit dem deus ex machina. Hat Manzoni diese sichtliche Freude am Leben und an seinem holden Schein, von dem Walter Scott erfüllt ist und von der ein Strahl auch auf seine Figuren fällt? Man möchte es bezweifeln. Eine Lebensanschauung, die durch und durch, wie die Manzoni's, von der Religiösität getränkt ist, kann ja sehr wohl im

Bund sein mit der größten dichterischen Begabung, mit blühender Phantasie und schöpferischer Kraft; aber eine Klippe liegt ihr nahe. Sie verlegt gern den Schwerpunkt, den Knoten der Entwickelung in das Ueberirdische, in Sphären, worin das Menschenherz auch, aber doch nicht ausschließlich athmet. Die Religion ist ein mächtiges Triebrad im Menschenleben und soll es sein; alle unsere Entschlüsse und Handlungen, die eingreifen in die Gestaltung unseres Lebens, sollen in letzter Instanz von den Eingebungen des religiösen Gefühls geleitet sein; aber der Finger, der diese unsichtbaren Fäden leitet, darf nicht sichtbar hervortreten, unser Wille und unsere Handlungen müssen wenigstens frei scheinen, sonst leidet das psychologische Interesse Abbruch. Gerade jener Finger aber tritt in Manzoni's Roman zu sehr an den Tag. Der ganze Roman ist eine Illustration dessen, was die Religion in der Menschenseele bewirken kann. Das wäre zwar noch kein Fehler, aber die unsichtbare Religion verwandelt sich bei ihm in die sichtbare Kirche, und man riecht zu viel Kerzen- und Weihrauchduft. Darin zwar hat man dem Dichter Unrecht gethan, daß man seinen Roman einen Tendenzroman nannte, der Propaganda zu machen bestimmt war. Manzoni war ein frommer, gläubiger Katholik, allein von Fanatismus und Bigotterie völlig frei. Aber gerade darin, daß dieser Katholicismus keine Ahnung davon zu haben scheint von anderen Konfessionen, die es auf der Welt doch auch noch geben könnte, gerade also in dem glänzendsten Beweise der absoluten Abwesenheit jeder Bigotterie, liegt doch wieder eine Einseitigkeit ausgesprochen, die kein dichterischer Vorzug ist. Der wahre Dichter (auch in Italien, auch in katholischen Landen) soll über den Konfessionen stehen. Wir sind weit davon entfernt, zu behaupten, daß das vorherrschend religiöse Kolorit des Werks nicht durch ausschließlich poetische Gründe bedingt sei; aber wir meinen, das religiöse Kolorit brauchte kein specifisch katholisches zu sein. Wenn die italienischen Zeitgenossen des Dichters noch nicht auf der Stufe der Bildung standen, um eine von den Fesseln der Konfession befreite religiöse Anschauung zu begreifen und auf sich wirken zu lassen, so war es eben die Aufgabe des Dichters, einer solchen Bahn zu brechen.

Wir haben einzelne Mängel des berühmten Werks geglaubt hervorheben zu sollen — nicht aus Widerspruchsgelüst und ebensowenig, um den Leser etwa vorsichtig zu machen. Im Gegentheil: der Leser soll jetzt, nachdem der unnatürliche Nimbus von dem Werk und seinem Schöpfer entfernt ist, erst recht seinen Genuß in dem vorzüglichen Produkt suchen und finden, jetzt, nachdem er gesehen hat, daß nicht die reine, überirdische Vollkommenheit am Webstuhl gesessen hat. Gegenüber den Ausschreitungen der Bewunderung, die sich besonders Manzoni's Landsleute so gestern als heute zu Schulden kommen lassen (vgl. unter anderen Buccellati: „Aless. Manzoni", Mailand 1873), schien es im Interesse der Wahrheit und Unparteilichkeit gegen andere literarische Größen geboten, auf das richtige Maß hinzuweisen und vor Idolatrie zu warnen. Der vorzüglichen Leistung Manzoni's soll und wird dadurch, daß sie in das menschliche Niveau gerückt wird, kein Abbruch geschehen.

Allgemeine und unbedingte Anerkennung verdient die Sprache Manzoni's. Wir verstehen darunter nicht die Darstellung, d. h. den Geist, sondern den eigentlichen Körper der Sprache. Es war bei der Verschiedenheit der italienischen Dialekte, die in Italien viel größer ist als in Deutschland und Frankreich, für den Mailänder Manzoni kein leichtes, sich so

ganz in das Toskanische hineinzuleben, daß nicht nur keinerlei Provinzialismen seinen Stil verunstalteten, sondern daß die italienische Hochsprache unter seinen Händen auch zum Gewand für den so vorwiegend lokalen Charakter des Darzustellenden werden konnte. Kenner behaupten, er habe noch mehr gethan: „man vernehme sogar durch das ganze Buch hindurch den mit poetischer Milde nachgeahmten Ton des 17. Jahrhunderts", weshalb „dieser Ton auf den Leser einen eigenen, fast unbewußten Eindruck alterthümlicher Originalität mache"; und darüber scheint Einigkeit zu herrschen, daß der Roman in seiner jetzigen Gestalt (Manzoni war immer bestrebt, an jeder neuen Ausgabe etwas zu bessern) das vollkommenste stilistische Musterwerk der neuern italienischen Prosa sei. Der Dichter hatte aber auch eingehende Sprachstudien getrieben eigens zu dem das ganze Leben hindurch verfolgten Zweck, die italienische Sprache von den spanischen Stiefeln der Crusca zu befreien, deren unakademische Engherzigkeit so lange schon die freie Bewegung des sprachlichen Lebens in Italien hemmte und den schönen Leib der italienischen Sprache auf dem Prokrustesbett ihrer beschränkten Regeln marterte. — Also Freiheit, natürliche Entwickelung verlangte er auch für die Sprache, nicht nur für seine Nation. Der Kampf gegen jede Fremdherrschaft und Vergewaltigung war zeitlebens das Banner, unter dem er focht. Er führte diesen Kampf zwar nicht mit augenfälliger Leidenschaft, noch mit dem jugendlichen Ungestüm der Ungeduld, sondern mit den Waffen der Besonnenheit. Bei aller Energie des Wollens stand Zuwarten und Milde in der Art der Kriegführung auf seinem Programm; aber ein Kämpfer ist er doch Zeit seines Lebens und den Idealen seiner Jugend bis zum letzten Athemzug treu geblieben. Das erfuhr noch der Erzherzog Maximilian, der spätere unglückliche Kaiser von Mejiko, als er Manzoni für die Idee gewinnen wollte, es mit einem liberalen Regiment in der Lombardei zu versuchen. Er sparte kein Versprechen, keine Schmeichelei gegenüber dem Greis; dieser aber gab ihm in allen Formen der Höflichkeit, mit mildem Ernst, zu verstehen, daß die Regierung des fremden Erzherzogs auch nicht die geringste Unterstützung von ihm erwarten dürfe. Daß man aber ein gut gläubiger, sogar italienischer Katholik sein kann, ohne der Bigotterie, dem Ultramontanismus und der Indifferenz gegen das Vaterland zu verfallen, auch dafür hat Manzoni einen glänzenden Beweis geliefert. Er war noch in seinen alten Tagen Senator geworden, und obschon ihm sein Alter nicht gestattete, an allen Verhandlungen theilzunehmen, so war er doch stets auf dem Platz, wenn es Ernstes galt, und als es sich um die Proklamation des italienischen Königreichs und die Annexion der päpstlichen Provinzen handelte, da interessirte er sich mit jugendlicher Lebhaftigkeit und Sympathie für diese Frage und ließ es sich nicht nehmen, seine Stimme zu Gunsten derselben in die Urne zu legen. Bei solchen Gesinnungen ist, wenn man nicht eine völlige, nichts weniger als wahrscheinliche Umkehr zu einer freiern kirchlichen Ansicht im Alter annehmen will, schlechterdings nicht ersichtlich, wie der Dichter in den „Promessi sposi" sollte Propaganda für das Papstthum gemacht haben.

J. Mähly.

Die Verlobten.

Eine Mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Einleitung.

„Die Geschichte kann man in Wahrheit einen rühmlichen Krieg gegen die Zeit nennen; denn indem sie ihr die Jahre, die schon Leichname geworden sind, als Gefangene aus der Hand nimmt, ruft sie dieselben wieder ins Leben zurück, hält Heerschau über sie und stellt sie von neuem in Schlachtordnung. Aber die erlauchten Helden, die auf diesem Kampfplatze Palmen und Lorbeeren ernten, rauben nur allein die prunkvollste und glänzendste Beute, indem sie die Unternehmungen der Fürsten, Potentaten und vornehmen Personen mit ihrer Dinte einbalsamiren, und mit der feinsten Nadel ihres Scharfsinns die Gold- und Seidefäden einnähen, die eine fortdauernde Stickerei ruhmreicher Handlungen bilden. Meiner Schwäche jedoch ist es nicht erlaubt, zu solchem Stoffe und zu einer so gefährlichen Höhe sich hinauf zu schwingen und in den Labyrinthen politischer Ränke und unter dem Getöse kriegerischer Trompeten herumzuschweifen; da ich hingegen Kenntniß von merkwürdigen Thatsachen erlangt habe, so schicke ich mich an, dieselben, obgleich sie nur Handwerker und sonst geringe Leute betreffen, den Nachkommen zu überliefern, indem ich von allem eine unverfälschte und einfache Erzählung oder nur einen Bericht abfasse. In demselben wird man auf einer engen Schaubühne ergreifende Trauerspiele voll Schauder und Auftritte großartiger Ruchlosigkeit, Zwischenspiele von Handlungen voller Tugend und engelgleicher Güte den teuflischen Werken gegenüber gestellt sehen. Und wahrhaftig, wenn man betrachtet, daß dieser unser Himmelsstrich unter der Herrschaft des katholischen Königs, unsers Herrn, steht, der die Sonne ist, die nie untergeht, und

daß über ihm, mit zurückgeworfenem Lichte, wie ein nie abnehmender Mond, der Held edlen Stammes glänzt, welcher zur Zeit seine Stelle einnimmt, daß die hohen Senatoren gleich Fixsternen und die andern ansehnlichen Rathsherren gleich wandelnden Planeten ihr Licht überall hin ausstrahlen, also einen erhabenen Himmel bildend, so kann man, da man ihn in eine Hölle finsterer, ruchloser und grausamer Thaten verwandelt sehen muß, die von übermüthigen Menschen immer zahlreicher begangen werden, keine andere Ursache davon auffinden, als teuflische Künste und teuflisches Machwerk, denn die menschliche Bosheit an sich allein möchte nicht hinreichen, so vielen Helden zu widerstehen, die mit Argusaugen und Briareusarmen für das allgemeine Wohl wirken. Wenn ich aber diese Erzählung, die sich zur Zeit meiner ersten Jugend zugetragen hat, niederschreibe, so werde ich, obgleich die meisten Personen, die darin eine Rolle spielen, von dem Schauplatz der Welt abgetreten sind, um den Parzen ihren Tribut abzutragen, nur aus schuldigen Rücksichten ihre Namen, d. h. ihr Herkommen verschweigen; ein Gleiches werde ich mit den Orten thun und nur die Gegend im Allgemeinen bezeichnen. Es wird gewiß Niemand sagen, daß dies eine Unvollkommenheit der Erzählung, eine Verunstaltung dieses meines schlechten Machwerkes sei; es müßte denn ein Kritiker sein, der aller Philosophie ganz und gar baar wäre; denn was die Männer anlangt, die in ihr bewandert sind, so werden sie wohl einsehen, daß der besagten Erzählung im Wesentlichen nichts fehlt. Sintemal es eine einleuchtende und von Niemand geleugnete Sache ist, daß die Namen nichts als reine Nebensachen sind . . . . ."

— Wenn ich aber die heldenmäßige Anstrengung ausgehalten, diese Geschichte von der verblaßten und zerkratzten Urschrift abzuschreiben, und sie, wie man zu sagen pflegt, ans Licht gezogen habe, wird sich dann Jemand finden, der die Anstrengung aushält, sie zu lesen? —

Diese zweifelhafte Betrachtung, die bei dem mühseligen Entziffern einer hinter Nebensachen stehenden unleserlichen Stelle in mir entstand, machte, daß ich das Abschreiben einstellte und ernstlicher darüber nachdachte, was zu thun sei. — Wohl ist es

wahr, sagte ich bei mir, indem ich das Manuskript durchblätterte, wohl ist es wahr, daß dieser Hagel von rednerischem Flitterwerk und Figuren nicht durch das ganze Werk so fort geht. Der gute Mann aus dem 17. Jahrhundert hat gleich von vorn herein seine Fähigkeiten zeigen wollen; aber im Verlaufe der Erzählung und zuweilen durch lange Stellen hin wird der Stil weit natürlicher und einfacher. Ja, aber wie alltäglich ist er, wie plump, wie unkorrekt! Lombardische Idiotismen über und über, falsch angewandte Redensarten, willkürliche Sprachlehre, verschrobene Sätze. Dann hier und da einige spanische Zierlichkeit eingestreut, und was noch schlimmer ist, bei den schrecklichsten und rührendsten Stellen der Geschichte, bei jeder Gelegenheit, die geeignet ist, Verwunderung zu erregen, oder zu denken zu geben, kurz bei allen jenen Stellen, die wohl ein wenig Redekunst, aber eine maßvolle, feine, geschmackvolle Redekunst erfordern, verfehlt er niemals, die schon in seiner Einleitung angebrachte anzuwenden. Indem er alsdann mit erstaunlicher Geschicklichkeit die widersprechendsten Eigenschaften vereinigt, macht er es möglich, auf einer und derselben Seite, in einem und demselben Satze, in einem und demselben Worte plump und zugleich geziert zu sein. So bringt er z. B. hochtrabende Deklamationen, aus gemeinen Sprachfehlern zusammengesetzt, und überall jene gesuchte Ungeschicklichkeit, welche der eigenthümliche Charakter der Schriften jenes Jahrhunderts in diesem Lande ist. Das ist aber wahrhaftig nichts, was man heutigen Lesern bieten kann; sie sind zu boshaft, dieser Art von Schwärmereien allzu überdrüssig. Ein Glück, daß mir der gute Gedanke gleich im Anfange dieser unseligen Arbeit gekommen ist, und ich wasche mir die Hände. —

Im Begriff jedoch, die alte Scharteke zuzumachen, um sie wegzulegen, that es mir leid, daß eine so schöne Geschichte ganz unbekannt bleiben sollte; denn, was die Geschichte betrifft, so kann es sein, daß sie dem Leser anders scheint, mir aber schien sie schön, wie ich sage, sehr schön. — Warum könnte man nicht, dachte ich, die Reihe der Thatsachen diesem Manuskripte entnehmen und den Stil verbessern? Da sich keine vernünftige Entgegnung darbot, so wurde der Entschluß schnell gefaßt. Dies ist der Ursprung

des gegenwärtigen Buches, mit einer der Wichtigkeit des Buches selbst gleichen Freimüthigkeit erklärt.

Einige von jenen Thatsachen, gewisse, von unserm Autor beschriebene Sitten, kamen uns jedoch so neu, so seltsam vor, um nichts Schlimmeres zu sagen, daß wir vorher andere Zeugen haben befragen wollen, ehe wir ihm Glauben schenken; und wir haben uns daran gemacht, in den Denkwürdigkeiten jener Zeit herumzusuchen, um uns zu überzeugen, ob es damals in der Welt wirklich so zugegangen ist. Eine solche Untersuchung zerstreute alle unsere Zweifel; bei jedem Schritte stießen wir auf ähnliche und noch stärkere Dinge; und was uns noch entscheidender dünkte, wir haben sogar einige Persönlichkeiten aufgefunden, über die wir im Zweifel waren, ob sie wirklich existirt hätten, da wir, außer in unserm Manuskripte, niemals von ihnen Kenntniß gehabt hatten. Bei Gelegenheit werden wir einige jener Zeugnisse anführen, um den Dingen Glauben zu verschaffen, die der Leser um ihrer Seltsamkeit willen eher versucht sein möchte zu leugnen.

Da wir aber den Stil unsers Autors als unerträglich verwarfen, welchen Stil haben wir dafür an dessen Stelle gesetzt? Das bleibt die Frage.

Wer sich auch herausnimmt, das Werk eines Andern umzuarbeiten, ohne darum gebeten zu sein, setzt sich dem aus, von dem seinigen eine strenge Rechenschaft abzulegen, und zieht sich in gewisser Weise die Verbindlichkeit dafür zu; es ist dies eine Regel nach Fug und Recht, der wir uns durchaus nicht zu entziehen gesonnen sind. Ja, um uns von freien Stücken nach ihr zu richten, hatten wir uns vorgenommen, uns über die von uns eingehaltene Art zu schreiben umständlich zu rechtfertigen; zu diesem Zwecke haben wir die ganze Zeit der Arbeit über darnach getrachtet, die möglichen und etwaigen Kritiken zu errathen, in der Absicht, sie alle im Voraus abzuweisen. Und hierin würde nicht die Schwierigkeit gelegen haben; denn — wir müssen es zur Ehre der Wahrheit sagen — es kam uns nicht eine Kritik in den Sinn, der nicht sogleich eine triumphirende Antwort gefolgt wäre, eine von den Antworten, die, ich sage nicht, die Fragen lösen, sondern

sie umstellen. Oft auch ließen wir zwei Kritiken einander in die Haare gerathen und die eine von der andern niederschlagen; oder wenn wir sie gründlich prüften und aufmerksam verglichen, gelang es uns zu entdecken und zu beweisen, daß sie, obgleich dem Anscheine nach sich widersprechend, doch von einer und derselben Art waren, alle beide daher rührten, daß man die Thatsachen und Grundsätze nicht beachtet hatte, auf welche das Urtheil sich gründen mußte; indem wir sie dann zu ihrer großen Verwunderung zusammenstellten, schickten wir sie mit einander ihrer Wege. Es wird wohl niemals einen Autor gegeben haben, der so augenscheinlich bewiesen, daß er recht gethan habe. Aber was? Da wir dabei waren, alle die besagten Einwendungen und Antworten aufzufinden, um sie in einige Ordnung zu stellen, lieber Himmel! da waren wir im Begriff, ein Buch zu machen. Als wir dies gewahr wurden, gaben wir den Gedanken aus zwei Gründen auf, die der Leser ganz gewiß billigen wird: erstens, weil es eine Lächerlichkeit wäre, ein Buch zu schreiben, um ein anderes, oder auch nur um den Stil eines andern zu rechtfertigen, zweitens, weil von Büchern eines auf einmal genug, wenn nicht gar schon zu viel ist.

Erstes Kapitel.

Der Arm des Comersees, der sich gegen Süden durch zwei ununterbrochene Bergketten hinzieht und, je nachdem diese hervortreten oder zurückweichen, eine Menge von Buchten und Busen bildet, verengt sich plötzlich und nimmt zwischen einem Vorgebirge zur Rechten und einem gegenüberliegenden weiten Gestade den Lauf und die Gestalt eines Flusses an. Die Brücke, die daselbst beide Ufer verbindet, scheint diese Umwandlung dem Auge noch sichtbarer zu machen und bezeichnet den Punkt, wo der See aufhört und die Adda beginnt. Eine Strecke weiter entfernen sich jedoch die beiden Ufer aufs neue von einander, die Wasserfläche wird breiter und die Adda verwandelt sich wieder in einen See, der in neue Buchten und Busen verläuft. Das Uferland, durch die Anschwemmung dreier großer Gewässer gebildet, senkt sich allmählich und lehnt sich an zwei zusammenhängende Berge, von denen der eine der Sankt Martinsberg, der andere in lombardischer Mundart il Resegone, die große Säge, genannt wird, von seinen vielen emporragenden Spitzen, die ihm in der That das Ansehen einer Säge geben. Wer ihn daher von dem rechten Punkte, wie z. B. von Mailands Basteien aus, die ihm im Norden gerade gegenüber liegen, erblickt, unterscheidet ihn in der langen, ausgedehnten Gebirgskette leicht an diesem einfachen Merkmal, das ihn vor allen übrigen, weniger bekannten und hervorragenden Bergen auszeichnet. Eine gute Strecke weit steigt das Uferland allmählich bergan; dann aber zertheilt es sich in Hügel und Thalschluchten, in Anhöhen und Ebenen, den Felsenmassen der beiden Berge gemäß und dem Bette, das sich die Fluten gewühlt haben.

Der äußerste Rand, von den Buchten der Gewässer durchschnitten, besteht fast nur aus Kiessand und Kieselgestein; weiter hinaus sind Felder und Weinberge, einzelne Landgüter mit Wohnhäusern und Gehöften; auch Gebüsche ziehen sich hin und wieder den Berg hinauf. Lecco, die vorzüglichste dieser Ortschaften, die dem ganzen Gebiete den Namen giebt, liegt unfern der Brücke, am Ufer des Sees, und befindet sich sogar zum Theil im See selbst, wenn dieser anschwillt; heutzutage ein ansehnlicher Flecken, der auf dem Wege ist, eine Stadt zu werden. Zu der Zeit nun, als die Begebenheiten sich ereigneten, die wir erzählen wollen, war dieser ansehnliche Flecken auch eine Festung, hatte die Ehre, einen Befehlshaber zu beherbergen, und genoß den Vortheil, eine stehende Besatzung spanischer Soldaten zu besitzen, welche die Frauen und Jungfrauen des Landes Sittsamkeit lehrten, dann und wann einem und dem andern Ehemann oder Vater hülfreich zur Seite standen und am Ende des Sommers niemals ermangelten, sich in die Weinberge zu zerstreuen, um die Trauben zu pflücken und den Landleuten die schwere Mühe der Weinlese zu erleichtern. Von einem Acker zum andern, von der Anhöhe zum Ufer hernieder, von Hügel zu Hügel liefen und laufen noch heute große und kleine Fußwege, mehr oder weniger steil, oder eben; oft durchschneiden sie alte, aus Felsengestein gebildete Mauern, die von Epheu umschlungen über und über grün sind, und wo der erhobene Blick durch die überhangenden Felsen nichts als einen Streifen Himmel oder irgend eine Bergspitze entdeckt; zuweilen ziehen sie sich über offene Hochebenen hin, und von hier aus eröffnet sich dem Blick eine mehr oder weniger weite Aussicht, die aber immer neue Abwechselungen gewährt, je nachdem die verschiedenen Gesichtspunkte einen größern oder kleinern Theil der Gegend umfassen und je nachdem diese oder jene Landschaft hervortritt oder sich verbirgt: überall, wohin man blickt, der reichste Wechsel von Mannigfaltigkeit. Hier erscheint in weiter Ausdehnung der farbenschillernde Spiegel des Sees, der sich dort in weiter Ferne schließt, oder vielmehr sich in irgend einem Irrgange des Gebirges verliert; nach und nach breitet er sich zwischen andern Bergen wieder aus, die einer nach dem andern vor den Blicken auftauchen, und die der See, mit den

kleinen Dorfschaften des Gestades in umgekehrtem Bilde zurückwirft. Auf jener Seite zeigt sich der Arm eines Flusses, dann ein See, dann wieder ein Fluß, der in leuchtender Schlangenwindung sich zwischen den Bergen verliert, die ihn begleiten und die, stufenweise sich senkend, gleichsam wie in blauer nebelhafter Ferne am Horizonte verschwinden. Der Ort, von welchem aus der Wanderer diese mannigfaltigen Schauspiele überschaut, bietet selbst immer neue Schauspiele dar; der Berg, an dessen Abhang man hinwandelt, wechselt fast bei jedem Schritte mit seinen Gipfeln und Gründen; was eben noch eine einzige Bergspitze schien, verwandelt sich unvermuthet in eine Bergkette, und was erst sich auf der Anhöhe darstellte, erscheint plötzlich auf ihrem Gipfel; der anmuthige und heimische Eindruck dieser Abhänge mildert so freundlich den Ausdruck des Wilden und schmückt umsomehr die Pracht der übrigen Aussichten.

Durch einen dieser schmalen Fußwege kehrte gegen Abend des 7. Novembers 1628 Don Abbondio **, Pfarrer einer der schon bezeichneten Ortschaften, langsamen Schrittes von einem Spaziergang nach Hause zurück; der Name der Ortschaft wie der Geschlechtsname des Mannes ist in unserm Manuskripte nirgends aufzufinden. Ruhig betete er sein Brevier und schloß zuweilen das Gebetbuch zwischen dem einen und dem andern Psalm, den Zeigefinger der rechten Hand als Merkzeichen dazwischen legend, faltete dann die Hände auf dem Rücken in einander und schritt zur Erde blickend weiter, mit dem Fuße die Steine gegen die Mauer werfend, die ihn auf seinem Wege hinderten.

Endlich erhob er den Blick und heftete ihn auf die Seite eines Gebirges, wo das Licht der schon gesunkenen Sonne durch die Spalten des gegenüberliegenden Berges brach und sich hie und da wie breite ungleiche Purpurstreifen an den hervorragenden Massen abmalte. Nachdem er das Brevier wieder aufgeschlagen und ein anderes Stück gebetet hatte, kam er an eine Krümmung des Weges, wo er stets die Augen vom Buche zu erheben und sich umzuschauen pflegte, wie er es auch heute that. Nach dieser Krümmung ging der Weg etwa sechzig Schritt gerade aus; dann theilte er sich in zwei schmale Wege in Gestalt eines Ypsilons. Der zur

Rechten führte den Berg herauf zu der Pfarrwohnung; der linke senkte sich abwärts ins Thal hinab bis zu einem wilden Bache, wo die Mauern dem Wanderer nur bis an die Hüften reichten. Am Ende dieses Pfades befand sich eine kleine Kapelle, an der ziegelfarbig auf grauem Grunde lange, geschlängelte, zugespitzte Figuren gemalt waren, die nach der Absicht des Künstlers und in den Augen der dortigen Bewohner Flammen bedeuteten; diese wechselten wieder ab mit andern unbeschreibbaren Figuren, welche die Seelen im Fegefeuer vorstellen sollten.

Der Pfarrer wandte sich auf seinem Wege um und, indem er den Blick wie gewöhnlich auf die kleine Kapelle richtete, sah er Etwas, das er nicht erwartet hatte und das er lieber nicht gesehen hätte. Zwei Männer standen sich am Zusammenfluß der beiden Fußwege, wenn man so sagen darf, gegenüber: der Eine von ihnen rittlings auf der kleinen, niedrigen Mauer, das eine Bein nach außen hin baumeln lassend, während der andere Fuß auf dem Boden des Weges ruhte; sein Gefährte lehnte stehend gegen die Mauer, die Arme über der Brust gekreuzt.

Haltung, Kleidung und was sonst der Pfarrer von ihrem Aeußern aus der Entfernung erkennen konnte, ließ keinen Zweifel zu über den Stand, dem sie angehörten. Beide hatten auf dem Kopfe ein grünes Netz, aus dem auf der Stirn ein ungeheurer Haarbüschel hervorkam und dessen Ende mit einer großen Quaste auf der linken Schulter herabhing; lange gekräuselte Schnauzbärte, einen glänzenden ledernen Gürtel, in dem zwei Pistolen befestigt waren; ein kleines, gefülltes Pulverhorn an einem Halsband vor der Brust hängend; aus der Tasche der weiten, faltigen Hose sah der Griff eines Messers hervor; einen Degen, in dessen glänzend polirter Messingscheide Namenszüge eingezeichnet waren: auf den ersten Blick erkannte man sie für Bravi.

Diese Gattung von Menschen, welche jetzt ganz verschwunden ist, stand damals in der Lombardei in ihrer Blüthe und war schon sehr alt. Für den, welcher keine Vorstellung von ihr hat, mögen hier einige glaubwürdige Angaben über ihren eigenthümlichen Charakter, über die gemachten Anstrengungen, sie zu vertilgen, und über ihre rauhe, zähe Lebenskraft folgen.

Am 8. April des Jahres 1583 hatte Don Carlos von Aragonien, Fürst von Castelvetrano, Herzog von Terranuova, Marquis von Avola, Graf von Burgeto, Großadmiral und Feldherr von Sicilien, Statthalter von Mailand und Generalkapitän Seiner katholischen Majestät in Italien, „völlig unterrichtet von dem unerträglichen Elend, in welchem die Stadt Mailand wegen der Bravi und Vagabonden lebt und gelebt hat", eine öffentliche Landesverweisung gegen sie erlassen. Er erklärte und bestimmte darin, „daß alle diejenigen für Bravi und Vagabonden gehalten werden sollen, Fremde oder Einheimische, welche kein Gewerbe haben, oder wenn sie es haben, es nicht treiben, die mit oder ohne Besoldung irgend einem Ritter oder Edelmann, Beamten oder Kaufmann durch Dienstleistungen beistehn, um, wie man es sicher voraussetzen kann, Andern Fallen zu stellen. Allen diesen gebietet er, binnen sechs Tagen das Land zu verlassen, kündigt den Widerspenstigen die Galeerenstrafe an und gestattet allen Gerichtsbeamten die härtesten und unbeschränktesten Gewaltmittel zur Ausübung dieses Befehls."

Aber schon im Jahre darauf mußte der genannte Herr wahrnehmen, daß die ganze Stadt nach wie vor mit Bravi überfüllt war, die ihr gewöhnliches Leben fortführten, die weder ihre Sitten verändert noch an Zahl abgenommen hatten, und er erließ daher am 12. April einen zweiten, noch schärferen öffentlichen Aufruf, in welchem er unter andern Befehlen vorschreibt: Daß Jeder, wer er auch sei, Bürger oder Fremder, von welchem es durch zwei Zeugen angegeben wird, daß er in der öffentlichen Meinung für einen Bravo gilt, auch wenn ihm kein Verbrechen nachgewiesen werden kann, nur auf den bloßen Verdacht hin, ohne weitere Beweise von jedem Richter auf die Folter gebracht werden kann, um den Proceß gegen ihn einzuleiten, und daß er darnach, ohne irgend ein Verbrechen eingestanden zu haben, nur wegen des Rufes und Namens eines Bravo zu dreijähriger Galeerenstrafe verurtheilt werden kann. Alles dies und noch mehreres (was hier übergangen wird) soll streng befolgt werden, weil „Seine Excellenz fest auf den Gehorsam eines Jeden besteht."

Man sollte wohl glauben, daß schon der bloße Wiederhall

eines so kräftigen, nachdrücklichen Machtwortes alle Bravi hätte für immer verschwinden lassen; aber das Edikt eines nicht weniger mächtigen und berühmten Herrn überzeugt uns vom Gegentheil.

Juan Fernandez von Velasco, Connetabel von Castilien, Oberkammerherr Seiner Majestät, Herzog der Stadt Frias, Graf von Haro und Castelnovo, Herr der Stadt Velasco und der der sieben Infanten von Lara, Statthalter des Mailändischen Staates u. s. w., „auch völlig unterrichtet von dem schädlichen und verderblichen Einfluß, den die Bravi und Vagabonden auf die Wohlfahrt und Sicherheit des Publikums haben, indem die Gerechtigkeit hintergangen wird", kündigt ihnen am 5. Juni 1593 aufs neue an, daß sie binnen sechs Tagen das Land zu räumen haben und wiederholt ihnen dabei ausdrücklich die Vorschriften und Drohungen seines Vorgängers. Bald darauf aber muß er zu seinem großen Aerger und Schmerz erfahren, „daß die Bravi und Vagabonden sich täglich in der Stadt und im Staate vermehren, daß sie Tag und Nacht Verbrechen aller Art, Raub und Mord ausüben, denen sie sich um so leichter ergeben können, als sie von ihren Häuptern und Helfershelfern in Schutz genommen werden", und wie man es bei hartnäckigen Krankheiten zu thun pflegt, so wurden auch hier die nämlichen Mittel in verstärkter Dosis verordnet. „Jedermann vermeide durchaus diesen Befehlen entgegen zu handeln", schließt der Aufruf, „denn Seine Excellenz würde mit unbarmherziger Strenge verfahren, weil sie fest und bestimmt beschlossen hat, daß dies die letzte Warnung sei."

Sein Nachfolger, Don Pedro Enriquez von Acevedo, Graf von Fuentes, Hauptmann und Statthalter von Mailand, war jedoch aus guten Gründen anderer Meinung; „auch völlig unterrichtet von dem Elende, welches durch die große Anzahl der Bravi über die Mailändischen Staaten hereingebrochen", ist er entschlossen, dieses verderbliche Volk gänzlich auszurotten, und erläßt am 5. Dezember 1600 einen neuen Aufruf voll ernstester Bedrohungen und fester Vorsätze, „die mit aller Strenge ohne Hoffnung auf Nachsicht buchstäblich ausgeführt werden sollen."

Man muß jedoch annehmen, daß er sich ihnen nicht mit all dem guten Willen entgegen stellte, den er anzuwenden wußte, um

Kabalen zu spinnen und seinem großen Feinde Heinrich IV. Feinde zu erzeugen; denn es gelang ihm, wie die Geschichte beweist, den Herzog von Savoyen gegen den König zu bewaffnen, welcher durch ihn mehr als eine Stadt verlor, und wie gut verstand er es, den Herzog Biron in eine Verschwörung zu verwickeln, durch welche dieser seinen Kopf verlor. Was aber das verderbliche Geschlecht der Bravi betrifft, so vermehrte sich dasselbe bis zum 22. September 1612 unaufhörlich. An diesem Tage dachte Don Giovanni von Mendoza, Markgraf von Hynojosa, Statthalter u. s. w., ernstlich daran, sie auszurotten, und sendete auch wirklich an die königlichen Drucker Pandolfo und Marco Tullio Malatesti die gewöhnliche Verordnung ab, verbessert und vermehrt, damit sie zur Vertilgung der Bravi gedruckt wurde. Dieselben lebten aber ungestört fort, und Don Gomez Suarez von Figueroa, Herzog von Feria, Statthalter u. s. w., erließ am 24. Dezember 1618 die nämlichen, noch stärkeren Drohungen an sie. Sie wurden aber auch hierdurch nicht vernichtet, und Don Gonzalo Fernandez von Cordova, unter dessen Regierung Don Abbondio seinen Spaziergang machte, sah sich gezwungen, am 5. Oktober 1627, also ein Jahr, einen Monat und zwei Tage vor jenem gedachten Ereigniß, die gewöhnlichen Aufrufe gegen die Bravi wieder bekannt zu machen.

Es war dies nicht die letzte Bekanntmachung; wir erwähnen aber der nachherigen hier nicht mehr, weil sie über die Zeit, in der unsre Geschichte sich zutrug, hinausgehen. Nur einer gedenken wir noch, vom 13. Februar 1632, in welcher der Herzog von Feria, zum zweiten Male Statthalter, uns verkündet, „daß die allerschlimmsten Schandthaten von den Bravi ausgehen“. Dies genügt, um zu wissen, daß es in der Zeit, in der wir uns bewegen, immer noch Bravi gab.

Daß die zwei vorher beschriebenen hier Jemand erwarteten, war nur allzu klar; was aber Don Abbondio dabei sehr mißfiel, war, daß er aus gewissen Bewegungen bemerken mußte, er sei der Erwartete. Denn bei seinem Erscheinen hatten Beide schnell den Kopf erhoben, sich einander angesehen, als sagten sie Beide auf einmal zugleich: Er ist es. Der, welcher rittlings saß, hatte sich

erhoben, indem er das Bein nach dem Wege herüberzog; der andere trat von der Mauer zurück und Beide schritten ihm entgegen. Der Pfarrer hatte sein Brevier geöffnet und that als ob er läse, blickte aber heimlich darüber hin, um ihre Bewegungen zu beobachten, und da er sie grade auf sich zukommen sah, bestürmten ihn plötzlich tausend Gedanken. Er fragte sich schnell, ob zwischen den Bravi und ihm nicht rechts oder links noch ein Ausweg wäre, aber eben so schnell erinnerte er sich, daß keiner war; rasch prüfte er sich dann, ob er sich vielleicht gegen irgend einen Mächtigen oder einen Nachsüchtigen vergangen habe, doch sein gutes Gewissen beruhigte und tröstete ihn in dieser Qual. Die beiden Bravi kamen indessen immer näher, indem sie ihn scharf beobachteten. Er steckte den Zeige- und Mittelfinger der linken Hand in seinen Halskragen, als wollte er ihn zurecht rücken, und indem er dabei das Gesicht umwandte, schielte er, so weit er konnte, hinter sich, ob vielleicht Jemand des Weges käme; aber er sah Niemand. Er warf einen Blick über die kleine Mauer nach den Feldern: auch hier zeigte sich Niemand. Schüchtern wagte er es, grade aus zu sehen, doch nichts zeigte sich seinen Blicken als die beiden Bravi. Was thun? Umkehren? Davonlaufen? Dazu war keine Zeit mehr; auch hieße es ihnen zurufen: verfolgt mich, und das wäre noch schlimmer. Da er der Gefahr nicht ausweichen konnte, so lief er ihr entgegen, denn die Augenblicke der Ungewißheit wurden so peinigend für ihn, daß er nichts mehr wünschte, als sie abzukürzen. Er beeilte daher seine Schritte, betete mit lauterer Stimme einen kleinen Vers her und zwang seinem Gesicht so viel Ruhe und Heiterkeit auf, als er nur irgend konnte. Als er sich gleich darauf den rechtschaffenen Männern dicht gegenüber befand, sagte er in Gedanken: da sind wir, und blieb lächelnd stehen. „Herr Pfarrer", sagte einer der Beiden und durchbohrte ihn mit den Augen.

„Was befehlen Sie?" antwortete schnell Don Abbondio, indem er die Augen von dem Buche erhob, welches er aufgeschlagen immer vor sich hinhielt. „Sie haben den Vorsatz", fuhr der Andere drohend und zornig fort, als ob er einen Untergebenen auf einer Schelmerei ertappe, „Sie haben die Absicht, Renzo Tra-

maglino und Lucia Mondella morgen zu trauen.“ „So ist es“, antwortete mit zitternder Stimme Don Abbondio: „so ist es. Sie sind Weltmänner, meine Herren, und wissen sehr gut, wie es mit solchen Dingen geht. Der arme Pfarrer wird so mit hineingezogen; sie machen ihre Geschäfte unter sich ab, und dann .... und dann kommen sie zu uns, um den Schaden wieder gut zu machen; und wir ... wir sind die Diener der Gemeinde.“

„Wohlan“, sagte der Bravo leise, aber im festen, befehlenden Ton, „diese Ehe wird nicht geschlossen werden, weder morgen, noch jemals.“

„Aber, meine Herren“, erwiederte Don Abbondio so sanftmüthig und höflich wie Jemand, der einen Ungeduldigen überzeugen will, „aber, meine Herren, versetzen Sie sich doch einmal in meine Stelle .... wenn die Sache von mir abhinge ... Sie sehen wohl, daß ich nichts davon habe ...“

„Ei was“, unterbrach ihn der Bravo, „wenn die Sache mit Geschwätz abgemacht wäre, so würden Sie uns bald in die Tasche stecken. Wir verstehen nichts davon und wollen auch nichts mehr davon wissen. Sie sind gewarnt ... Sie verstehen uns.“

„Aber die Herren sind viel zu gerecht, viel zu vernünftig ....“

„Aber“, entgegnete diesmal der andere Geselle, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte, „aber aus der Ehe wird nichts, oder ....“ hier folgte ein derber Fluch, „oder wer sie abschließt, der wird es nicht bereuen, weil er keine Zeit dazu haben wird und ....“ abermals ein Fluch.

„Still, still!“ fing der erste Sprecher wieder an, „der Herr Pfarrer kennt die Welt; und wir sind rechtschaffene Leute, die ihm nichts Uebles zufügen wollen, wenn er Vernunft annimmt. Herr Pfarrer! der gnädige Herr, Don Rodrigo, unser Gebieter, läßt Sie freundlich grüßen.“

Dieser Name wirkte in Don Abbondio’s Seele wie ein Blitzstrahl, der bei einem nächtlichen Sturmgewitter plötzlich die Gegenstände auf einen Augenblick beleuchtet und den Schrecken erhöht. Unwillkürlich machte er eine tiefe Verbeugung und sagte: „Wenn Sie mir nur beibringen könnten ..“ „Oho! Ihnen was beibringen, der sehr gut Latein versteht“, unterbrach ihn der Bravo

mit einem groben, wüthenden Gelächter. „An Ihnen ist die Reihe. Und vor Allem lassen Sie sich kein Wort entschlüpfen über den Wink, den wir Ihnen zu Ihrem Besten gegeben haben; sonst ..... eh ..... würde Ihnen dasselbe geschehen, als wenn Sie die Ehe schließen. Wohlan, was sollen wir in Ihrem Namen dem gnädigen Herrn Don Rodrigo sagen?"

„Daß ich ehrerbietig ..."

„Erklären Sie sich deutlicher!"

„Bereit ... bereit bin, ihm zu gehorchen."

Indem er diese Worte aussprach, wußte er eigentlich nicht, ob er ein Versprechen von sich gab oder nur eine Höflichkeitsbezeigung. Die Bravi aber stellten sich, als ob sie solche in ernsterem Sinne nähmen.

„Sehr wohl, Herr Pfarrer, gute Nacht", sagte der Eine, im Begriff sich mit seinem Gefährten zu entfernen. Don Abbondio, der wenige Augenblicke vorher eines seiner Augen darum gegeben haben würde, ihnen zu entkommen, hätte jetzt gern die Unterhaltung und die Unterhandlung verlängert. „Meine Herren", hub er an, indem er das Gebetbuch mit beiden Händen schloß; diese aber hörten ihn nicht weiter an, sondern schlugen den Weg ein, auf dem sie gekommen waren, und entfernten sich, ein Liedchen singend, das ich nicht beschreiben will. — Der arme Don Abbondio blieb einen Augenblick mit offenem Munde wie verzaubert stehen; dann schlug er den der beiden Wege ein, welcher nach seinem Hause führte, nur mühsam seine Beine, die ihm wie gelähmt schienen, vorwärts bringend. Man wird seinen Gemüthszustand besser verstehen, wenn wir Einiges über die Verhältnisse und die Zeiten, in denen er lebte, mitgetheilt haben werden.

Don Abbondio, der Leser wird es schon wahrgenommen haben, war nicht mit dem Herzen eines Löwen auf die Welt gekommen. Von seinen frühsten Jahren an hatte er erfahren müssen, daß der schlimmste Stand der eines Thieres ohne Klauen und ohne Zähne ist, welches nicht zugleich auch die Neigung, sich verschlingen zu lassen, in sich fühlt. Die gesetzliche Macht beschützte einen ruhigen, friedlichen Menschen in keiner Weise. Nicht,

daß es an Gesetzen und Strafen gegen Gewaltthaten gefehlt hätte; sie regneten vielmehr hernieder; die Verbrechen waren aufgezählt und mit ängstlicher Weitschweifigkeit beschrieben; die thöricht übertriebenen Strafen wurden fast bei jedem einzelnen Falle nach der Willkür des Gesetzgebers oder der hundert Vollzieher noch vergrößert, und das ganze Verfahren zielte nur darauf hin, den Richter von Allem zu entbinden, was ihm bei einer Verurtheilung hinderlich sein konnte. Die Stellen, welche wir aus den Verordnungen gegen die Bravi angeführt haben, sind ein kleiner, aber treffender Beweis davon.

Trotzdem, vielleicht grade aus diesem Grunde dienten die immer wiederholten und verstärkten Verordnungen unter den verschiedenen Regierungen nur dazu, die Ohnmacht ihrer Erlasser zu bekunden; oder, wenn sie wirklich einigen Erfolg hervorbrachten, so war es nur der, daß sie die Bedrückungen, welche die Friedsamen und Schwachen schon genug von den Ruhestörern zu erdulden hatten, noch vermehrten. Die Straflosigkeit war so ausgebildet, daß sie Wurzeln hatte, welche die öffentlichen Aufrufe weder fassen, noch ausreißen konnten. Derartig waren auch die Zufluchtstätten und die Vorrechte einiger Stände, welche die gesetzliche Macht theils anerkannte, theils mit grollendem Stillschweigen duldete, oder mit vergeblichen Einsprüchen angriff, die aber von jenen Ständen mit Eifersucht auf ihren Vortheil und auf ihre Ehre behauptet und beschützt wurden. Diese Straflosigkeit, jetzt bedroht und beschimpft, aber durch keine Verordnung zerstört, mußte natürlich, bedroht und angegriffen, immer neue Kräfte und neue Erfindungen anwenden, um sich zu erhalten. So geschah es denn auch in der That; beim Erscheinen der Verordnungen, um die Gewaltthätigen zu unterdrücken, suchten diese in ihrer wirklichen Kraft neue bequemere Mittel, um das, was jene untersagt hatten, fortsetzen zu können. Sie durften freilich den Arglosen, der ohne eigene Kraft und ohne Schutz war, bei jedem Schritte festnehmen und ängstigen; denn dazu hatten sie Jedermann an der Hand, und um Verbrechen zu verhüten oder zu bestrafen, unterwarfen sie jede Bewegung des Privatmannes dem willkürlichen Ausspruch von Gesetzesvollziehern jeder Art.

Wer aber, ehe er ein Verbrechen beging, seine Maßregeln getroffen hatte, sich bei Zeiten in ein Kloster oder in einen Palast zu flüchten, wohin die Schergen niemals gewagt haben würden, den Fuß zu setzen; wer, ohne andere Versicherungen, eine Livree trug, die zu vertheidigen die Eitelkeit und der Vortheil, eine mächtige Familie, einen ganzen Stand verpflichtete, der war in seinen Handlungen frei und konnte über die Menge von Verordnungen sich lustig machen. Selbst von denen, die angestellt waren, dieselben vollziehen zu lassen, gehörten Einige durch Geburt der bevorrechteten Partei an, der sich Andre des Schutzes wegen unterwarfen; diese wie jene hielten durch Erziehung, Vortheil, Gewohnheit und durch Nachahmung an den gefaßten Grundsätzen fest, und sie würden sich wohl gehütet haben, aus Liebe für ein an die Ecken ausgehängtes Stück Papier dieselben zu verletzen. Wenn auch die mit der unmittelbaren Ausführung beauftragten Menschen unternehmend wie Helden, gehorsam wie Mönche und opferfähig wie Märtyrer gewesen wären, sie würden damit nichts erreicht haben, denn sie waren nicht nur an Anzahl geringer als die, mit denen sie in den Kampf traten, sie hatten auch noch die herrliche Aussicht, von dem verlassen zu werden, der ihnen zu handeln gebot. Ueberdies waren dieselben im Allgemeinen die verworfensten und ruchlosesten Subjekte ihrer Zeit; ihr Amt ward sogar von denen für verächtlich gehalten, welche sich davor fürchteten, und ihr Titel galt für eine Beschimpfung. Es war daher wohl natürlich, daß sie, anstatt ihr Leben aufs Spiel zu setzen und an ein verzweifeltes Unternehmen wegzuwerfen, ihre Unthätigkeit oder vielmehr ihre Nachsicht an die Mächtigen verkauften und sich vorbehielten, ihr verabscheutes Amt und die Macht, welche sie noch hatten, bei gefahrlosen Gelegenheiten, bei Bedrückung friedlicher und wehrloser Menschen auszuüben.

Wer beleidigen will, oder jeden Augenblick fürchtet, beleidigt zu werden, sucht natürlicherweise Verbündete und Gefährten. Daher war in jenen Zeiten das Bestreben der Einzelnen, nach Ständen zusammenzuhalten, immer neue Bundesgenossen anzuwerben und ihnen die größte Macht zu verschaffen, auf die höchste Spitze getrieben. Die Geistlichkeit überwachte ihre Freiheiten,

um sie zu behaupten und zu erweitern, der Adel seine Vorrechte, der Kriegsmann seine Begünstigungen. Die Kaufleute und die Handwerker waren in Zünfte und Brüderschaften eingeschrieben. Die Rechtsgelehrten schlossen ein Bündniß und selbst die Aerzte bildeten eine Körperschaft. Jede dieser kleinen Verbindungen hatte ihre eigene besondere Gewalt, wodurch der Einzelne den Vortheil erlangte, nach seiner Geschicklichkeit und nach seinem Ansehn die verbundenen Kräfte Vieler für sich zu verwenden. Die Redlichen benutzten diesen Vortheil zu ihrer Vertheidigung; die Schlauen und Ruchlosen, um Schurkenstreiche auszuführen, zu denen ihre persönlichen Mittel nicht ausreichend gewesen sein würden, und um sich vor Bestrafung sicher zu stellen. Die Kräfte dieser verschiedenen Verbindungen waren jedoch sehr ungleich; besonders auf dem Lande übte der reiche und mächtige Edelmann, von einer Schaar Bravi und dem Bauernvolke umgeben, die durch angestammte Rechte oder durch Eigennutz und Zwang sich fast wie Untergebene und Soldaten der Herrn betrachteten, eine Macht aus, der schwerlich irgend eine andere Verbindung hätte widerstehen können.

Unser Abbondio, weder adelig noch reich, am wenigsten aber beherzt, hatte gleich bei seinem Austritt aus den Kinderjahren wahrgenommen, daß er unter diesen Zuständen wie ein Gefäß von gebrannter Erde sei, das in Gesellschaft vieler eiserner Gefäße gezwungen sei, mitzuwandern. Er war darum auch dem Willen seiner Eltern, die ihn zum Priester bestimmten, durch Gehorsam entgegengekommen, ohne daß er, um die Wahrheit zu sagen, viel über die Pflichten und die edle Bestimmung des Amtes, dem er sich widmete, nachgedacht hätte. Sich einen behaglichen Lebensunterhalt zu sichern und in einen begünstigten, mächtigen Stand einzutreten, diese beiden Gründe schienen ihm mehr als ausreichend für seine Wahl. Aber welcher Stand es auch war, er beschützte und sicherte den Einzelnen doch nur bis auf einen gewissen Grad, keinem erließ er die Pflicht, nach einem gewissen System zu handeln. Don Abbondio, unaufhörlich von Gedanken für seine eigene Sicherheit und Ruhe erfüllt, kümmerte sich nicht um jene Vortheile, denn um sie zu erlangen, hätte er sich sehr bemüher oder

doch Etwas wagen müssen. Sein System bestand vorzüglich darin, alle Händel zu vermeiden oder, wenn er dies nicht konnte, nachzugeben. Neutralität entwaffnete alle Kriege um ihn herum, die aus den äußerst häufigen Streitigkeiten zwischen der Geistlichkeit und der weltlichen Macht, zwischen dem Militär und den Bürgerlichen und den Edelleuten unter sich entsprangen, bis zu den Zänkereien zweier Landleute herab, die, durch ein Wort erzeugt, mit Faustschlägen oder Messerstichen entschieden wurden. Wenn er durchaus gezwungen war, zwischen zwei Kämpfenden Partei zu nehmen, so hielt er es mit dem Stärkeren, indem er sich bestrebte, den andern merken zu lassen, daß er nur sehr ungern sein Feind sei; er schien ihm zu sagen: warum habt ihr es nicht verstanden, der Stärkere zu sein —, ich würde mich auf eure Seite gestellt haben. Von den Uebermächtigen hielt er sich fern; und indem er sich stellte, als merke er ihre vorübergehenden, launenhaften Beleidigungen nicht, begegnete er den Kränkungen, die aus ernsterer, wohl überlegter Absicht hervorgingen, mit Bücklingen und ergötzlicher Unterwürfigkeit, wodurch er sogar den Trotzigsten und Grämlichsten ein Lächeln abzwang, wenn sie ihm unterwegs begegneten. So war es dem armen Manne gelungen, ohne Stürme sechzig Jahre zurückzulegen.

Es ist damit aber nicht gesagt, daß er nicht auch sein Theil Galle im Leibe gehabt hätte; diese unaufhörliche Uebung im Erdulden, das öftere Rechtgeben, die vielen stillschweigend heruntergeschluckten bitteren Pillen hatten sie ihm dermaßen erregt, daß, wenn er ihr nicht von Zeit zu Zeit hätte Luft machen können, seine Gesundheit ganz gewiß darunter gelitten haben würde. Aber wie überhaupt in der Welt, so gab es auch in seiner Nähe Menschen, die er für durchaus unfähig erkannt hatte, Böses zu thun; an diesen konnte er öfters seine lang zurückgehaltene übele Laune auslassen, ohne daß er Grund und Recht hatte, zu schelten. Er war denen, die nicht nach seinem Sinne lebten, ein strenger Sittenrichter, wenn er dies Amt ohne Gefahr ausüben konnte. Der Geschlagene war zum allerwenigsten ein unkluger, der Ermordete war immer ein störriger Mensch gewesen. Wer seine Rechte gegen einen Mächtigen behaupten wollte und einen

zerschlagenen Kopf davon trug, dem wußte Don Abbondio immer Unrecht zu geben, was nicht schwer ist, da Recht und Unrecht sich nicht so genau sondern und unterscheiden lassen, daß ein Theil nur das Eine von beiden hätte. Vor Allem aber eiferte er gegen seine Mitbrüder, welche auf ihre Gefahr hin Partei nahmen für einen Schwachen gegen einen übermüthigen Unterdrücker. Dies nannte er mit Gewalt Händel suchen und den Hunden in den Weg laufen und sagte sehr ernst, daß diese Einmischung in weltliche Dinge der Würde des heiligen Amtes schade. Gegen diese predigte er, wenn auch nur unter vier Augen oder in einem ganz kleinen Plauderkreise, mit um so größerer Hitze, je mehr er von ihnen wußte, daß sie über Dinge, die sie persönlich betrafen, keinen Unwillen äußerten. Er hatte dann eine Lieblingsredensart, mit welcher er immer Gespräche über diese Gegenstände besiegelte: daß ein Ehrenmann, der auf sich und auf seinen Stand halte, niemals in schlechte Händel gerathe.

Meine fünfundzwanzig Leser können sich nun denken, welchen Eindruck die schon erwähnte Begegnung auf das Gemüth des Aermsten machen mußte. Der Schrecken über jene unheimlichen Gesichter und jene schlimmen Reden, die Drohung eines Herrn, von dem es bekannt war, daß er nicht vergebens drohte, das System eines ruhigen Lebens, das so viele Jahre des Studiums und der Geduld gekostet hatte, zerstört zu sehen in einem Augenblick, mit einem Schritte, bei dem man den Ausgang nicht absehen konnte: alle diese Gedanken summten wild durcheinander in dem schwachen Kopfe Don Abbondio's.

Wenn Renzo sich mit einem einfachen Nein zufriedenstellen ließe, wohlan; aber er wird Gründe verlangen und was, um's Himmels willen kann ich ihm antworten? Ei, ei, ei, er hat auch seinen Verstand; ein Lamm, wenn ihn keiner anrührt — aber wenn ihm einer widersprechen will .... ih! und dann, dann Lucia aufgeben, in die er verliebt ist wie .... lose Buben, die sich verlieben, weil sie nicht wissen, was sie anfangen sollen, dann heirathen wollen, ohne an etwas Anderes zu denken. Sie machen sich kein Gewissen über den Kummer, den sie über einen armen, ehrlichen Mann bringen.

O ich Armer! warum mußten grade diese beiden Schreckgestalten mir in den Weg treten und mit mir anbinden! Was geht's mich an? Will ich mich verheirathen? Warum wendeten sie sich nicht lieber an ... O laßt uns einmal bedenken ... es ist mein Schicksal, daß mir die klugen Gedanken immer erst einfallen, wenn ich sie nicht mehr benutzen kann. Wenn man daran gedacht hätte, ihnen beizubringen, daß sie ihren Auftrag .... — aber in diesem Augenblick fiel ihm ein, daß es doch zu gottlos wäre, wenn er bereute, die Bosheit durch seinen Rath nicht unterstützt zu haben, und all sein Ingrimm richtete sich nun gegen jenen Andern, der ihm so seine Ruhe genommen hatte. Er kannte Don Rodrigo nur von Ansehen und vom Rufe, er hatte niemals etwas anderes mit ihm zu schaffen gehabt, als daß er die wenigen Male, wo er ihm begegnet war, sich so tief vor ihm verbeugt hatte, daß die Spitze seines Hutes fast die Erde berührte. Er hatte bei mehr als einer Gelegenheit den Ruf dieses Herrn gegen diejenigen vertheidigt, die, leise seufzend und die Augen gen Himmel gerichtet, irgend eine seiner Handlungen verwünschten; er hatte hundertmal gesagt er sei ein ehrenwerther Cavalier. Aber in diesem Augenblick gab er ihm in seinem Herzen alle die Titel, die er ihm niemals von Andern hatte beilegen hören, ohne eiligst mit einem, o bewahre! dazwischen zu fahren.

In dem Sturm dieser Gedanken langte er an der Thür seines Hauses an, das im Hintergrund des Dörfchens stand, steckte eiligst den Schlüssel, den er schon in der Hand hielt, in das Schloß, öffnete, trat ein, schloß vorsichtig wieder zu und rief ängstlich nach seiner treuen Gefährtin: „Perpetua! Perpetua!" indem er auf den kleinen Saal zuschritt, wo sie ganz gewiß sein mußte, um das Abendessen anzurichten.

Perpetua war, wie Jeder merkt, die Dienerin Don Abbondio's, eine treu ergebene Dienerin, die nach Umständen zu gehorchen und zu gebieten wußte und es zu rechter Zeit verstand, das Gebrumme und die Launen ihres Gebieters zu ertragen, wofür er die ihrigen nicht minder erdulden mußte, die von Tag zu Tag häufiger wurden, da sie das sehr mündige Alter der Vierziger überschritten hatte und ledig geblieben war, weil sie alle Heiraths-

anträge, die ihr gemacht waren, ausgeschlagen hatte, wie sie sagte, oder weil sich auch nicht einmal ein Hund, wie ihre Freundinnen sagten, gefunden hatte, der sie wollte.

„Ich komme", antwortete sie, indem sie sich langsam in Bewegung setzte und das Fläschchen mit dem Lieblingsweine Don Abbondio's an den gewohnten Ort auf den kleinen Tisch stellte; sie hatte aber die Schwelle des Zimmers noch nicht berührt, als er schon eintrat mit so hastigem Schritt, so scheuem Blick und so verstörtem Angesichte, daß es nicht einmal der geübten Augen Perpetua's bedurfte, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß ihm wirklich etwas ganz Außerordentliches widerfahren sei.

„Barmherzigkeit! was ist Ihnen, theurer Herr?"

„Nichts, nichts", erwiederte Don Abbondio und ließ sich ganz erschöpft in seinen großen Lehnstuhl nieder.

„Wie, nichts? Das wollen Sie mir einreden? Das ist schändlich! Irgend ein großes Ereigniß ist vorgefallen."

„O um des Himmels willen! wenn ich sage nichts, so ist es nichts, oder es ist etwas, das ich nicht sagen kann."

„Das Sie auch mir nicht sagen können? Wer wird für Ihre Gesundheit Sorge tragen? Wer wird Ihnen einen Rath geben?"

„Weh mir! Schweig und gieb mir weiter nichts als ein Glas von meinem Wein."

„Und Sie wollen behaupten, daß Ihnen nichts ist?" sagte Perpetua, indem sie das Glas füllte und in der Hand behielt, als ob sie es ihm nur als Belohnung des Vertrauens geben wollte, auf das er sie so sehr warten ließ.

„Gieb her, gieb her!" rief Don Abbondio, das Glas mit zitternder Hand ergreifend und es so schnell leerend, als ob es eine Arzenei wäre.

„Sie wollen mich also zwingen, daß ich überall herum frage, was meinem Herrn zugestoßen ist?" fragte ihn Perpetua, dicht vor ihm stehend; die Hände in die Seiten gestützt, die spitzen Ellenbogen voraus, blickte sie ihn fest an, als wollte sie ihm gleichsam das Geheimniß aus den Augen saugen.

„Um des Himmels willen! mach mir keine Klatschereien, mach mir keinen Lärm; es gilt . . es gilt das Leben!"

„Das Leben!"

„Das Leben."

„Sie wissen recht gut, daß ich, so oft Sie mir etwas im Vertrauen sagten, daß ich niemals . . . "

„Großsprecherei! wie oft . . . "

Perpetua fühlte, daß sie eine falsche Saite angeschlagen hatte; darum änderte sie schnell den Ton und sagte mit bewegter rührender Stimme: „Lieber Herr, ich bin Ihnen immer ergeben gewesen, und wenn ich jetzt wissen möchte, was Sie quält, so geschieht es aus Eifer, weil ich Ihnen durch guten Rath beistehen und Ihr Herz erleichtern möchte . . . . "

Die Thatsache steht fest, daß Don Abbondio vielleicht ebenso viel Lust hatte, sich seines schmerzlichen Geheimnisses zu entledigen, als Perpetua, es zu kennen; nachdem er also immer schwächer ihr wiederholtes stürmisches Eindringen zurückgewiesen, nachdem er sie mehr als einmal hatte schwören lassen, mit keinem Athemzuge davon etwas zu verrathen, erzählte er endlich, oftmals durch Ach und Weh unterbrochen, die unglückliche Begebenheit. Als er auf den schrecklichen Namen des Anstifters kam, mußte Perpetua einen neuen, noch feierlicheren Schwur ablegen, und nachdem Don Abbondio den Namen ausgesprochen, warf er sich tief und schwer seufzend in seinen Stuhl zurück, erhob die Hände wie befehlend und bittend zugleich, indem er sagte: „Um des Himmels willen!"

„All ihr Heiligen!" schrie Perpetua. „O welch ein Schurke, welch ein Wüstling! welch ein gottloser Mensch!"

„Willst du schweigen? oder willst du mich ganz verderben?"

„O, wir sind hier allein, es hört uns hier Niemand. Aber wie werden Sie es nun machen, armer, lieber Herr?"

„O seht mir doch", sprach Don Abbondio mit zorniger Stimme, „seht, was für einen schönen Rath mir Die zu geben weiß! Fragt mich, was ich machen werde, was ich machen werde, grade als ob sie in der Verlegenheit steckte und es an mir wäre, sie herauszureißen."

„O, ich würde Ihnen wohl meinen einfältigen Rath geben können, aber dann . . . "

„Aber dann . . .! Laß hören."

„Mein Rath wäre, da doch alle sagen, daß unser Erzbischof ein heiliger, beherzter Mann ist, der Niemand fürchtet und der sich eine große Freude daraus machen wird, einen Pfarrer gegen einen so mächtigen Schelm zu beschützen, daß Sie ihm einen schönen Brief schreiben und ihm darin Alles kund thun, wie ..."

„Willst du schweigen? willst du schweigen? Sind das Rathschläge, wie man sie einem armen Manne giebt? Wenn mich eine Flintenkugel in den Rücken träfe, Gott helfe mir! würde sie mir der Erzbischof wieder herausziehen?"

„Ei, die Flintenkugeln theilt man nicht wie Zuckerwerk aus! und wehe uns, wenn die Hunde allemal beißen wollten, wenn sie bellen. Ich habe immer bemerkt, daß man vor dem Achtung hat, der die Zähne zu zeigen weiß, und grade, weil Sie niemals für Ihr Recht sprechen wollten, ist es so weit mit uns gekommen, daß alle, mit Erlaubniß .... "

„Willst du schweigen?"

„Ich schweige gleich, aber es ist doch wahr, daß, wenn die Welt merkt, daß Einer bei jeder Gelegenheit bereit ist, die Segel .... "

„Willst du schweigen? Ist es jetzt an der Zeit, solche Dummheiten zu reden?"

„Genug; Sie werden in der Nacht darüber nachdenken; aber fangen Sie nicht an, sich selbst zu quälen, damit Sie Ihre Gesundheit nicht zu Grunde richten; essen Sie einen Bissen."

„Ich werde darüber nachdenken", brummte Don Abbondio, „gewiß, ich werde darüber nachdenken, ich muß darüber nachdenken", und er erhob sich, fortfahrend: „ich will nichts genießen, nichts; ich habe kein Verlangen darnach, ich weiß wohl selbst, daß jetzt die Reihe an mir ist, nachzudenken. Aber mußte es denn grade mir begegnen!"

„Trinken Sie nur wenigstens dies Tröpfchen noch", sagte Perpetua einschenkend, „Sie wissen, daß Ihnen das den Magen immer wieder herstellt."

„Ach! der braucht ein anderes Mittel, ein anderes Mittel."

So sprechend, nahm er das Licht und brummte vor sich hin: „eine erbärmliche Schurkerei! einem rechtschaffenen Manne wie

ich! und wie wird es morgen ablaufen?“ Unter andern gleichen Wehklagen brach er auf, um nach seinem Zimmer zu gehen. Auf der Schwelle angelangt, wendete er sich nach Perpetua um, legte den Zeigefinger auf den Mund, sagte mit langsamem, feierlichem Ton: „Um des Himmels willen!“ und verschwand.

Zweites Kapitel.

Man erzählt, daß der Prinz von Condé die Nacht, welche dem Tage von Rocroi voran gegangen, sehr fest geschlafen habe; aber erstens war er sehr ermüdet, zweitens hatte er schon alle nöthigen Vorkehrungen getroffen und angeordnet, was am Morgen geschehen sollte. Don Abbondio aber wußte weiter noch nichts, als daß am andern Morgen ein Schlachttag sein würde; ein großer Theil der Nacht wurde daher in bangen Ueberlegungen zugebracht. Sollte er die ruchlose Ankündigung, die Drohungen nicht beachten und die Ehe doch schließen, dies war ein Entschluß, den er nicht fassen mochte. Renzo den Vorfall anvertrauen und mit ihm irgend einen Ausweg suchen .... Gott behüte! „Lassen Sie sich nicht ein Wort entschlüpfen .... sonst ... eh!“ hatte einer der Bravi gesagt; und wenn er aus seinem Gedächtniß jenes „Eh“ wiederschallen hörte, dachte Don Abbondio durchaus nicht daran, ein solches Gesetz zu übertreten, er bereute es sogar schon, mit Perpetua darüber geschwätzt zu haben. Fliehen? wohin? und dann! Wie viele Hindernisse! wie oft Rechenschaft abzulegen! Bei jedem Entschluß, den der Arme aufgab, wühlte er sich in seinem Bette herum. Das, was ihm noch das Beste schien oder das am wenigsten Schlimme, war, Zeit zu gewinnen, um Renzo hinzuhalten. Plötzlich fiel ihm ein, daß an der Zeit, in der die Heirathen verboten waren, nur noch wenige Tage fehlten — und wenn ich den Burschen diese wenigen Tage hinhalten kann, dann kann ich zwei Monate aufathmen und in zwei Monaten kann viel geschehen. Er erwog alle Ausflüchte, die ihn befreien sollten,

und obwohl sie ihm ein wenig leicht erschienen, tröstete er sich doch mit dem Gedanken, daß sein Ansehn denselben scheinbar das rechte Gewicht und seine lange Erfahrung ihm einen großen Vortheil über den unwissenden Jüngling geben würde. Wir wollen sehen, sagte er für sich, er denkt an seine Liebste, und ich denke an meine Haut, der meist Leidende bin ich, lassen wir es auch dabei, daß ich der Schlauste bin. Mein lieber Sohn! und wenn dir's zu Muthe ist, als verbrennst du vor Liebe, ich kann dir nicht helfen, denn ich will dabei nicht zu Grunde gehen. Nachdem er so ein wenig Muth zu einem Entschlusse gefaßt hatte, konnte er endlich die Augen schließen; aber welch ein Schlaf! welche Träume! die Bravi, Don Rodrigo, Renzo, Fußsteige, Felsen, Flucht, Verfolgung, Geschrei und Flintenschüsse.

Das erste Erwachen nach einem Unglück und in einer Verlegenheit ist ein sehr bitterer Augenblick. Kaum wieder zu sich gekommen, kehrt die Seele zu den gewohnten Vorstellungen des vorigen ruhigen Lebens zurück; aber der Gedanke an den veränderten Zustand der Dinge berührt sie plötzlich sehr unfreundlich, und das Unbehagen ist in diesem augenblicklichen Vergleiche um so lebhafter und verletzender. Nachdem Don Abbondio diesen schmerzlichen Augenblick gekostet hatte, wiederholte er sogleich seine nächtlichen Beschlüsse, befestigte sich darin, ordnete sie mehr, erhob sich und erwartete Renzo zugleich mit Furcht und Ungeduld.

Lorenzo oder Renzo, wie ihn alle nannten, ließ nicht lange auf sich warten. Kaum erschien die Stunde, wo er glaubte, sich dem Pfarrer vorstellen zu können, ohne unbescheiden zu sein, als er sogleich mit dem frischen Ungestüm eines Menschen von zwanzig Jahren, der noch an demselben Tage diejenige, welche er liebt, heirathen soll, zu ihm eilte. Seit seinen Jünglingsjahren war er elternlos und trieb das Gewerbe eines Seidenspinners, das, so zu sagen, in seiner Familie erblich war; ein in früheren Jahren sehr einträgliches Gewerbe, welches auch jetzt noch nicht so in Verfall gerathen war, daß es nicht einen geschickten Arbeiter sehr anständig ernährt hätte. Die Arbeit nahm freilich von Tag zu Tag ab; aber die fortwährende Auswanderung der Arbeiter, die sich durch Versprechungen, durch Vorrechte und durch hohen Lohn nach den

benachbarten Ländern ziehen ließen, bewirkte doch, daß es auch denen, die im Lande geblieben waren, noch nicht daran fehlte. Ueberdies besaß Renzo ein Gütchen, welches er beackern ließ und, wenn das Spinnrad still stand, auch selbst beackerte, so daß er sich unter diesen Umständen wohlhabend nennen konnte. Obgleich dieses Jahr noch dürftiger war und man schon anfing, eine wahre Theuerung zu empfinden, so war doch unser Jüngling, seitdem er die Augen auf Lucia geworfen, sparsam geworden; er war hinreichend mit dem Nöthigen versehen und hatte nicht mit der Theuerung zu kämpfen.

Renzo erschien vor Don Abbondio in großem Staate, mit verschiedenfarbigen Federn auf dem Hute, seinen Dolch mit einem schönen Griff in der Hosentasche, mit einem gewissen festlichen und zugleich kecken Ansehn, das damals auch den friedlichsten Menschen eigen war.

Der unsichere, geheimnißvolle Empfang Don Abbondio's bildete einen eigenthümlichen Contrast zu dem fröhlichen, entschlossenen Wesen des Jünglings. Dem muß irgend etwas im Kopfe stecken, dachte Renzo und sagte dann: „Herr Pfarrer, ich bin gekommen, um zu erfahren, zu welcher Stunde Sie befehlen, daß wir uns in der Kirche einfinden."

„Von welchem Tage sprecht Ihr?"

„Wie, von welchem Tage? Erinnern Sie sich nicht, daß heute der festgesetzte Tag ist?"

„Heute?" erwiederte Don Abbondio, als ob er zum ersten Male davon reden hörte. „Heute, heute .... Ihr müßt Geduld haben, heute kann ich nicht."

„Heute können Sie nicht? was ist denn vorgefallen?"

„Zuerst befinde ich mich nicht wohl, Ihr seht es."

„Das thut mir leid; aber was Sie zu thun haben, ist so schnell abgemacht und so wenig anstrengend .... "

„Und dann, dann, dann .... "

„Und was ist dann?"

„Und dann die Verwirrung!"

„Verwirrung? Welche Verwirrung kann dabei sein?"

„Ihr müßtet Euch an unsrer Stelle befinden, um einzusehen, wie viele Verwickelungen in diesen Dingen vorkommen, was für Rechenschaft man davon ablegen muß. Ich bin zu weichherzig, ich sinne immer nur auf Mittel, alle Hindernisse hinwegzuräumen, alles zu erleichtern, und um Andern einen Gefallen zu thun, versäume ich meine Pflicht und ziehe mir darüber Vorwürfe und noch schlimmere Dinge zu.“

„Aber in des Himmels Namen, spannen Sie mich nicht auf die Folter, sagen Sie mir klar und offen heraus, was es giebt.“

„Kennt Ihr alle die Förmlichkeiten, die uns vorgeschrieben sind und nach denen wir uns richten müssen, um eine Ehe abzuschließen?“

„Ich muß wohl etwas davon kennen“, sagte Renzo, der schon anfing aufgebracht zu werden, „denn Sie haben mir die Tage her schon genug den Kopf damit verdreht. Ist jetzt noch nicht alles geschehen? ist noch nicht alles gethan, was zu thun war?“

„Alles, alles, Ihr sollt gleich sehen; doch habt nur Geduld, der Dummkopf bin wieder ich, der seine Pflicht hinten ansetzt, um den Leuten keinen Verdruß zu machen. Aber jetzt . . . genug, ich weiß, was ich sage. Wir armen Pfarrer stehen zwischen Amboß und Hammer. Ihr Ungeduldigen; ich bedaure Euch, armer Junge; aber die Vorgesetzten . . . genug, man kann nicht alles sagen, denn wir sind diejenigen, die übel dabei wegkommen.“

„Aber erklären Sie mir nur, welche andere Förmlichkeit noch abzumachen ist, wie Sie sagen, und sie wird gleich abgemacht werden.“

„Wißt Ihr, wie viele Hindernisse uns entgegenstehen?“

„Was soll ich von den Hindernissen wissen?“

„Error, conditio, votum, cognatio, crimen,
Cultus disparitas, vis, ordo, ligamen, honestas,
Si sis affinis . . . .“

fuhr Don Abbondio fort, sie an den Fingerspitzen herzählend.

„Sie scherzen mit mir?“ unterbrach ihn der Jüngling. „Was soll ich mit Ihrem latinorum anfangen?“

„Also, wenn Ihr die Dinge nicht versteht, so seid geduldig und überlaßt es dem, der sie versteht.“

„Nun also?“

„Wohlan, lieber Renzo, werdet nicht zornig, denn ich bin bereit, alles zu thun ... alles, was von mir abhängt. Ich, ich würde Euch gern zufrieden stellen; ich will Euch wohl. Ei, wenn ich bedenke, wie es Euch so wohl erging; was fehlte Euch? da fangt Ihr die Grille, Euch zu verheirathen .....“

„Was sind das für Reden, Herr?“ brach Renzo halb erstaunt, halb aufgebracht los.

„Ich sage Euch nur, habt Geduld. Ich möchte Euch gern zufrieden sehen.“

„Und schließlich .....“

„Und schließlich, mein lieber Sohn, ich bin nicht Schuld daran, ich habe das Gesetz nicht gemacht. Ehe wir eine Ehe abschließen, sind wir erst verpflichtet, viele, viele Nachforschungen anzustellen, um uns zu versichern, daß keine Hindernisse entgegenstehen.“

„Aber sagen Sie mir doch nur einmal, welches Hinderniß dazwischen gekommen ist?“

„Habt Geduld, diese Dinge lassen sich nicht so schnell erklären. Es wird nichts weiter sein, hoffe ich, aber demungeachtet müssen wir doch diese Nachforschungen anstellen. Der Text ist klar und einleuchtend: antequam matrimonium denunciet ....“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, ich will kein Latein.“

„Ich muß Euch doch aber erklären ...“

„Haben Sie denn diese Nachforschungen noch nicht gethan?“

„Ich habe sie nicht alle so gemacht, wie ich gemußt hätte, sage ich Euch.“

„Warum haben Sie sie nicht bei Zeiten gemacht? warum sagten Sie mir, daß alles geschehen sei? warum damit warten ...“

„Seht! Nun werft Ihr mir meine allzu große Gefälligkeit noch vor. Ich habe Euch alles erleichtert, um Euch um so schneller zu helfen ... aber ... aber jetzt ist mir eingefallen ... genug, ich weiß schon.“

„Und was soll ich thun?“

„Geduldet Euch noch einige Tage, lieber Sohn. Einige Tage sind keine Ewigkeit. Habt Geduld.“

„Bis wie lange?"

„Wir sind glücklich im Hafen", — dachte Don Abbondio bei sich und sagte artiger als je: „Nun, ich werde suchen in vierzehn Tagen . . ."

„Vierzehn Tage! O das ist wirklich eine Neuigkeit. Es ist Alles geschehen, was Sie gewollt haben; der Tag ist festgesetzt; der Tag erscheint; und nun sagen Sie mir, daß ich noch vierzehn Tage warten soll!"

„Vierzehn..." wiederholte er lauter und zornig, den Arm ausstreckend und mit der Faust in der Luft herum schlagend; und wer weiß, welche Verwünschung er dieser Zahl noch angehängt haben würde, wenn ihn Don Abbondio nicht unterbrochen hätte, indem er ihn mit schüchterner Freundlichkeit bei der andern Hand nahm: „Ei, ei, ereifert Euch nicht, um des Himmels willen. Ich will sehen, ich werde versuchen, ob ich in einer Woche . . ."

„Und was soll ich Lucia sagen?"

„Daß es mein Versehen gewesen ist."

„Und das Gerede der Leute?"

„Sagt nur, daß ich mich geirrt habe, aus Uebereilung, aus zu gutem Herzen; macht mich zum Sündenbock. Kann ich besser zu Euch reden? Frisch auf denn! noch eine Woche."

„Und hernach werden wir keine Hindernisse mehr haben?"

„Wenn ich Euch sage . . . ."

„Nun gut: ich will mich eine Woche gedulden; aber merken Sie sich wohl, daß Sie mich dann nicht mehr durch Geschwätz befriedigen werden. Bis dahin empfehle ich mich Ihnen." Dies gesagt, entfernte er sich, indem er vor Don Abbondio einen weniger tiefen Bückling als gewöhnlich machte und ihm einen mehr ausdrucksvollen als ehrerbietigen Blick zuwarf.

Als er heraustrat und zum ersten Male ungern nach dem Hause seiner Verlobten wanderte, fuhr ihm bei allem Aerger immer wieder die Unterhandlung durch den Sinn, die er immer seltsamer fand. Der kalte Empfang Don Abbondio's, sein verlegenes, zugleich ungeduldiges Sprechen, die grauen Augen, welche, während er sprach, ängstlich umher schweiften, als ob sie die Worte fürchteten, das Sichstellen, als wisse er von der bestimmt verabredeten

Ehe gar nichts und vor allem die beständige Anspielung auf etwas Wichtiges, worüber er sich aber nicht klar ausdrückte: alle diese Umstände zusammengestellt, brachten Renzo auf den Gedanken, daß ein anderes Geheimniß dahinter stecke, als Don Abbondio habe zu verstehen geben wollen. Der Jüngling überlegte einen Augenblick, ob er nicht wieder umkehren sollte, ihn in die Enge zu treiben, damit er sich deutlicher erkläre; aber als er die Augen erhob, sah er Perpetua, die an ihm vorüberschritt und in ein Küchengärtchen ging, einige Schritte vom Hause entfernt. Er rief ihr zu, während sie die Thür aufschloß, beeilte seine Schritte, erreichte sie, hielt sie am Eingang auf, und in der Absicht, sie auszuhorchen, band er ein Gespräch mit ihr an.

„Guten Tag, Perpetua: ich hoffte, daß wir heute lustig miteinander sein würden.“

„Wie es Gott gefällt, mein armer Renzo.“

„Thut mir einen Gefallen: der ehrwürdige Herr Pfarrer hat mich aus gewissen Gründen mit schönen Worten abgespeist, die ich nicht recht habe verstehen können; erklärt Ihr mir doch deutlicher, warum er uns heute nicht trauen kann oder will.“

„O! denkt Ihr, daß ich die Geheimnisse meines Herrn weiß?“

Ich habe es gesagt, es ist ein Geheimniß dahinter, dachte Renzo, und um es ans Licht zu ziehen, fuhr er fort: „Frisch, Perpetua! wir sind Freunde; sagt mir, was Ihr wißt, helft einem armen Jungen.“

„Es ist eine üble Sache, arm geboren zu sein, mein lieber Renzo.“

„Das ist wahr“, erwiederte dieser, der in seinem Verdacht immer mehr bestärkt wurde und auf die Hauptsache zu kommen suchte. „Das ist wahr, aber kommt es den Priestern zu, mit armen Leuten schlecht umzugehen?“

„Hört, Renzo; ich kann nichts sagen . . . warum . . . ich weiß nichts; aber ich kann Euch versichern, daß mein Herr weder Euch noch sonst Jemandem Unrecht thun will; er ist nicht Schuld daran.“

„Wer aber ist Schuld daran?“ fragte Renzo, mit einer gewissen

arglosen Miene, aber mit pochendem Herzen und mit gespitzten Ohren.

„Wenn ich Euch sage, daß ich nichts weiß .... Zur Vertheidigung meines Herrn darf ich reden, denn es thut mir weh, wenn ich höre, daß man ihm Schuld giebt, irgend wen kränken zu wollen. Der arme Mann! wenn er fehlt, so geschieht es, weil er zu gut ist. Es giebt aber auf dieser Welt Schurken, gewaltthätige Menschen ohne Gottesfurcht ...“

Gewaltthätige Menschen! Schurken! — dachte Renzo: — das sind nicht die Vorgesetzten. „Wohlan“, sprach er, seine wachsende Unruhe mühsam verbergend, „wohlan, sagt mir, wer es ist.“

„Ah! Ihr möchtet mich gern zum Reden bringen, aber ich kann nichts sagen, weil...ich nichts weiß; wenn ich nichts weiß, so ist es, als ob ich geschworen hätte zu schweigen. Ihr könntet mich auf die Folter spannen, Ihr würdet nicht ein Wort aus mir heraus bringen. Lebt wohl; es ist verlorne Zeit für uns Beide.“ So sprechend, trat sie schnell in den Garten und schloß die Thür. Renzo erwiederte ihren Gruß und kehrte leise und behutsam wieder zurück, um sie nicht merken zu lassen, welchen Weg er nahm; aber sowie er der guten Frau aus der Schußlinie war, beeilte er seine Schritte; in einem Augenblick war er an Don Abbondio’s Thür, trat ein, stürmte nach dem Zimmer, wo er ihn verlassen hatte, fand ihn noch darin und schritt kühn mit wüthenden Blicken auf ihn zu.

„He! he! was bringt Ihr?“ sagte Don Abbondio.

„Wer ist der Gewaltthätige?“ fragte Renzo mit der Stimme eines Menschen, der entschlossen ist, eine bestimmte Antwort zu erlangen, „wer ist der Gewaltthätige, der nicht will, daß ich Lucia heirathe?“

„Was? was? was?“ stotterte der arme Ueberraschte hervor, und sein Gesicht wurde plötzlich so weiß und zusammengefallen, wie ein aus der Wäsche gezogener Lappen, und immer noch vor sich hin murmelnd, sprang er von seinem Lehnstuhl mit einem Satze nach der Thür. Aber Renzo, der diese Bewegung erwarten konnte,

stand auf der Lauer, sprang vor ihm hin, zog den Schlüssel ab und steckte ihn in die Tasche.

„Ei, ei, Herr Pfarrer, werden Sie nun reden? Alle Welt weiß, wie es mit mir steht, nur ich nicht. Potztausend! ich will es auch wissen, ich auch. Wie heißt er?"

„Renzo! Renzo! Aus Menschlichkeit! Bedenket, was Ihr thut! Denkt an eure Seele!"

„Ich denke, daß ich es sogleich auf der Stelle wissen will." So sprechend legte er, vielleicht ohne es gewahr zu werden, die Hand an den Griff seines Dolches, der ihm aus der Tasche hervorkam."

„Barmherzigkeit!" rief Don Abbondio mit schwacher Stimme.

„Ich will es wissen."

„Wer hat Euch gesagt . . . ."

„Nein, nein, keine Ausflüchte mehr. Sprechen Sie deutlich und klar und jetzt gleich."

„Wollt Ihr meinen Tod?"

„Ich will wissen, was ich zu wissen mit Recht fordern kann."

„Aber wenn ich rede, so bin ich des Todes. Soll mir an meinem Leben nichts gelegen sein?"

„Darum reden Sie."

Diese letzten Worte wurden mit einer solchen Kraft ausgesprochen, das Gesicht Renzo's wurde so drohend, daß Don Abbondio durchaus nicht an die Möglichkeit denken konnte, ihm nicht zu gehorchen.

„Gelobt mir, schwört mir", sagte er, „mit Niemand davon zu sprechen, niemals zu sagen . . . ."

„Ich gelobe Ihnen, daß ich einen tollen Streich begehe, wenn Sie mir nicht auf der Stelle den Namen sagen."

Auf diese wiederholte Beschwörung stammelte Don Abbondio mit dem Gesicht und dem Blick eines Menschen, der schon die Zange des Zahnbrechers im Munde hat: „Don" . . . . „Don" wiederholte Renzo, als wollte er dem Patienten helfen, das Uebrige herauszubringen; er stand gebückt, das Ohr über seinen Mund gebeugt, mit straffen Armen und geballten Fäusten.

„Don Rodrigo!“ sprach der Gequälte, die wenigen Silben hastig herausstürzend, als wollte er das Wort in demselben Augenblick, wo er gezwungen war, es herauszubringen, wieder verschlucken, theils vor Bestürzung, theils weil er die wenige Besinnung, die ihm übrig blieb, dazu anwandte, einen Vergleich zwischen seiner doppelten Furcht zu machen.

„O der Hund!“ brüllte Renzo. „Und wie hat er es angefangen? Was hat er Ihnen gesagt, um ....“

„Wie? Was?“ erwiederte mit fast trotziger Stimme Don Abbondio, der nach einem so großen Opfer in gewisser Art der Gläubiger geworden zu sein meinte. „Ha! ich wollte, daß es Euch geschehen wäre, so wie es mir geschehen ist, dem es gar nichts angeht; es würden Euch dann gewiß nicht so viele Grillen im Kopfe stecken geblieben sein. Und nun schilderte er mit schrecklichen Farben den schändlichen Vorfall; und so durcheinander redend, fühlte er immer mehr, welchen ungeheueren Grimm er im Leibe hatte, der bis dahin nur durch die Furcht versteckt und unterdrückt gewesen war; und wie er jetzt sah, daß Renzo zwischen Furcht und Verwirrung, unbeweglich, mit gesenktem Kopfe dastand, da fuhr er immer dreister fort: „Ihr habt eine schöne Geschichte angerichtet! Ihr habt mir einen schönen Dienst erwiesen. Einem ehrlichen Manne solch einen Streich zu spielen. Eurem Seelsorger! in seinem Hause, an geweihtem Orte! Ja, Ihr habt eine schöne Tapferkeit bewiesen. Zu meinem Unglück, zu eurem Unglück habt Ihr mir den Mund gebrochen. Ich verbarg es Euch aus Klugheit, zu eurem Besten. Und nun, da Ihr es wißt? Ich möchte doch sehen, was Ihr mir anhaben könntet..... Um des Himmels willen! es ist kein Spaß. Es handelt sich hier nicht um Recht oder Unrecht; es handelt sich um Gewalt, um Zwang. Und wenn ich Euch diesen Morgen einen guten Rath gab ... he! gleich aufgebracht. Ich hatte den Kopf für mich und für Euch; aber was hilft's?.... Oeffnet wenigstens, gebt mir meinen Schlüssel wieder.“

„Ich kann gefehlt haben“, warf Renzo Don Abbondio mit milderer Stimme ein, der man aber noch die Wuth gegen den entdeckten Feind anhörte; „ich kann gefehlt haben; aber wenn Sie

die Hand aufs Herz legen und bedenken, ob Sie an meiner Stelle ...."

Indem er so sprach, hatte er den Schlüssel aus der Tasche gezogen und schickte sich an aufzuschließen. Don Abbondio ging hinter ihm her und während er den Schlüssel im Schlosse herumdrehte, näherte er sich ihm, und die drei ersten Finger der rechten Hand vor seinen Augen erhebend, sagte er ernst und ängstlich: „Schwöret wenigstens ..."

„Ich kann gefehlt haben, verzeiht mir", antwortete Renzo, die Thür öffnend, indem er hinausgehen wollte.

„Schwört ...." wiederholte Don Abbondio, mit zitternder Hand seinen Arm festhaltend.

„Ich kann gefehlt haben", rief Renzo und entsprang ihm eiligst, so den Streit abbrechend, der gleich literarischen, philosophischen oder andern Streitereien wohl hätte Jahrhunderte dauern können, weil jede der beiden Parteien nur immer ihre eigenen Argumente wiederholte.

„Perpetua! Perpetua!" schrie Don Abbondio, nachdem er vergebens den Flüchtling zurück gerufen hatte. Perpetua antwortete nicht; Don Abbondio wußte nicht mehr, wo er war.

Es ist wohl mehr als einmal Personen von weit höherer Bedeutung als Don Abbondio widerfahren, in so unangenehmen Verlegenheiten, in solcher Unschlüssigkeit sich zu befinden, daß ihnen kein besserer Ausweg erschien, als sich fieberkrank zu Bett zu legen. Er brauchte diesen Ausweg nicht erst zu suchen; er bot sich ihm von selbst dar. Die Furcht vom vorigen Tage, das angstvolle Wachen in der Nacht, die jetzt eben durchlebte Furcht, die Besorgniß um die Zukunft thaten diese Wirkung. Bekümmert und betäubt sank er in seinen Lehnstuhl; er fing an, kalte Schauer in seinen Gliedern zu fühlen, betrachtete seufzend seine Nägel und rief von Zeit zu Zeit mit zitternder und zürnender Stimme: „Perpetua!"

Sie kam endlich, einen großen Kohlkopf unter dem Arm, mit geschäftiger Miene, als ob nichts vorgefallen wäre. Ich verschone den Leser mit den Wehklagen, den Beileidsbezeigungen, Anklagen und Vertheidigungen, mit dem „nur Ihr allein könnt geschwätzt

haben“ und den „ich habe Nichts gesagt“, kurz mit allen Verwickelungen dieser Unterredung. Es genügt zu sagen, daß Don Abbondio Perpetua befahl, die Hausthür gut zu verriegeln, für Niemand zu öffnen, und wenn Jemand anklopfe, solle sie vom Fenster aus antworten, daß der Pfarrer fieberkrank zu Bett liege. Dann stieg er langsam die Treppe herauf und sagte bei jeder dritten Stufe: „ich habe genug.“ Er legte sich wirklich zu Bett, dem wir ihn überlassen wollen.

Renzo wanderte indessen mit raschen Schritten nach Hause, noch nicht entschlossen, was er thun sollte, aber voll innerer Wuth, etwas Außerordentliches und Schreckliches zu vollbringen. Alle, die Andere aufreizen und beleidigen, und ihnen Unrecht zufügen, in welcher Weise es auch sei, sind strafbar, nicht allein um des Bösen willen, das sie begehen, sondern auch für die Bosheit, welche sie in die Seele des Gekränkten bringen.

Renzo war ein friedlicher, durchaus nicht blutdürstiger junger Mensch, ein reiner, offenherziger Jüngling, der jede Hinterlist verabscheute; aber in diesem Augenblicke schlug sein Herz nur für Mord, sein Gemüth sann nur auf Verrath. Er hätte nach dem Hause Don Rodrigo's rennen mögen, ihn bei der Gurgel packen und... aber es fiel ihm ein, daß dieser sich wie in einer durch Bravi besetzten und bewachten Festung befand, in die nur Freunde und zuverlässige Diener frei hineingingen, ohne von Kopf bis zu Füßen gemustert zu werden; ein unbekannter, gewöhnlicher Handwerker durfte ohne Untersuchung gewiß nicht eintreten, und besonders er nicht... er, der vielleicht nur zu gut gekannt war. Dann wieder dachte er seine Büchse zu nehmen, sich hinter einer Hecke zu verbergen und abzuwarten, bis jener endlich einmal vorüberginge; und indem er sich mit wilder Lust in diese Vorstellung vertiefte, bildete er sich ein, Fußtritte zu hören, und erhob bei diesem Geräusch behutsam den Kopf: er erkannte den Verruchten, legte die Büchse an, zielte, schoß, traf ihn, sah ihn sterbend niedersinken, schleuderte ihm noch eine Verwünschung nach und entfloh auf die Landstraße der Grenze zu, um sich in Sicherheit zu bringen. — Und Lucia? — Kaum hatte dieses Wort die verwirrten Sinne berührt, so zogen auch schon alle guten, besseren Gedanken in das Gemüth Renzo's ein.

Er erinnerte sich der letzten Ermahnungen seiner Eltern, er dachte an Gott, an die Madonna, an die Heiligen, an die Zufriedenheit, die er so oft in dem Bewußtsein seiner Unschuld empfunden hatte; er gedachte des Schauders, der ihn stets bei der Erzählung eines Mordes erfaßt hatte, und er erwachte aus seinem blutigen Traume mit Entsetzen und mit Gewissensbissen, aber auch zugleich mit einer gewissen Freude, daß er das Entsetzliche nur in der Einbildung begangen hatte. — Doch wie viele Gedanken drehten sich um den Gedanken an Lucia. Wie viele Hoffnungen, wie viele Verheißungen! Wie lieblich hatte ihnen die Zukunft gelächelt, auf die sie so fest gebaut hatten! Der so heiß ersehnte Tag, der sie vereinigen sollte, er war nun endlich da, und nun? Wie, mit welchen Worten sollte er ihr diese Nachricht verkünden? und dann, welchen Entschluß sollte er fassen? Wie sollte er sie jenem mächtigen Schurken zum Trotze zu der Seinigen machen? Zugleich fuhr ihm, wenn auch kein gegründeter Argwohn, doch ein qualvoller Zweifel durch die Seele. Der Schurkenstreich Don Rodrigo's konnte nur aus einer niedrigen Leidenschaft für Lucia hervorgehen. Und Lucia? daß sie ihm nur den kleinsten Anlaß, die leiseste Hoffnung könnte gegeben haben, ein solcher Gedanke kam Renzo keinen Augenblick in den Sinn. Aber, wußte sie darum? Konnte er diese schändliche Leidenschaft gefaßt haben, ohne daß sie etwas davon gemerkt hätte? Würde er die Sache so weit getrieben und sie nicht erst auf andere Weise versucht haben? Und Lucia hatte ihm niemals ein Wort davon gesagt! ihrem Verlobten! Von diesen Gedanken beherrscht, ging er an seinem Hause, das mitten im Dorfe lag, vorüber und eilte zu Lucia, die am entgegengesetzten Ende, fast außerhalb des Dorfes wohnte. Das Häuschen hatte einen kleinen Vorhof, der es von der Straße schied, und war mit einer niedrigen Mauer umgeben. Renzo trat in den Hof und hörte ein verworrenes, anhaltendes Gesumse von Stimmen, das aus einem oberen Zimmer kam. Er glaubte, es würden Freundinnen und Gevatterinnen sein, die zu Lucia's Brautgefolge gekommen seien, und auf diesem Weibermarkt wollte er sich mit seiner Neuigkeit, die ihm schon auf dem Gesichte lag, nicht sehen lassen.

Ein kleines Mädchen, das sich im Hofe befand, lief ihm entgegen und rief: „Der Bräutigam! der Bräutigam!“

„Still, Bettina, still!“ rief Renzo. „Komm her, geh hinauf zu Lucia, nimm sie bei Seite und sag' ihr ins Ohr . . . . aber daß es Niemand hört, noch gewahr wird, wer . . . . sage ihr, ich müsse sie sprechen, ich erwarte sie unten in der Stube, sie soll sogleich kommen.“ — Die Kleine stieg eilig die Treppe hinauf, stolz und vergnügt, daß sie einen geheimen Auftrag ausführen durfte.

Lucia kam eben völlig geschmückt aus den Händen der Mutter; die Freundinnen rissen sich um die Braut, und alle wollten sie mit Gewalt sehen; sie erwehrte sich ihrer mit der etwas derben Züchtigkeit der Bäuerinnen; mit dem Ellenbogen das Gesicht deckend, bückte sie sich, und indem sie die langen schwarzen Augenbrauen finster zusammenzog, öffnete sich auch schon der Mund zu einem Lächeln. Das schwarze üppige Haar, über der Stirn durch einen weißen schmalen Scheitel geschieden, war auf dem Kopf in vielfachen Flechten zusammengesteckt, mit langen silbernen Nadeln, die rings umher vertheilt waren und gleichsam wie ein Heiligenschein strahlten, so wie die mailänder Bäuerinnen sich noch jetzt zu tragen pflegen. Um den Hals hatte sie eine Schnur von Granaten, die mit goldenen Knöpfen von Drahtarbeit abwechselten; sie trug ein schönes mit Blumen durchwirktes Mieder, dessen offene Aermel mit schönen Bändern verschnürt waren; ein kurzes Röckchen von floretseidenem Zeuche mit dichten, kleinen Falten, rothe Strümpfe und gestickte seidene Pantöffelchen. Was Lucia aber über all diesen hochzeitlichen Schmuck besonders zierte, war ihre alltägliche Sittsamkeit und Schönheit, heute noch mehr hervorgehoben und erhöht durch die verschiedenen Gemüthsbewegungen, die sich auf ihrem Gesichte abmalten, die durch eine leichte Unruhe gedämpfte Freude und jene sanfte Bekümmerniß, die sich zuweilen in den Zügen der Bräute zeigt und ihnen etwas Eigenthümliches giebt, ohne die Schönheit zu beeinträchtigen. Die kleine Bettina drängte sich unter die Schwätzerinnen, näherte sich Lucia, gab ihr vorsichtig zu verstehen, daß sie ihr etwas mitzutheilen habe, und sagte ihr ihr Wörtchen ins Ohr.

„Ich kehre im Augenblick wieder", sagte Lucia zu den Frauen und ging eiligst hinunter. Als sie Renzo's verändertes Gesicht und sein unruhiges Betragen gewahr wurde, sagte sie nicht ohne ein Vorgefühl des Schreckens: „Was giebt es?"

„Lucia!" erwiederte Renzo, „für heute ist alles zu Wasser; und Gott weiß, wann wir Mann und Frau werden!"

„Was?" rief Lucia ganz bestürzt.

Renzo erzählte ihr kurz die Geschichte von diesem Morgen; ängstlich hörte sie ihm zu, und als sie den Namen Don Rodrigo's vernahm, rief sie zitternd und erröthend aus: „Ach, mußt' es so weit kommen!"

„Du wußtest also . . .?" fragte Renzo.

„Nur zu viel!" antwortete Lucia; „aber daß es so weit kommen mußte!"

„Was wußtest Du?"

„Laß mich jetzt nicht reden, laß mich nicht weinen. Ich will geschwind die Mutter rufen und die Frauen fortschicken; wir müssen allein sein."

„Du hast mir nie etwas gesagt", murmelte Renzo, indem sie abging.

„Ach, Renzo!" sagte Lucia und wendete sich einen Augenblick um, ohne stehen zu bleiben. Renzo fühlte sehr wohl, daß sein, in diesem Augenblicke, mit diesem Tone von Lucien ausgesprochener Name sagen sollte: kannst du zweifeln, daß ich nur aus richtigen, klaren Gründen geschwiegen habe?

Unterdessen war die gute Agnese, so hieß Lucia's Mutter, durch das Wörtchen, das der Tochter ins Ohr gesagt war, und durch ihr plötzliches Verschwinden argwöhnisch und neugierig geworden, heruntergekommen, um zu sehen, was es Neues gebe. — Die Tochter ließ sie bei Renzo zurück, eilte zu den versammelten Frauen und sagte, Gesicht und Stimme, so gut sie nur konnte, zur Ruhe zwingend: „Der Herr Pfarrer ist krank geworden; es kann heute nichts daraus werden." Schnell dankte sie allen und ging wieder hinunter.

Die Frauen zogen eine nach der andern ab, um den Vorfall weiter zu erzählen. Zwei oder drei gingen nach dem Hause des Pfarrers, um sich zu überzeugen, ob er wirklich krank sei.

„Ein heftiges Fieber", rief Perpetua vom Fenster aus. Dieses schlaue Wort, den Andern hinterbracht, schlug alle Vermuthungen nieder, die schon anfingen sich in ihren Köpfen zu regen und sich in abgebrochenen und geheimnißvollen Reden ankündigten.

Drittes Kapitel.

Lucia trat in das untere Zimmer wieder ein, während Renzo Agnese, die ihm angstvoll zuhörte, von allem unterrichtete. Beide wendeten sich an diejenige, die mehr als sie davon wußte und von der sie eine Erklärung erwarteten, die freilich nur schmerzlich sein konnte. Mitten in ihrem Schmerze und in der verschiedenartigen Liebe, die sie für Lucia empfanden, ließen sie auch ihren verschiedenartigen Aerger aus, weil sie ihnen so etwas, von solcher Wichtigkeit, verschwiegen habe. Wie begierig auch Agnese war, die Tochter reden zu hören, so konnte sie ihre Vorwürfe doch nicht zurückhalten. „Deiner Mutter nicht einmal etwas davon zu sagen!"

„Jetzt werde ich Euch Alles sagen", antwortete Lucia, sich die Augen mit der Schürze trocknend.

„Sprich, sprich! — Sprich, sprich!" schrieen Mutter und Bräutigam auf einmal. „Heilige Jungfrau!" rief Lucia aus. „Wer hätte geglaubt, daß es so weit kommen würde!" Und mit von Thränen unterbrochener Stimme erzählte sie nun, wie vor einigen Tagen, als sie aus der Spinnerei heimkehrte und hinter ihren Gefährtinnen zurückgeblieben war, Don Rodrigo in Begleitung eines andern Herrn an ihr vorübergegangen sei und versucht habe, sie durch allerlei schöne Redensarten aufzuhalten; sie aber habe, ohne auf ihn zu hören, ihre Schritte beschleunigt und ihre Gefährtinnen eingeholt; unterdessen habe sie jenen

andern Herrn laut lachen und Don Rodrigo sagen hören: „Wetten wir!“ Den folgenden Tag hätten sie sich wieder auf dem Wege eingefunden; aber Lucia ging zwischen ihren Gefährtinnen mit niedergeschlagenen Augen; der andere Herr lachte wieder laut auf, und Don Rodrigo sagte: Wir werden sehen, wir werden sehen! „Dank dem Himmel!“ fuhr Lucia fort, „daß es der letzte Tag auf der Spinnstube war. Ich erzählte es gleich ....“

„Wem hast Du es erzählt?“ fragte Agnese, nicht ohne Unwillen auf den Namen des bevorzugten Vertrauten lauernd.

„Dem Pater Cristoforo in der Beichte, liebe Mutter“, antwortete Lucia mit sanftem Tone. „Ich erzählte ihm alles, als wir das letzte Mal in die Klosterkirche mit einander gingen; und an jenem Morgen, wenn Ihr Euch dessen erinnert, nahm ich bald dies bald das vor, um abzuwarten, bis andere Leute vorüberkämen, die denselben Weg gingen, damit ich in ihrer Begleitung gehen konnte; denn seit jener Begegnung fürchtete ich mich so....“

Bei dem verehrten Namen des Pater Cristoforo milderte sich Agnesens Unwille. „Du hast wohl daran gethan“, sagte sie, „aber warum hast du nicht auch deiner Mutter alles erzählt?“

Lucia hatte zwei gute Gründe gehabt. Einmal wollte sie die gute Frau weder betrüben, noch erschrecken mit einer Sache, gegen die sie doch keine Abhülfe zu finden vermocht hätte; dann aber wollte sie sich nicht der Gefahr aussetzen, eine Geschichte in vieler Leute Mund zu bringen, die sie um so mehr verbergen zu müssen glaubte, als sie hoffte, ihre Hochzeit würde die abscheuliche Verfolgung sogleich im Anfange abbrechen. Von diesen b eiden Gründen führte sie jedoch nur den ersten an.

„Und mit dir“, sagte sie darauf zu Renzo in einem Tone, der einen Freund überzeugen soll, daß er Unrecht gehabt hat, „sollte ich mit dir davon sprechen? Schon zu viel weißt du jetzt!“

„Und was hat dir der Pater gesagt?“ fragte Agnese.

„Er hat mir gesagt, ich solle, so viel ich könnte, die Hochzeit zu beschleunigen suchen, unterdessen mich verborgen halten und fleißig zu dem Herrn beten; er hoffe, daß Jener sich nicht mehr um mich kümmern würde, wenn er mich nicht sähe. „Und

so zwang ich mich denn", fuhr Lucia wieder zu Renzo gewendet fort, ohne ihn dabei anzusehen und über und über roth werdend, „und so überwand ich die Scham und bat dich, dafür zu sorgen, daß wir noch vor der festgesetzten Zeit getraut würden. Wer weiß, was du von mir gedacht haben magst. Aber ich that es aus guter Absicht, weil mir so gerathen worden war und weil ich fest glaubte .... diesen Morgen war ich so weit entfernt daran zu denken ..." Hier wurden ihre Worte durch eine Fluth von Thränen unterbrochen.

„Ha, der Schurke! der verdammte Straßenräuber!" schrie Renzo, in der Stube auf und ab laufend, indem er von Zeit zu Zeit den Griff seines Dolches erfaßte.

„O um Gottes willen!" rief Agnese aus. Der Jüngling blieb plötzlich vor der weinenden Lucia stehen, blickte sie mit einem halb zärtlichen, halb wüthenden Ausdruck an und sagte: „Dies ist die letzte That, die dieser Bösewicht verübt."

„Ach nein, um des Himmels willen, Renzo!" schrie Lucia. „Gott steht den Armen bei, aber wie soll er uns helfen, wenn wir Böses thun?"

„Nein, nein, um Gottes willen!" wiederholte Agnese.

„Renzo", sagte Lucia ruhiger und entschlossener, „du hast ein Gewerbe und ich kann arbeiten; laß uns weit fortziehen von hier, daß Jener nicht mehr von uns reden hört."

„Ach Lucia! und dann? Wir sind noch nicht Mann und Weib! Wird uns der Pfarrer nicht mit dem Zeugniß unserer Ledigkeit dazwischen kommen? Ein Mann wie er? Ja, wenn wir getraut wären, oh dann ...!"

Lucia fing wieder an zu weinen; alle drei schwiegen und verfielen in eine Niedergeschlagenheit, die einen traurigen Gegensatz zu dem festlichen Schmucke ihres Anzugs bildete.

„Hört, Kinder, laßt euch rathen", sagte Agnese nach einigen Minuten. „Ich bin vor euch auf die Welt gekommen und ich kenne die Welt ein wenig. Man muß sich nicht gar zu sehr erschrecken lassen, denn der Teufel ist nicht so schwarz, wie man ihn malt. Uns Tölpeln scheint das Garn verwickelter, weil wir das Ende davon nicht herausfinden können; aber oftmals kann ein

guter Rath, ein Wörtchen von einem studirten Manne .... ich weiß sehr gut, was ich sagen will. Folgt mir, Renzo; geht nach Lecco, sucht den Doctor Händel=Fischer auf, erzählt ihm .... Aber ums Himmels willen nennt ihn nicht so; es ist sein Spitzname. Ihr müßt sagen, Herr Doctor .... wie heißt er nur? Ei, nun weiß ich den rechten Namen nicht; sie nennen ihn alle so. Genug, fragt nur nach dem langen, hageren, kahlköpfigen Doctor mit der rothen Nase und dem Feuermale auf der Backe.

„Ich kenne ihn von Ansehen", erwiederte Renzo.

„Gut", fuhr Agnese fort: „er ist ein gewitzter Mann. Ich habe mehr als einen gesehen, der sich so wenig helfen konnte, wie das Küchelchen im Neste, der nicht wußte, wo ihm der Kopf stand; nachdem er eine Stunde unter vier Augen mit dem Doctor Händel=Fischer gewesen war — seht Euch wohl vor, daß Ihr ihn nicht so nennt — habe ich ihn darüber lachen sehen, sage ich Euch. Fangt die vier Kapaunen, die armen Dinger, denen ich zum Festschmause den Hals umdrehen wollte, und bringt sie ihm; denn man pflegt nicht mit leeren Händen zu solchen Herren zu gehen. Erzählt ihm den ganzen Vorfall, und Ihr werdet sehen, daß er Euch Dinge einbläst, die uns nicht einfallen würden, wenn wir auch ein ganzes Jahr darüber nachdächten.

Renzo ergriff diesen Rath mit Freuden; Lucia billigte ihn, und Agnese, stolz darauf, ihn gegeben zu haben, nahm die armen Thiere eines nach dem andern aus dem Hühnerstalle, faßte ihre acht Beine zusammen, als ob sie einen Blumenstrauß machen wollte, umwickelte und verknüpfte sie mit Bindfaden und übergab dieselben Renzo's Händen, der, nachdem noch einige Trostesworte gewechselt waren, durch ein kleines Gartenthürchen fortging, um nicht von den Jungen gesehen zu werden, die sonst schreiend: „Der Bräutigam! der Bräutigam!" hinter ihm hergelaufen wären. Indem er die Felder quer durchschritt, auf Schleichwegen, wie man dort sagt, sann er wüthend über sein Unglück nach und überdachte noch einmal das Gespräch, das er mit dem Doctor Händel=Fischer zu führen hätte.

Hiernach überlasse ich es dem Leser, sich vorzustellen, wie es den armen Thieren auf diesem Wege ergehen mußte, die so

gebunden, mit dem Kopfe nach unten, bei den Pfoten gehalten wurden, in der Hand eines solchen Menschen, der, aufgeregt durch so viele Leidenschaften, mit Geberden die Gedanken begleitete, die ihm wild durch den Kopf gingen. Jetzt streckte er den Arm vor Zorn aus, dann erhob er ihn wie in Verzweiflung, dann wieder ließ er ihn wie drohend in der Luft herumfahren, und bei all diesen Bewegungen gab er den armen Thieren so heftige Stöße, daß die vier baumelnden Köpfe hin und her sprangen und sich bemühten, auf einander los zu picken, wie es nur zu oft unter Unglücksgefährten geschieht.

In dem Flecken angelangt, fragte er nach der Wohnung des Doctors; sie wurde ihm bezeichnet, und er ging hin. Beim Eintritt überkam ihn jene Schüchternheit, wie sie arme, ungebildete Menschen in der Nähe eines Vorgesetzten oder Gelehrten empfinden, und er vergaß alle Reden, die er vorbereitet hatte; doch er warf einen Blick auf die Kapaunen und faßte wieder Muth. Darauf trat er in die Küche und fragte die Magd, ob er den Herrn Doctor sprechen könnte. Die Magd sah die Thiere an und, an ähnliche Geschenke gewöhnt, legte sie gleich Hand an sie, so sehr Renzo sich auch dagegen wehrte, weil er wollte, daß der Doctor sie sähe und erführe, daß er etwas mitgebracht habe. Der Doctor kam grade dazu, als die Magd sagte: „Gebt her und tretet dort ein." Renzo machte einen tiefen Bückling. „Komm, mein Sohn", bewillkommnete ihn der Doctor sehr freundlich und ließ ihn in sein Studirzimmer eintreten. Es war dies ein geräumiges Zimmer, worin auf drei Wände vertheilt die Bildnisse der zwölf Cäsaren hingen; die vierte Wand war durch ein großes Gestell voll alter, bestäubter Bücher verdeckt. In der Mitte stand ein großer Tisch, auf dem es von Zeugnissen, Gesuchen, Klagen und öffentlichen Verordnungen wimmelte, mit drei oder vier Stühlen rings herum; auf der einen Seite ein großer Armsessel mit hoher, viereckiger Rückenlehne, an deren Ecken sich oben zwei hölzerne Verzierungen in Gestalt von Hörnern erhoben; derselbe war überzogen mit Kuhleder, und von den dicken eisernen Beschlägen waren einige längst herabgefallen und hatten die Ecken hie und da von dem Ueberzuge entblößt. Der Doctor war im Hausanzuge, das

heißt in einem alten, abgetragenen Ueberrocke, der ihm vor vielen Jahren als Festanzug gedient haben mochte, oder auch, wenn er bei wichtigen Gelegenheiten nach Mailand gegangen war, um eine Rede zu halten. Er schloß die Thür und ermuthigte den Jüngling mit den Worten: „Erzählt mir eure Angelegenheit, mein Sohn.“

„Ich möchte Ihnen gern ein Wort im Vertrauen sagen.“

„Ich höre“, antwortete der Doctor; „sprecht“, und ließ sich in den großen Lehnstuhl nieder. Renzo, der dicht vor dem Tische stand, seinen Hut in den Händen herumdrehend, hub wieder an: „Ich möchte gern von Ihnen, einem Gelehrten, erfahren ...“

„Sagt mir eure Angelegenheit“, unterbrach ihn der Doctor.

„Sie müssen mich entschuldigen; wir Ungelehrte verstehen die Worte nicht so zu setzen. Ich möchte also gern erfahren ...“

„Verwünschtes Volk! So seid Ihr! anstatt uns die Sache zu erzählen, wollt Ihr erst ausgefragt werden, denn Ihr habt bereits eure Pläne im Kopfe.“

„Entschuldigen Sie mich, Herr Doctor. Ich möchte gern wissen, ob eine Strafe darauf steht, wenn man einem Pfarrer droht, daß er eine Trauung nicht vollziehe.“ — „Ich verstehe“, sagte der Doctor dazwischen, der aber in Wahrheit nichts verstanden hatte — „ich verstehe.“ Sogleich nahm er eine ernste, gewichtige Miene an, voll Theilnahme und Eifer. Er kniff die Lippen fest zusammen, indem er einen unverständlichen Laut von sich gab, um seine Einsicht anzudeuten.

„Eine sehr ernste Sache, mein Sohn, eine bedenkliche Sache. Ihr habt sehr gut gethan, zu mir zu kommen. Die Sache ist klar, in hundert Verordnungen erwogen, und .... halt, sogar in einer vom vorigen Jahre, vom jetzigen Herrn Statthalter. Gleich will ich es Euch handgreiflich zeigen.“

So sprechend, erhob er sich von seinem Sessel und suchte mit den Händen in dem Chaos von Papieren herum, warf Alles durcheinander, zu unterst zu oberst, als ob er Getreide in einen Scheffel schüttete.

„Wo ist sie nur? Laßt sehen. Hervor damit. Man muß so vielerlei Dinge unter den Händen haben. Aber sie muß ganz

gewiß hier sein, denn es ist eine Verordnung von Wichtigkeit. Ah! da ist sie, da ist sie." Er nahm sie, entfaltete sie, sah nach dem Datum und machte ein noch ernsteres Gesicht, indem er ausrief: „Den 15. October 1627! Richtig; sie ist vom vorigen Jahre; eine neue Verordnung; die ist am meisten zu fürchten. Könnt Ihr lesen, mein Sohn?"

„Ein wenig, Herr Doctor."

„Gut, tretet hinter mich, um zu lesen, und Ihr werdet es sehen."

Und die Verordnung hoch in der Luft haltend, fing er an zu lesen, einige Stellen rasch hin murmelnd und bei andern, wo es ihm nöthig schien, mit besonderem Nachdrucke verweilend: „Obwohl durch die öffentliche Verordnung, die der Herr Herzog von Feria am 14. December 1620 erlassen, die Seine Excellenz, der gnädige Herr, Herr Gonzalo Fernandez von Cordova bestätigt, u. s. w. u. s. w. den Unterdrückungen, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten, die sich Einige gegen die treuesten Diener Sr. Majestät zu erlauben wagen, durch die außerordentlichsten und strengsten Maßregeln vorgebeugt worden ist, so haben doch die Verbrechen, die Bosheiten u. s. w. so zugenommen, daß Seine Excellenz in die Nothwendigkeit versetzt worden ist, u. s. w. mit Uebereinstimmung des Senats und des Gerichtshofes u. s. w. die gegenwärtige Verordnung öffentlich bekannt zu machen."

„Um mit den Gewaltthätigkeiten anzufangen, so lehrt die Erfahrung, daß in diesem Staate Viele, sowohl in den Städten, wie in den Dörfern . . . hört Ihr's? — grausame Erpressungen ausüben und die Schwächeren auf vielfache Weise unterdrücken, indem sie ihnen ungerechte Kaufverträge aufzwingen, Verpachtungen . . . u. s. w. Wo bist du? ah! da; nun hör' zu: „Ehen vollziehen oder nicht vollziehen. He?"

„Das geht mich an", sagte Renzo.

„Hört nur, hört! erst noch etwas Anderes und dann werden wir auf die Strafe kommen. „Es mag bezeugt werden oder nicht, daß Einer seinen Wohnort verläßt u. s. w., daß Einer gegen einen Andern seine Wuth ausläßt, der ihm nicht zu nahe tritt, der ruhig an seine Arbeit geht." Alles dies hat mit uns nichts zu schaffen.

Ah! nun haben wir's: „Der Priester, welcher nicht die Pflichten seines Amtes erfüllt, oder Dinge begeht, die ihm nicht zustehen. — He?"

„Es scheint, daß sie die Verordnung für mich gemacht haben."

„Nicht wahr? Hört weiter, hört: „Andere ähnliche Gewaltthätigkeiten, die Unterthanen, Edle, Bemittelte und Gemeine begehen." Es entwischt keiner; hier sind sie Alle: wie in dem Thale Josaphat. Hört jetzt die Strafe. „Allen diesen und ähnlichen Vergehungen, obwohl sie verboten wurden, so ist es nichtsdestoweniger nothwendig geworden gegen sie eine noch größere Strenge anzuempfehlen, und, ohne Gegenwärtiges aufzuheben, befiehlt und gebietet Seine Excellenz, daß gegen die obengenannten Uebertreter, wer es auch sei, von allen ordentlichen Richtern dieses Staates mit Geld- und Leibesstrafe verfahren werde, mit Verbannung oder Galeere, sogar mit dem Tode" . . . eine unbedeutende Kleinigkeit! — „nach der Bestimmung Seiner Excellenz oder des Senats und nach Beschaffenheit der Fälle, der Personen und der Umstände. Und dieses un-wi-der-ruf-li-cher-wei-se und mit aller Strenge u. s. w." Das sind Geschichten, he? Und seht hier die Unterschriften: Gonzalo Fernandez de Cordova; und weiter unten: Platonus, und hier noch Vidit Ferrer. Es fehlt nichts."

Während der Doctor las, folgte ihm Renzo langsam mit den Augen, indem er den Sinn deutlicher zu ergründen suchte und selbst die hochheiligen Worte betrachten wollte, welche ihm, wie er meinte, Hülfe bringen sollten. Als der Doctor seinen neuen Clienten mehr aufmerksam als niedergeschlagen sah, wunderte er sich darüber. Der muß ausgeforscht werden, dachte er bei sich. „Aha!" fuhr er fort, „Ihr habt Euch den Schopf wegscheeren lassen. Ihr seid vorsichtig gewesen; aber da Ihr Euch mir anvertrauen wolltet, war es nicht nöthig. Die Sache ist wichtig; indessen Ihr wißt nicht, was ich mir alles zu unternehmen getraue, wenn es darauf ankommt."

Um diesen Uebergang des Doctors zu verstehen, muß man wissen, oder sich erinnern, daß zu jener Zeit die Bravi vom Handwerk und Bösewichter aller Art einen langen Schopf zu tragen pflegten, den sie gleich einem Visier über das Gesicht zogen, wenn

sie einen Streifzug gegen Jemand unternahmen, oder in Fällen, wo sie es für nöthig erachteten, sich zu verlarven, und wo das Unternehmen zugleich Kraft und Klugheit erforderte. Die öffentlichen Verordnungen hatten auch zu dieser Sitte nicht stillgeschwiegen: „Seine Excellenz befiehlt (der Marquis von Hynojosa), daß, wer das Haar von solcher Länge trägt, daß es die Stirn bis über die Augenbrauen bedeckt, oder wer einen Schopf vor oder hinter den Ohren trägt, verfällt in eine Strafe von dreihundert Scudi, und im Falle der Zahlungsunfähigkeit in drei Jahre Galeerenstrafe für das erste Mal und für das zweite Mal, außer der genannten, in eine noch größere Geld- und Leibesstrafe, nach Gutdünken Seiner Excellenz."

„Wer dagegen eine Glatze hat, oder einen andern vernünftigen Grund von Bedeutung, oder eine Wunde, dem gestattet Seine Excellenz, um der Schicklichkeit und der Gesundheit willen die Haare so lang zu tragen, als hinreicht, solche Mängel zu bedecken, aber nicht mehr; warnt jedoch, das, was der Anstand erfordert und das bloße Bedürfniß nicht zu überschreiten, um nicht in die den Andern deshalb zuerkannte Strafe zu verfallen."

„Und gleicherweise befiehlt sie den Barbieren bei Strafe von hundert Scudi, oder bei öffentlicher dreimaliger Behandlung mit dem Folterstrick, nach Gutdünken selbst bei noch schwererer körperlicher Strafe, daß sie denen, die sie scheeren, keinerlei Flechten, Schöpfe, Haarbüschel, noch die Haare länger als gewöhnlich stehen lassen, auch nicht an den Seiten oder hinter den Ohren, sondern daß die Haare alle, die Glatzen und andere Gebrechen ausgenommen, wie schon erwähnt, gleichmäßig zu schneiden sind."

Der Schopf war also gleichsam ein Theil der Rüstung und ein Kennzeichen der Raufer und Vagabonden, die daher auch gewöhnlich Schöpfe genannt wurden. Diese Benennung ist geblieben und lebt im Dialekte noch immer in milderem Sinne fort; und es wird vielleicht nicht einer unserer Mailänder Leser sein, der sich nicht aus seiner Kindheit erinnert, daß die Eltern, der Lehrer, oder irgend ein Freund oder Diener des Hauses zu ihm sagte: er ist ein Schopf, er ist ein Schöpfchen.

„So wahr ich ein armer Junge bin", antwortete Renzo, „ich habe niemals in meinem Leben einen Schopf getragen."

„So richten wir nichts aus", versetzte der Doctor mit einem halb boshaften, halb ungeduldigen Lächeln. „Wenn Ihr kein Vertrauen zu mir habt, richten wir nichts aus. Seht, mein Sohn, wer dem Doctor eine Lüge sagt, ist ein eben solcher Thor als der, der dem Richter die Wahrheit sagte. Dem Anwalt muß man die Sache klar vortragen; an uns ist es hernach, sie zu verwirren. Wenn ich Euch helfen soll, so müßt Ihr mir Alles von A bis Z sagen, das Herz auf der Zunge, wie gegen euren Beichtvater. Ihr müßt mir die Person nennen, von der Ihr den Auftrag erhalten habt; sie wird natürlich von Ansehen sein, und in diesem Falle werde ich mich zu ihm hinbegeben im Namen des Gesetzes. Seht, ich werde ihm nicht sagen, daß ich von Euch weiß, daß Ihr den Auftrag von ihm habt; verlaßt Euch darauf. Ich werde ihm sagen, daß ich gekommen bin, seinen Schutz für einen armen, verleumdeten jungen Menschen anzuflehen; so werde ich die nöthigen Maßregeln mit ihm nehmen und die Sache rühmlich zu Ende führen. Indem er sich sichert, versteht mich recht, sichert er auch Euch. Würde die Schuld aber auf Euch allein zurückfallen, nun, ich ziehe mich nicht zurück; ich habe schon Andere aus ärgerem Wirrwarr gezogen. Vorausgesetzt, daß Ihr Niemand von Ansehen beleidigt habt, versteht Ihr wohl? — so verpflichte ich mich, Euch mit wenigen Kosten aus der Klemme zu ziehen, versteht Ihr? Ihr müßt mir aber sagen, wer der Beleidigte ist, wie er sich nennt; und nach dem Stande, dem Charakter und der Gemüthsart des guten Freundes wird man sehen, ob es gerathener ist, ihn durch mächtige Protectionen ins Bockshorn zu jagen, oder, ob wir ihn irgendwie gerichtlich angreifen und ihm einen Floh ins Ohr setzen; denn seht, wenn man mit den Verordnungen nur gut umzuspringen weiß, so ist Niemand schuldig und Niemand unschuldig. Was den Pfarrer betrifft, so wird er sich ruhig verhalten, wenn er ein verständiger Mann ist; sollte er aber ein Starrkopf sein, so haben wir auch für Solche Mittel. Man kann aus jeder Verlegenheit herauskommen, es gehört nur der Mann dazu; und euer Fall ist wichtig, wichtig sage ich Euch.

wichtig! Die Verordnung redet klar, und wenn die Sache zwischen der Gerechtigkeit und Euch so unter vier Augen entschieden werden müßte, so seid Ihr reif. Ich spreche als Freund zu Euch; dumme Streiche muß man büßen; wenn Ihr eben noch so glatt durchkommen wollt, so gehört dazu Geld, Aufrichtigkeit und Vertrauen zu dem, der es gut mit Euch meint; Ihr müßt Alles thun, wozu man Euch rathen wird."

Während der Doctor dieses Geschwätz auskramte, stand Renzo da und betrachtete ihn mit so erregter Aufmerksamkeit, wie ein Einfaltspinsel auf dem Marktplatz einen Taschenspieler, der, nachdem er sich den Mund über und über voll Werg gestopft hat, Band auf Band herauszieht, das kein Ende zu haben scheint. Sobald er jedoch aus den zweideutigen Reden des Doctors den Irrthum desselben begriffen hatte, schnitt er ihm das Wort im Munde ab, indem er sagte: „O, Herr Doctor! wie haben Sie mich verstanden? die Sache ist gerade umgekehrt. Ich habe Niemandem gedroht; ich treibe kein solches Handwerk; fragen Sie nur bei meiner ganzen Gemeinde nach und Sie werden hören, daß ich niemals etwas mit dem Gericht zu thun gehabt habe. Die Schurkerei ist an mir ausgeübt worden, und ich will von Ihnen erfahren, wie ich es anfangen soll, um Gerechtigkeit zu erlangen; ich bin sehr froh, die Verordnung gesehen zu haben."

„Zum Teufel!" rief der Doctor und riß die Augen weit auf: „Was für einen Mischmasch bringt Ihr mir da vor? So ist es; so seid ihr Alle; konntet Ihr mir nicht gleich die Sache klar sagen?"

„Entschuldigen Sie, Herr Doctor; Sie ließen mir keine Zeit dazu; jetzt werde ich Ihnen die Sache erzählen, wie sie ist. So wissen Sie denn, daß ich heute heiraten sollte", (hier wurde Renzo's Stimme bewegt) „ich sollte heute ein Mädchen heiraten, mit dem ich seit diesem Sommer versprochen bin, und heute, wie ich Ihnen sage, war der mit dem Herrn Pfarrer verabredete Tag, und wir hatten Alles dazu vorbereitet. Da fängt der Herr Pfarrer an mit gewissen Ausreden hervorzukommen .... Genug, um Sie nicht ungeduldig zu machen, ich habe ihm die Zunge gelöst, wie es recht war; er hat mir gestanden, daß es ihm bei Lebensstrafe

verboten sei, die Trauung zu vollziehen. Der mächtige Don Rodrigo .... "

„Ei packt Euch!" unterbrach ihn der Doctor schnell, indem er die Stirn runzelte, die rothe Nase rümpfte und den Mund verzog. „Packt Euch fort! Wie kommt Ihr darauf, mir den Kopf mit solchen Possen warm zu machen? Führt solche Reden zu eures Gleichen, aber nicht zu einem rechtschaffenen Manne, der da weiß, was sie zu bedeuten haben. Geht, geht, Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht. Ich lasse mich nicht mit Buben ein; ich will keine solche, aus der Luft gegriffene Reden hören."

„Ich schwöre Ihnen .... "

„Geht, sage ich Euch! Was soll ich mit euren Schwüren anfangen? Ich lasse mich auf nichts ein: ich wasche mir die Hände in Unschuld", dabei rieb er die eine mit der andern, als ob er sie wirklich wüsche. „Lernt erst reden; so darf man keinen rechtschaffenen Mann überfallen."

„Aber hören Sie doch, hören Sie", wiederholte Renzo vergebens; tobend drängte ihn der Doctor mit den Händen der Thüre zu; riß sie auf, als er ihn so weit gebracht; rief die Magd und sagte zu ihr: „Gebt sogleich dem Menschen zurück, was er gebracht hat; ich will nichts, ich will nichts."

Das Frauenzimmer hatte wohl noch niemals, so lange sie in diesem Hause war, ein ähnliches Gebot vollzogen; es war jedoch mit einer solchen Bestimmtheit ausgesprochen worden, daß sie nicht zögerte, zu gehorchen. Sie nahm die vier armen Thiere und übergab sie Renzo mit einem Blicke verächtlichen Mitleids, der sagen zu wollen schien: Du mußt von schöner Art her sein. Renzo wollte noch Umstände machen, aber der Doctor war unzugänglich, und der Jüngling mußte bestürzt und ergrimmter als vorher die verschmähten Schlachtopfer wieder nehmen und kehrte nach dem Dorfe zurück, um den Frauen den schönen Erfolg seiner Sendung zu erzählen.

Nachdem die Frauen in seiner Abwesenheit die festlichen Kleider traurig wieder abgelegt und mit ihrem Alltagsanzug vertauscht hatten, fingen sie von neuem an sich zu berathen, wobei Lucia schluchzte und Agnese seufzte. Als diese hinlänglich über

den Erfolg, der von dem Rathe des Doctors zu erwarten stand, gesprochen hatte, sagte Lucia, daß man sich auf jede Art müßte zu helfen suchen; der Pater Cristoforo sei der Mann dazu, nicht nur um zu rathen, sondern auch um seinen Rath auszuführen, wenn es sich darum handle, armen Leuten zu helfen, und es würde doch sehr gut sein, wenn man ihn könnte wissen lassen, was vorgefallen sei. „Gewiß", sagte Agnese und Beide sannen nun über die schicklichste Art nach; sollten sie nach dem zwei Miglien entfernten Kloster gehen? Dazu fühlten sie an diesem Tage nicht den Muth, und diesen Rath würde ihnen auch gewiß kein vernünftiger Mensch gegeben haben. Während sie noch die verschiedenen Beschlüsse gegen einander abwogen, hörten sie an die Thüre pochen und in demselben Augenblicke ein leises, aber deutliches: „Deo gratias". Lucia, die sich dachte, wer es sein konnte, lief hin und öffnete; sogleich trat mit einem zutraulichen Gruße ein wandernder Kapuzinermönch herein, seinen Bettelsack über die linke Schulter gehängt und das zusammengedrehte Ende mit beiden Händen fest vor der Brust haltend.

„O Bruder Galdino!" riefen beide Frauen.

„Der Herr sei mit euch!" sagte der Bruder. „Ich komme, Oliven einzusammeln."

„Hole die Oliven für die Väter", sagte Agnese. Lucia erhob sich und ging auf das Nebenzimmer zu; ehe sie aber dort eintrat, blieb sie hinter Bruder Galdino, der noch in derselben Stellung verharrte, stehen, legte den Zeigefinger auf den Mund und warf der Mutter einen zärtlichen, flehenden Blick zu, der ihr Stillschweigen gebieten sollte.

Der Bettelmönch blinzelte Agnese verstohlen an und sagte: „Nun, die Hochzeit? sie sollte doch heute sein; ich habe im Dorfe eine gewisse Unruhe bemerkt, als ob etwas Wichtiges vorgefallen sei. Was ist es?"

„Der Herr Pfarrer ist krank geworden, und sie muß aufgeschoben werden", versetzte Agnese hastig. Wenn Lucia ihr nicht den Wink gegeben hätte, würde die Antwort wahrscheinlich anders gelautet haben. „Wie geht's mit dem Einsammeln?" fuhr sie darauf fort, um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen.

„Nicht zum besten, gute Frau, nicht zum besten. Das hier ist Alles.“ Und indem er dies sagte, nahm er den Sack von der Schulter und wog ihn zwischen beiden Händen. „Das ist Alles; und um dies schöne Häufchen zusammen zu bringen, habe ich wohl an zehn Thüren klopfen müssen.“

„Wir haben ein mageres Jahr gehabt, Bruder Galdino, und wenn man sich nach der Decke strecken muß, da kann man nicht groß thun.“

„Um aber die gute Zeit wieder herbei zu rufen, was giebt's da für ein Mittel, liebe Frau? Almosen. Wißt Ihr, was für ein Wunder vor vielen Jahren in diesem unserem Kloster von Romagna mit den Oliven geschehen ist?“

„Nein, wahrhaftig nicht; erzählt doch.“

„Nun, so müßt Ihr wissen, daß in dem Kloster einer unserer Väter ein Heiliger war, der sich Pater Macario nannte. Dieser schritt an einem Wintertage an dem Felde eines unserer Wohlthäter vorüber, der ein gutherziger Mensch war; er traf ihn grade bei einem seiner großen Olivenbäume mit vier Bauern, die eben daran gingen, mit ihren Hacken den Boden aufzuhauen, um die Wurzeln herauszureißen. Was macht Ihr da mit dem armen Baume? fragte Pater Macario. Ei, Pater, er trägt mir schon seit Jahren keine Oliven mehr; ich mache jetzt Brennholz aus ihm. Laßt ihn ruhig stehen, sagte der Pater; denn wisset, er wird in diesem Jahre mehr Oliven tragen als er Blätter hat. Unser Wohlthäter, der sehr wohl wußte, wer ihm die glückliche Verheißung gemacht hatte, befahl sogleich den Arbeitern, die Erde wieder auf die Wurzeln zu schütten, und rief dem Pater nach, der schon seinen Weg fortsetzte: Die Hälfte der Ernte gehört dem Kloster. Das Gerücht von der Weissagung verbreitete sich, und Alles lief herbei, den Olivenbaum zu betrachten, der im Frühling wirklich ungewöhnlich viele Blüthen hatte und darauf wunderbar viele Oliven trug. Unser guter Freund hatte nicht mehr das Vergnügen, sie zu brechen, denn er war noch vor der Ernte heimgegangen, den Lohn seiner Barmherzigkeit zu empfangen. Das Wunder wurde aber nur um so größer, wie Ihr hören werdet

Der brave Mann hatte einen Sohn hinterlassen, der nicht nach ihm geartet war; denn als gleich darauf, zur Erntezeit, der Sammler ausging, um die dem Kloster zugesagte Hälfte einzufordern, stellte er sich ganz fremd und hatte die Dreistigkeit, zu erwiedern, daß er niemals gehört hätte, daß die Kapuziner Oliven zu machen verstünden. Wißt Ihr, was jetzt geschah? Eines Tages, merkt auf! hatte der Wüstling einige Freunde seines Schlages zu sich eingeladen und schwelgte mit ihnen, wobei er ihnen die Geschichte von dem Olivenbaum erzählte und sich über die Klosterbrüder lustig machte. Die jungen Taugenichtse hatten Lust, den ungeheuren Haufen Oliven zu sehen, und er führte sie auf den Kornboden. Nun hört! er öffnet die Thür, geht nach dem Winkel, wohin der große Haufen geschüttet war, und indem er spricht: Seht her! sieht er selbst hin und sieht ... was? Einen schönen Haufen welker Olivenblätter. War das nicht ein Beispiel? Anstatt aber etwas einzubüßen, gewann das Kloster dabei, denn nach einer so großen Thatsache brachte das Olivensammeln so viel ein, daß ein Wohlthäter aus Mitleid mit dem armen Einsammler so viel Christlichkeit hatte, dem Kloster einen Esel zu schenken, der die Oliven heimtragen hülfe. Und man machte so viel Oel, daß jeder Arme nach seinem Bedarf davon holte; denn wir sind wie das Meer, das von allen Seiten Wasser aufnimmt, um es an die Flüsse wieder zu vertheilen."

Hier erschien Lucia wieder, die Schürze so voll Oliven, daß sie sie kaum tragen konnte. Bruder Galdino nahm den Bettelsack von der Schulter, setzte ihn nieder, und indem er ihn aufknüpfte, um die reichliche Spende hineinzuthun, zog die Mutter Lucien ein erstauntes und ernstes Gesicht über ihre Verschwendung, worauf diese ihr einen Blick zurückwarf, der sagen sollte: ich werde mich rechtfertigen. Bruder Galdino brach in Lobeserhebungen, in Glückwünsche, in Verheißungen und Danksagungen aus, nahm seinen Bettelsack wieder auf den Rücken und machte sich auf den Weg. Doch Lucia rief ihn zurück und sagte: „Ich möchte Euch um eine Gefälligkeit bitten; seid so gut dem Pater Cristoforo zu sagen, daß ich ihn so bald als möglich sprechen möchte, und daß er mir die Liebe erweisen möge, recht, recht bald zu uns zu kommen,

wir bedürfen seiner Hülfe sehr, wir können nicht nach dem Kloster hinkommen."

„Wollt Ihr weiter nichts? Ehe eine Stunde vergeht, soll Pater Cristoforo euern Wunsch erfahren."

„Ich verlasse mich auf Euch."

„Zweifelt nicht." Dies gesagt, ging er gebückter, aber zufriedener als er gekommen war, ab.

Wenn man bedenkt, daß ein armes junges Mädchen mit solcher Zutraulichkeit den Pater Cristoforo zu sich rufen läßt, und daß der Bettelmönch den Auftrag ohne Verwunderung und ohne Umstände übernimmt, so glaube darum Keiner, daß Cristoforo so ein alltäglicher, gering zu schätzender Mönch gewesen sei. Er war vielmehr ein Mann von hohem Ansehn, bei den Seinigen wie auch in der ganzen Umgegend; denn die Kapuziner waren der Art, daß ihnen nichts zu niedrig und nichts zu hoch schien. Den Geringsten zu dienen und von den Mächtigsten bedient zu werden, Paläste und Hütten mit eben so stolzer wie demüthiger Haltung zu betreten, bisweilen in demselben Hause ein Gegenstand der Kurzweil und eine Person zu sein, ohne die nichts entschieden wurde, überall um Almosen zu betteln, um sie an alle die wieder zu vertheilen, welche beim Kloster darum baten — an alles das war ein Kapuziner gewöhnt. Unterwegs konnte er ebenso leicht einem Fürsten begegnen, der ihm ehrfurchtsvoll das Ende seines Strickes küßte, als einem Haufen Gassenbuben, die sich stellten, als ob sie sich unter einander prügelten, und ihm den Bart mit Koth bewarfen. Das Wort „Mönch" wurde in jener Zeit mit der höchsten Verehrung und mit der tiefsten Verachtung ausgesprochen, und die Kapuziner waren vielleicht mehr als jeder andere Orden ein Gegenstand entgegengesetzter Empfindungen, die sie als ihr Schicksal dulden mußten; denn da sie nichts besaßen und eine Kleidung trugen, die von der gewöhnlichen auffallend abwich und ihren Stand und ihre Armuth nur um so mehr hervortreten ließ, so setzten sie sich auch in höherem Maße der Verehrung und Geringschätzung aus, die eine solche Eigenthümlichkeit, je nach den verschiedenen Launen und der verschiedenen Denkungsart der Menschen, auf sich zu ziehen pflegt.

Als Bruder Galdino fort war, rief Agnese aus: „Alle die Oliven bei einem solchen Jahre!“

„Verzeiht mir, Mütterchen“, erwiederte Lucia; „wenn wir ein Almosen gegeben hätten wie die Andern, so würde Bruder Galdino noch lange haben herumlaufen müssen, ehe der Sack voll geworden; wer weiß, wann er nach dem Kloster zurückgekehrt wäre, und bei all dem Geschwätz, das er gemacht und mit angehört haben würde, weiß Gott, ob er sich noch erinnert hätte .... “

„Du hast es wohl überlegt; und dann ist und bleibt es ein barmherziges Werk, das immer gute Früchte trägt“, sagte Agnese, die mit ihren kleinen Fehlern doch eine gute Frau war, und die für ihre einzige Tochter, an der sie mit ganzer Zärtlichkeit hing, durchs Feuer gelaufen wäre.

In diesem Augenblick kam Renzo an, trat ein und warf mit einem Gesichte voll Zorn und Scham die Kapaunen auf den Tisch; an diesem Tage war dies das letzte traurige Erlebniß für die armen Thiere.

„Einen schönen Rath habt Ihr mir gegeben!“ sagte er zu Agnesen. „Zu einem schönen Herrn habt Ihr mich geschickt, der steht den armen Leuten gewiß bei!“ Und nun erzählte er seine Unterredung mit dem Doctor. Die gute Frau, ganz bestürzt über einen so traurigen Ausgang, bot Alles auf zu beweisen, daß der Rath dennoch ein guter gewesen sei und daß Renzo es nicht verstanden haben müsse, die Sache recht anzufangen; Lucia unterbrach den Streit, indem sie ihnen ankündigte, sie hoffe eine bessere Hülfe gefunden zu haben. Wie Menschen, die in Unglück und Noth sind, jede Hoffnung willkommen heißen, so erging es auch Renzo. „Aber, wenn der Pater keinen Ausweg findet, so werde ich ihn auf die eine oder die andere Weise finden.“ Die Frauen riethen zum Frieden, zu Klugheit und Geduld.

„Morgen“, sagte Lucia, „wird Pater Cristoforo ganz gewiß kommen, und Ihr werdet sehen, daß er irgend ein Hülfsmittel findet, von dem wir Aermsten auch nicht einmal eine Ahnung haben.“

„Ich hoffe es", antwortete Renzo, „aber auf jeden Fall werde ich mir Recht verschaffen, oder es mir verschaffen lassen. Schließlich giebt es doch Gerechtigkeit auf dieser Welt."

Unter so schmerzlichen Gesprächen, unter Gehen und Kommen, wovon schon berichtet worden, war dieser Tag vergangen und es fing an, dunkel zu werden. „Gute Nacht", sagte Lucia traurig zu Renzo, der sich nicht entschließen konnte, fortzugehen.

„Gute Nacht", erwiederte er noch trauriger.

„Irgend ein Heiliger wird uns helfen", sagte Lucia, „habt Geduld und ergebt Euch drein."

Die Mutter fügte andere gute Rathschläge ähnlicher Art hinzu, und der Bräutigam ging mit stürmischem Herzen fort, indem er die seltsamen Worte immer wiederholte: „Schließlich giebt es doch Gerechtigkeit auf dieser Welt!" So viel ist gewiß, daß ein vom Schmerze übermannter Mensch nicht mehr weiß, was er spricht.

Viertes Kapitel.

Noch war die Sonne nicht ganz am Horizonte aufgegangen, als Pater Cristoforo aus seinem Kloster Pescarenico trat, um nach dem Häuschen hinauf zu gehen, wo er erwartet wurde. Pescarenico ist ein kleiner Flecken auf dem linken Ufer der Adda, oder wir wollen sagen des Sees, nur wenig entfernt von der Brücke, und besteht aus einigen zerstreuten, meist von Fischern bewohnten Häusern; hie und da sieht man an ihnen Netze zum Trocknen ausgespannt. Das Kloster, dessen Gebäude noch steht, lag außerhalb, halb auf dem Wege, der von Lecco nach Bergamo führt. Der Himmel war klar und heiter; je höher die Sonne hinter dem Berge emporstieg, um so mehr schien ihr Licht von den Gipfeln der gegenüberliegenden Anhöhn über Abhänge und Thäler sich gleich einer Flut zu ergießen. Ein kühler Herbstwind streifte die welken Blätter von den Zweigen der Maulbeerbäume und wehte sie einige Schritte von ihren Stämmen zur Erde. Rechts und links,

in den Weinbergen glänzten in mannigfachen Schattirungen die röthlich gefärbten Blätter an den noch festgebundenen Reben; die frisch beackerten Felder traten dunkelfarbig hervor gegen die weißlichen, von Thau glänzenden Stoppelfelder. Die Aussicht war heiter und erquickend; jede menschliche Gestalt aber, die sich hier blicken ließ, trübte den Blick und die Gedanken. Jeden Augenblick begegnete man abgezehrten Bettlern in Lumpen gehüllt, die entweder schon in ihrem Gewerbe ergraut waren, oder erst jetzt, von der Noth getrieben, dazu griffen. Sie schritten ruhig an Pater Cristoforo vorüber, blickten ihn andächtig an, und obwohl sie nichts von ihm zu hoffen hatten, da ein Kapuziner niemals Geld anrührte, so machten sie ihm doch eine tiefe Verbeugung aus Dankbarkeit für das Almosen, das sie aus dem Kloster empfangen hatten, oder sich erst holen wollten. Der Anblick der Arbeiter, die in den Feldern zerstreut waren, hatte noch etwas Schmerzlicheres. Einige streuten spärlich und mißmuthig die Saat aus, wie Jemand, der etwas aufs Spiel setzt, woran ihm sehr viel gelegen ist; andere führten den Spaten mit Anstrengung oder pflügten die Erde mit Unlust. Das abgezehrte kleine Mädchen, welches die junge, magere Kuh auf der Weide am Stricke hielt, gab aufmerksam Acht, und wenn es irgend ein Kraut bemerkte, das, wie der Hunger gelehrt hatte, auch die Menschen genießen konnten, bückte es sich eiligst, um es ihr wegzustehlen zur Nahrung für die Seinigen. Diese Schauspiele erhöhten bei jedem Schritt den Trübsinn des Mönchs, der schon mit den traurigsten Vorgefühlen im Herzen, daß er irgend ein Unglück vernehmen werde, weiter schritt.

— Aber warum nahm er so viel Antheil an Lucia? Und warum hatte er sich gleich mit solcher Eile bei der ersten Nachricht auf den Weg gemacht, als hätte ihn der Pater Provinzial zu sich berufen? Und wer war dieser Pater Cristoforo? Alle diese Fragen wollen wir genügend beantworten.

Pater Cristoforo von *** war ein Mann, den Sechzigern näher als den Fünfzigern. Das nach Sitte der Kapuziner geschorene Haupt, welches in der Mitte nur von einem schmalen Strich Haare wie von einer Krone umgeben war, erhob sich von Zeit zu Zeit mit einer Bewegung, die eine gewisse Unruhe und

zugleich einen gewissen Stolz durchscheinen ließ; sogleich aber senkte es sich wieder zu demüthigen Betrachtungen. Der lange, weiße Bart, der Wangen und Kinn bedeckte, hob die ausdrucksvollen Formen des obern Theiles des Gesichtes noch mehr hervor, denen eine lange zur Gewohnheit gewordene Enthaltsamkeit eine noch größere Würde gegeben hatte, ohne den Ausdruck zu vermindern. Die eingefallenen Augen waren meist zur Erde gerichtet; bisweilen aber blitzten sie in einer plötzlichen Lebhaftigkeit auf, wie zwei hitzige, von der Hand eines Kutschers gelenkte Rosse, über die sie nicht die Oberhand gewinnen können, wie sie aus Erfahrung wissen, wenn sie auch hin und wieder einen wilden Sprung thun, den sie sogleich mit einem tüchtigen Ruck ins Gebiß büßen müssen.

Pater Cristoforo war nicht immer der gewesen, der er jetzt war, und hatte auch nicht immer diesen Namen geführt; sein Taufname war Lodovico. Er war der Sohn eines Kaufmanns zu ***, — diese Sternchen rühren alle von der Vorsicht und Klugheit meines Anonymus her — der in seinen letzten Jahren, als er wohlhabend genug war, den Handel aufgegeben hatte, um mit seinem einzigen Sohne als vornehmer Herr zu leben.

In diesem neuen, üppigen und bequemen Leben fing er an, über seine frühere Thätigkeit sich zu schämen, und diese Grille beherrschte ihn so sehr, daß er nur darauf sann, auf jede Weise vergessen zu machen, daß er Kaufmann gewesen war; er hätte gewünscht, es selbst vergessen zu können. Aber Kaufladen, Ballen, Buch, Elle stiegen immer wieder vor seiner Erinnerung auf, wie der Schatten Banquos dem Macbeth, sogar bei den Freuden der Tafel, bei dem Lächeln der Schmarotzer; und die Sorgfalt, mit der diese Armen jedes Wort vermeiden mußten, das auf den ehemaligen Stand des Gastgebers hätte anspielen können, ist unbeschreiblich. Eines Tages, um nur ein Beispiel davon zu erzählen, eines Tages, die Tafel war fast zu Ende, und grade in der lebhaftesten und reinsten Fröhlichkeit, wo man hätte schwer unterscheiden können, wer vergnügter sei, ob die speisende Gesellschaft oder der freigebige Wirth, fing dieser mit freundschaftlicher Herablassung auf einen seiner Tischgenossen als den bescheidensten Esser

von der Welt zu sticheln an. Auf den Scherz eingehend, erwiederte dieser, ganz ohne alle Bosheit, eigentlich in kindlicher Unbefangenheit: „Ei, ich esse dem Kaufmann noch die Ohren vom Kopfe.“ Er selbst war sogleich über das Wort, das ihm entschlüpfte, betroffen und blickte schüchtern den Hausherrn an, dessen Gesicht sich umwölkt hatte; einer wie der andere hätte gern die vorige Miene wieder angenommen, aber es war unmöglich. Die übrigen Gäste überlegten, ein jeder für sich, auf welche Art das kleine Aergerniß wohl wieder gut zu machen sei; aber indem sie überlegten, schwiegen sie still, und durch ihr Stillschweigen machten sie es nur schlimmer. Einer vermied den Blick des andern; ein jeder fühlte, daß Alle nur mit dem Gedanken beschäftigt waren, sich nichts merken zu lassen. Die Freude war für diesen Tag dahin, und der Unkluge, oder um mit mehr Gerechtigkeit zu sprechen, der Unglückliche erhielt keine Einladung wieder.

So verbrachte Lodovivo's Vater seine letzten Lebensjahre in unaufhörlicher Angst, indem er immer fürchtete, verspottet zu werden, und niemals daran dachte, daß verkaufen nicht lächerlicher als kaufen ist, und daß er das Gewerbe, dessen er sich jetzt schämte, doch so viele Jahre lang ohne Reue vor aller Welt ausgeübt hatte. Seinen Sohn ließ er nach den Ansprüchen der Zeit und so weit Gesetze und Herkommen es ihm gestatteten, vornehm erziehen; er hielt ihm Lehrer für die Wissenschaften und für ritterliche Uebungen, und als er starb, hinterließ er ihn als einen reichen Jüngling.

Lodovico hatte vornehme Sitten angenommen, und die Schmeichler, unter denen er aufgewachsen war, hatten ihn daran gewöhnt, sich mit großer Achtung behandelt zu sehen. So oft er sich aber unter die Edelleute der Stadt mischen wollte, fand er das Thun und Treiben sehr im Widerspruch mit seinen Gewohnheiten, und er sah wohl ein, wollte er, wie er's wünschte, in ihrer Gesellschaft leben, daß er sich erst entschließen mußte, eine neue Schule der Geduld und Unterwürfigkeit durchzumachen und als Untergebener in jedem Augenblicke etwas hinunterzuschlucken. Eine solche Lebensweise vertrug sich weder mit Lodovico's Erziehung, noch mit seiner Natur. Erbittert zog er sich zurück; aber nur ungern hielt er sich von ihnen entfernt, denn nach seiner Mei-

nung mußten grade diese seine Gefährten sein; nur hätte er sie umgänglicher gewünscht. Indem er nun in diesem Gemisch von Neigung und Haß nicht vertraulich mit ihnen verkehren konnte, und doch auf irgend eine Art mit ihnen zu schaffen haben wollte, verfiel er darauf, in Aufwand und Pracht mit ihnen zu wetteifern, und kaufte sich so für sein baares Geld Feindschaft, Neid und Spott ein. Seine redliche, aber heftige Gemüthsart hatte ihn dann mit der Zeit zu einem ernsteren Wettkampfe getrieben. Er empfand einen natürlichen, aufrichtigen Abscheu gegen alle Bedrückungen und Ungerechtigkeiten: einen Abscheu, der nach dem Stande der Personen noch lebhafter wurde, weil sie diejenigen waren, die er haßte. Um alle diese Leidenschaften auf einmal zu beschwichtigen, oder ihnen zu fröhnen, nahm er gern für einen armen Gemißhandelten Partei, verpflichtete sich, einen Betrüger zur Rechenschaft zu ziehen, und indem er sich in einen Streit einließ, lud er sich auch schon einen andern auf den Hals, so daß er sich nach und nach zum Beschützer der Unterdrückten und zum Rächer des Unrechts aufwarf. Ein beschwerliches Amt; es bedarf keiner Frage, ob der arme Lodovico Feinde, Verbindlichkeiten und Sorgen hatte. Bei diesem äußern Kriege war er auch zugleich unaufhörlich von innern Widersprüchen geplagt, denn um eine Verpflichtung durchzusetzen, (geschweige von denen zu sprechen, die er nicht auszuführen vermochte) mußte er oft List und selbst gewaltsame Mittel anwenden, die sein Gewissen hernach nicht billigen konnte. Er mußte sich mit einer ziemlichen Anzahl von Raufern umgeben; und sowohl für seine eigene Sicherheit, als um eine stärkere Hülfe zu haben, mußte er die Verwegensten, das heißt die Verruchtesten unter ihnen wählen und aus Liebe zur Gerechtigkeit mit Schelmen leben. Entmuthigt durch einen traurigen Ausgang, oder durch eine drohende Gefahr beunruhigt, überdrüssig, sich unaufhörlich hüten zu müssen, vor seiner Gesellschaft Ekel empfindend und aus Sorge um die Zukunft, da seine Mittel durch gute Werke und ritterliche Handlungen von Tag zu Tag mehr abnahmen, war ihm mehr als einmal der Gedanke durch den Kopf gefahren, Mönch zu werden; in jenen Zeiten der gewöhnlichste Ausweg, um aus allen Händeln und Verdrießlich-

keiten zu kommen. Aber was vielleicht sein ganzes Leben hindurch nur eine Grille geblieben wäre, wurde zum festen Entschluß durch ein Ereigniß, das ernsteste, das ihn noch jemals betroffen hatte.

Eines Tages ging er durch eine Straße der Stadt in Begleitung zweier Bravi und eines gewissen Cristoforo, der einst bei seinem Vater Ladendiener gewesen und nachher Haushofmeister geworden war. Er war ein Mann etwa von fünfzig Jahren, von Jugend auf Lodovico ergeben, den er hatte auf die Welt kommen sehen, und von dessen Besoldung und Geschenken nicht allein er lebte, sondern wovon er auch noch eine sehr zahlreiche Familie unterhielt. Lodovico sah von weitem einen gewissen Herrn herankommen, der es sich zum Lebenszweck machte, Andere zu kränken und zu beschimpfen, mit dem er niemals in seinem Leben gesprochen hatte, der ihn von Herzen haßte, was er ihm aus voller Seele erwiederte; denn es ist einer der Vorzüge dieser Welt, daß man hassen und gehaßt werden kann, ohne sich zu kennen. Dieser hatte vier Bravi hinter sich und kam mit stolzen Schritten daher, den Kopf hochmüthig zurückgeworfen, mit einem Lächeln voll Uebermuth und Verachtung auf den Lippen. Beide gingen dicht an der Mauer hin; doch Lodovico, merkt wohl auf! streifte sie mit der rechten Seite, und dies gab ihm, einem alten Gebrauche gemäß, das Recht — wo pflanzt man nicht überall das Recht auf — nicht von der besagten Mauer weichen zu müssen, um einen Andern, wer es auch sei, vorbei zu lassen; ein Umstand, auf den man damals sehr viel hielt. Der Andere dagegen behauptete, dies Recht stehe ihm als einem Edelmann zu, wonach es, nach einem andern Gebrauche, an Lodovico sei, aus dem Wege zu gehen. Auch hierin, wie in so vielen andern Angelegenheiten, bestanden zwei sich widersprechende Gebräuche, ohne daß es entschieden war, welcher von beiden der gute wäre; dies gab, so oft ein Starrkopf auf den andern stieß, Gelegenheit Streit anzufangen. Jene beiden kamen einander entgegen, dicht an die Mauer gedrängt, wie zwei wandelnde Figuren in Basrelief. Als sie Stirn gegen Stirn einander gegenüberstanden, maß der übermüthige Edelmann Lodovico mit einem finstern, gebieterischen Blick und sagte in befehlendem Tone: „Macht Platz.“

„Macht Ihr Platz", erwiederte Lodovico. „Ich habe das Recht hier."

„Mit eures Gleichen gehört es immer mir."

„Ja, wenn die Frechheit eures Gleichen ein Gesetz für meines Gleichen wäre."

Das beiderseitige Gefolge der Bravi war, jedes hinter seinem Gebieter, stehen geblieben und blickte, die Hand am Dolche, zum Kampfe bereit, wie grimmige Hunde einander an. Die Leute, die von da und dort herankamen, blieben zurück, um von ferne die Sache mit anzusehen; die Gegenwart dieser Zuschauer reizte aber den Ehrgeiz der beiden Streitköpfe nur um so mehr.

„Aus dem Wege, du erbärmlicher feiger Wicht; oder ich will dich lehren, wie man sich gegen Edelleute zu betragen hat."

„Du lügst, daß ich feige sei."

„Du lügst, daß ich gelogen habe."

Diese Antwort war entscheidend.

„Wenn du ein Cavalier wärst, wie ich", fügte der Herr hinzu, „so würde ich dir mit dem Degen zeigen, daß du der Lügner bist."

„Ein guter Vorwand, um die Unverschämtheit eurer Worte nicht mit der That vertreten zu müssen."

„Werft diesen Schurken in den Koth", sagte der Edelmann zu den Seinen gewendet.

„Laß sehen", erwiederte Lodovico, trat schnell einen Schritt zurück und legte die Hand ans Schwert.

„Verwegener!" schrie der Andere; „zerbrechen werde ich dies Schwert, sobald es mit deinem verächtlichen Blute besudelt ist."

So drang Einer auf den Andern ein; die Diener stürzten zur Vertheidigung ihrer Herren herbei. Der Kampf war ungleich; Lodovico suchte die Streiche eher zu vermeiden und seinen Feind zu entwaffnen, als ihn zu tödten; dieser aber wollte seinen Tod um jeden Preis. Lodovico hatte schon von einem Bravo einen Dolchstoß in den linken Arm und eine leichte Verwundung auf dem einen Backen erhalten, und sein Feind warf sich grade auf ihn, um ihm den Rest zu geben, als Cristoforo, seinen Herrn in der äußersten Gefahr sehend, mit dem Dolche auf seinen Gegner losging. Dieser wandte seine ganze Wuth gegen ihn und durchstach

ihn. Bei diesem Anblick außer sich, stieß Lodovico dem Mörder sein Schwert in den Leib, der fast in demselben Augenblick mit dem armen Cristoforo sterbend niedersank. Als die Bravi des Edelmanns sahen, daß Alles vorbei war, ergriffen sie, übel zugerichtet, die Flucht; die Bravi Lodovico's, ebenso übel zugerichtet, machten sich nach der andern Seite durch, um sich von den herbeilaufenden Leuten nicht aufhalten zu lassen; und Lodovico befand sich mit den beiden unglücklichen Gefährten zu seinen Füßen, mitten in diesem Menschengedränge allein.

„Wie ist es hier hergegangen? — Es ist Einer. — Nein, es sind ihrer Zwei. — Dem hat man ein Knopfloch in den Bauch gemacht. — Wer ist ermordet worden? — Dieser Uebermüthige! — O heilige Maria! welche Zerstörung. — Wer sucht, der findet. — Einer büßt für Alle. — Auch mit dem ist's aus. — Was für ein Stich! — Das wird eine schlimme Geschichte werden. — Und der andere Unglückliche. — Barmherzigkeit, welch ein Anblick! — Rettet ihn, rettet ihn. — Er ist reif. — Seht, wie er zugerichtet ist über und über voll Blut. — Flieht, flieht. Laßt Euch nicht fangen."

Diese Reden, die sich aus dem Getöse der wilden Menge hören ließen, drückten die allgemeine Stimmung aus, und mit dem Rathe kam auch die Hülfe. Die That war nahe bei einer Kapuzinerkirche vorgefallen, einer Zufluchtsstätte, die den Schergen und Allem, was sich damals Gerechtigkeit nannte, unzugänglich war, wie Jedermann weiß. Der verwundete Mörder wurde fast besinnungslos von der Menge dorthin geführt, oder getragen, und die Klosterbrüder empfingen ihn aus den Händen des Volkes, das ihnen denselben mit den Worten empfahl: „Er ist ein guter, redlicher Mensch, der einen übermüthigen Schurken kalt gemacht hat; er hat es nur zu seiner Vertheidigung gethan; er ist an den Haaren dazu herbeigezogen worden.

Lodovico hatte noch niemals vorher Blut vergossen, und obgleich Mord und Todtschlag in jenen Zeiten etwas so Gewöhnliches war, daß Jedermanns Ohr sich gewöhnt hatte, davon erzählen zu hören, und selbst das Auge einen solchen Anblick ertragen konnte, so war doch der Eindruck, den er empfing, als er den durch ihn und den für ihn Getödteten vor sich sah, neu und unaussprech-

lich; es war eine Offenbarung ihm noch unbekannter Gefühle. Das Zusammenbrechen seines Feindes, die plötzliche Veränderung der Gesichtszüge, die in einem Augenblicke von den wüthendsten Drohungen zu der feierlichen Ruhe des Todes zusammenfielen, dies war ein Anblick, der mit einem Schlage das Gemüth des Mörders verwandelte. Nach dem Kloster geschleppt, wußte er kaum, wo er war, noch was um ihn herum vorging, und als er zu sich kam, befand er sich in einem Bette auf der Krankenstube unter den Händen eines Klosterbruders, der Wundarzt war — die Kapuziner pflegten stets einen solchen in jedem Kloster zu haben — und der ihm mit Scharpie seine beiden Wunden verband, die er bei dem Zusammentreffen erhalten hatte. Ein Pater, dessen besonderes Amt es war, den Sterbenden beizustehen und der solche Dienste schon öfter auf der Straße geleistet hatte, wurde sogleich auf den Kampfplatz gerufen. Als er nach wenigen Minuten zurückkehrte, trat er in die Krankenstube, näherte sich dem Bette, in welchem Lodovico lag und sagte: „Beruhigt Euch, er ist gut gestorben und hat mir aufgetragen, um eure Vergebung zu bitten und Euch die seinige zu überbringen.“ Diese Worte brachten den armen Lodovico wieder völlig zum Bewußtsein und regten die Empfindungen, die in seiner Seele verworren durcheinander stürmten, um so heftiger auf: den Schmerz um den Freund, Reue und Entsetzen über den Stoß, den seine Hand geführt und zugleich ein kummervolles Mitleid mit dem Menschen, den er getödtet hatte.

„Und der Andere?“ fragte er beklommen den Bruder.

„Der Andere war schon verschieden, als ich ankam.“

Unterdessen wimmelte es rings um das Kloster von neugierigem Volke; als aber die Häscherschaar anlangte, trennte sich die Menge und stellte sich in einer gewissen Entfernung von dem Eingange auf die Lauer, so daß Niemand ungesehen herauskommen konnte. Darauf kamen ein Bruder des Todten, zwei Vettern und ein alter Oheim, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, mit einem großen Gefolge von Bravi und stellten sich als Wache rings umher auf, indem sie drohend und verächtlich auf die Neugierigen herabschauten, die nicht zu sagen wagten: „Es geschah ihm recht“, obwohl es auf ihren Gesichtern geschrieben stand.

Lodovico hatte kaum seine Gedanken wieder gesammelt, als er sogleich einen Beichtiger zu sich berief und ihn bat, Cristoforo's Wittwe aufzusuchen, sie in seinem Namen um Verzeihung zu bitten, weil er, ohne seine Schuld, die Ursache dieses Jammers geworden; zugleich solle er sie versichern, daß er es übernähme, für die Familie zu sorgen. Als er darauf über seine eigene Lage nachdachte, fühlte er, wie der Gedanke, Mönch zu werden, der ihm schon früher einmal durch den Sinn gefahren, lebhafter und mächtiger denn je in ihm wieder erwachte; es schien ihm, Gott selbst hätte ihn auf diesen Weg geführt und ihm dadurch ein Zeichen seines Willens gegeben, weil er ihn unter solchen Umständen in ein Kloster gelangen ließ. Sein Entschluß war gefaßt. Er ließ den Pater Guardian zu sich rufen und that ihm seinen Wunsch kund. Dieser erklärte ihm, man müsse sich vor übereilten Entschlüssen hüten; wenn er aber darauf bestehe, so würde er nicht zurückgewiesen werden. Darauf ließ er einen Notar kommen, dictirte ihm eine Schenkung über sein Vermögen für die Familie Cristoforo's, was immerhin ein schönes Vermächtniß war, eine Summe für die Wittwe und das Uebrige für die acht Kinder, die Cristoforo hinterlassen hatte.

Lodovico's Entschluß kam denen, die ihn beherbergten, und die seinetwegen schon in keiner schlechten Verwirrung waren, gerade recht. Ihn aus dem Kloster wegschicken, ihn der Gerechtigkeit, d. h. der Rache seiner Feinde übergeben, damit würde man den eigenen Vorrechten entsagt und das Kloster um sein Ansehn bei dem Volke gebracht haben; man hätte sich den Vorwurf und die Feindschaft aller Kapuziner der Welt zugezogen, weil das das Recht Aller verletzen und alle geistliche Gewalt gegen sich aufreizen hieße, die sich als Beschützer dieses Rechtes ansah. Auf der andern Seite hatte die sehr mächtige Familie des Getödteten mit ihrem ganzen Anhange sich vorgenommen, Rache zu nehmen, und erklärte Jeden für ihren Feind, der es wagte, ihnen entgegen zu treten. Die Geschichte sagt nicht, daß sie um den Getödteten sehr getrauert habe, oder daß auch nur eine Thräne von der ganzen Verwandtschaft um ihn geflossen sei; sie sagt nur, daß sie alle darauf brannten, den Mörder todt oder lebendig unter die Hände zu

bekommen. Indem aber Lodovico das Kapuzinerkleid anlegte, glich er alles wieder aus. Er that in gewisser Art Buße, legte sich eine Strafe auf, bekannte sich ausdrücklich für schuldig und zog sich so aus jedem Streite zurück; kurz, er war ein Feind, der die Waffen streckte. Die Verwandten des Todten konnten nun auch glauben, oder sich damit rühmen, daß er aus Verzweiflung Mönch geworden sei, oder aus Furcht vor ihrem Zorne. Auf jeden Fall mußte selbst der stolzeste Beleidigte einen Menschen, der es dahin brachte, sich des Seinigen zu entäußern, sich das Haupt scheeren zu lassen, barfuß einher zu gehen, auf Stroh zu schlafen, von Almosen zu leben, für genug bestraft ansehen.

Der Pater Guardian erschien vor dem Bruder des Getödteten mit demüthiger Unterwürfigkeit, und nachdem er ihm tausendmal seine Ehrerbietung gegen sein erlauchtes Haus betheuert hatte mit dem Wunsch, demselben nach Kräften gefällig sein zu können, sprach er von Lodovico's Reue und von dessen Entschluß und gab sehr artig zu verstehen, daß die Familie damit zufrieden sein könnte und daß die Sache doch einmal so sei und bleibe, ob es Jemand gefalle oder nicht gefalle. Der Bruder brach in Wuth aus, die der Kapuziner verrauchen ließ, indem er von Zeit zu Zeit sagte: „Es ist ein nur zu gerechter Schmerz." Jener erklärte, daß seine Familie sich auf alle Fälle würde Genugthuung zu verschaffen gewußt haben; der Kapuziner verneinte dies nicht, was er auch sonst darüber dachte. Endlich machte er es zur Bedingung, daß der Mörder seines Bruders baldigst die Stadt verlassen mußte. Der Pater, der dies schon beschlossen hatte, sagte, daß es geschehen würde und ließ so den Andern, wenn es ihm beliebte, glauben, es sei dies ein Zeichen seines Gehorsams. Damit war Alles abgemacht: die Familie war zufrieden, daß sie mit Ehren von dem Handel befreit war; die Klosterbrüder waren zufrieden, einen Menschen und ihre Vorrechte gerettet zu haben, ohne sich irgend einen Feind zu machen; die Freunde des Ritterstandes waren zufrieden, weil sie die Angelegenheit in löblicher Weise beendigt sahen; das Volk war zufrieden, denn es wußte einen Menschen, dem es wohl wollte, aus allen Verlegenheiten und bewunderte zugleich eine Bekehrung; aber mehr als alle war unser Lodovico zufrieden, der ein Leben der

Buße und der Aufopferung begann, das die Uebelthat, wenn sie auch nicht wieder gut gemacht werden konnte, wenigstens abbüßen und den unerträglichen Stachel der Reue abstumpfen sollte. Das Mißtrauen, daß sein Entschluß vielleicht der Furcht beigemessen werden dürfte, betrübte ihn einen Augenblick; doch er tröstete sich sogleich mit dem Gedanken, daß auch dies ungerechte Urtheil eine Strafe und ein Mittel mehr zur Sühne für ihn wäre. So hüllte er sich mit dreißig Jahren in das Mönchsgewand, und da er, dem Gebrauche gemäß, seinen Namen ablegen und einen andern annehmen mußte, so wählte er einen, der ihn in jedem Momente daran erinnerte, was er abzubüßen habe, und nannte sich Bruder Cristoforo.

Kaum war die Feierlichkeit der Einkleidung vorüber, als ihm der Pater Guardian ankündigte, er habe seine Probezeit in ***, sechszig Miglien entfernt, abzumachen, und er müsse morgenden Tages dahin abgehen. Der Novize verbeugte sich tief und bat um eine Gnade. „Erlaubt mir, mein Vater", sagte er, „daß, ehe ich von dieser Stadt scheide, wo ich eines Menschen Blut vergossen habe, wo ich eine grausam gekränkte Familie zurücklasse, daß ich sie wenigstens über das Erlittene tröste, ihr meinen Kummer darüber zeige, den Verlust nicht ersetzen zu können; ich will den Bruder des Getödteten um seine Vergebung anflehen und ihm, wenn Gott mein Vorhaben segnet, allen Groll aus der Seele nehmen." Dem Pater schien ein solcher Schritt, außerdem, daß er an und für sich gut war, auch noch dazu dienlich, die Familie wieder mit dem Kloster auszusöhnen, und er ging schleunigst zu dem Bruder des Getödteten, um ihm Cristoforo's Verlangen vorzustellen. Jener empfand bei dem so unerwarteten Vorhaben neben aller Verwunderung eine neue Aufwallung seines Unwillens, der indessen doch nicht so ganz ohne Wohlwollen war. Nach einem kurzen Besinnen sagte er: „Er mag morgen kommen" und gab die Stunde an. Der Pater kehrte zurück und überbrachte dem Novizen die gewünschte Erlaubniß.

Der Edelmann dachte sogleich, je feierlicher und geräuschvoller diese Genugthuung wäre, um so mehr würde sein Ansehen bei der ganzen Verwandtschaft und bei dem Publikum wachsen,

und es würde, um es mit heutiger, neumodischer Zierlichkeit auszudrücken, ein schönes Gedenkblättchen in der Geschichte der Familie sein. Eiligst ließ er alle Verwandten benachrichtigen, sie möchten morgen Mittag geruhen bei ihm aufzuwarten, (so sagt man jetzt), um eine gemeinsame Genugthuung zu empfangen.

Am Tage darauf wimmelte es in dem Palaste von Herrschaften jedes Alters und jedes Geschlechtes; das war ein Drehen und Wenden mit den großen Mänteln, den hohen Federn und den herabhängenden Durlindanen mit den gesteiften und gefalteten Halskrausen, ein Geschleife mit den reich verzierten Schleppkleidern. Die Vorzimmer, der Hof und die Straße waren überfüllt von Dienern, Pagen, Bravi und Neugierigen. Als Bruder Cristoforo alle diese Vorbereitungen sah, errieth er den Grund, und es überkam ihn eine gewisse Unruhe und Bestürzung darüber; gleich darauf sagte er aber bei sich: — es gehört sich so; ich habe ihn öffentlich, in Gegenwart so vieler seiner Feinde getödtet; wie die That, so der Lohn. —

So schritt er nun mit niedergeschlagenen Augen, den ihn begleitenden Pater zur Seite, durch die Pforten jenes Hauses, über den Hof durch die Menschenmenge, die ihn eben nicht mit zu höflicher Neugier maß, stieg die Treppe herauf und ging durch eine andere, aber vornehme Menschenmenge, die ihn mit hochmüthiger Miene vorbeiließ, und gelangte endlich, von hundert Augen verfolgt, in die Nähe des Hausherrn, der, von seinen nächsten Verwandten umgeben, den Blick zur Erde gesenkt, das Kinn in die Höhe geworfen, mit der linken Hand den Griff seines Schwertes fassend, während die rechte den Mantelkragen über der Brust zusammenhielt, gerade in der Mitte des Saales stand.

Es liegt zuweilen in dem Gesichte und in der Haltung eines Menschen ein so unmittelbarer Ausdruck, man möchte fast sagen, ein Ausguß des innersten Wesens, daß bei einer Menge von Zuschauern nur ein Urtheil darüber ist. Gesicht und Haltung Bruder Cristoforo's sagte allen Umstehenden deutlich, daß ihn nicht die Furcht vor den Menschen zu der Demuth und Erniedrigung gebracht habe, Mönch zu werden, und dadurch versöhnte er sich sogleich alle Gemüther. Sobald er den Beleidigten sah, eilte er

auf ihn zu, kniete vor ihm nieder, faltete die Hände über der Brust und sagte, indem er sein geschorenes Haupt tief niederbeugte: „Ich bin der Mörder Ihres Bruders. Gott weiß, daß ich ihn um den Preis meines Lebens Ihnen wiedergeben möchte; aber ich bin machtlos, ich kann Ihnen nur diese aufrichtige Abbitte thun und ich beschwöre Sie, diese um Gottes Barmherzigkeit willen anzunehmen."

Aller Augen waren unbeweglich auf den Novizen und auf den gerichtet, zu dem er sprach; jedes Ohr war gespannt. Ein Gemurmel des Mitleids und der Ehrfurcht erhob sich durch den ganzen Saal, als Bruder Cristoforo schwieg. Der Edelmann, der mit erzwungener Höflichkeit und unterdrücktem Zorne dastand, wurde durch diese Worte ergriffen; er beugte sich zu dem Knieenden nieder und sagte mit bewegter Stimme: „Erhebt Euch .... die Beleidigung .... die That .... aber das Kleid, das Ihr tragt .... aber nicht darum, auch Euretwegen .... Steht auf .... mein Bruder .... ich kann es nicht leugnen .... er war ein Edelmann .... er war ein Mensch .... ein wenig hitzig .... ein wenig übereilt .... aber es ist Alles eine Fügung Gottes .... sprechen Sie nicht mehr davon .... aber Pater, Sie dürfen jetzt nicht mehr in dieser Stellung bleiben", und, ihn bei dem Arm nehmend, hob er ihn auf.

Bruder Cristoforo erwiederte stehend, mit gesenktem Haupte: „Ich kann also hoffen, daß Sie mir Ihre Verzeihung bewilligen! und wenn ich dieselbe von Ihnen hätte, von wem dürfte ich sie nicht erwarten? Oh, wenn ich aus Ihrem Munde das Wort Verzeihung! vernehmen könnte."

„Verzeihung?" sagte der Edelmann, „Sie bedürfen ihrer nicht mehr. Aber weil Sie es wünschen, gewiß, gewiß, ich verzeihe Ihnen von Herzen, und Alle ...."

„Alle! Alle!" riefen die Anwesenden wie aus einem Munde.

Auf dem Gesichte Cristoforo's glänzte eine dankbare Freude, die jedoch noch eine tiefe Zerknirschung über seine Schuld durchscheinen ließ, die keine menschliche Vergebung wieder gut machen konnte. Von diesem Anblick völlig überwunden und hingerissen

von der allgemeinen Rührung umarmte der Edelmann Cristoforo und gab und empfing von ihm den Friedenskuß.

Ein Beifallssturm brach von allen Seiten des Saales los; alle drängten sich um den Mönch. Inzwischen kamen Diener mit Erfrischungen. Der Edelmann näherte sich unserm Cristoforo, der eben Miene machte, sich zu verabschieden, und sagte zu ihm: „Pater, erweisen Sie mir die Freundschaft und genießen Sie Etwas.“ Und er fing an, ihm vor allen Andern vorzulegen. Cristoforo aber lehnte es mit einer gewissen Herzlichkeit ab und sagte: „Dergleichen ist nicht mehr für mich, aber ich werde darum niemals Ihre Gaben verschmähen. Ich bin im Begriff, mich auf die Reise zu machen; geruhen Sie mir ein Brod bringen zu lassen, damit ich sagen kann, Sie haben es mir als ein Zeichen Ihres Mitleids, Ihrer Verzeihung geschenkt.“ Der gerührte Edelmann befahl, daß es geschähe; und sogleich brachte ein aufgeputzter Kammerdiener auf einem silbernen Teller ein Brod und überreichte es dem Mönche, der es dankend nahm und in seinen Korb legte. Darauf nahm Cristoforo Abschied; er umarmte noch einmal den Hausherrn und Alle, die in seiner Nähe standen, und entzog sich ihnen nur mit Mühe. In den Vorzimmern hatte er wieder zu kämpfen, um sich von den Dienern und von den Bravi loszureißen, die ihm den Saum seines Kleides, Strick und Kapuze küßten; und auf der Straße wurde er im Triumphe von einem großen Haufen Volk bis an das Thor der Stadt begleitet, durch welches er seine Fußwanderung nach dem Orte seines Noviziates antrat.

Der Bruder und die Verwandtschaft des Getödteten, die gehofft hatten an diesem Tage die traurige Freude ihres Hochmuthes zu genießen, waren statt dessen von der heitern und reinen Freude des Wohlwollens und des Verzeihens erfüllt. Die Gesellschaft verweilte noch einige Zeit und unterhielt sich mit einer Vertraulichkeit und Herzlichkeit, die man nicht erwartet hatte, als man hinging. Lobeserhebungen über den Novizen, seine Sanftmuth und die Versöhnung waren allein der Gegenstand des Gespräches. Als die Gesellschaft auseinander gegangen war, überdachte der noch ganz aufgeregte Hausherr noch einmal alles, was

er gehört, was er selbst gesprochen hatte und murmelte zwischen den Zähnen: Teufel von einem Mönche! (wir müssen genau seine Worte abschreiben) Teufel von einem Mönche! wenn er noch einige Minuten hier auf den Knieen liegen geblieben wäre, so hätte ich ihn beinahe um Vergebung bitten müssen, daß er mir den Bruder ermordet hat. — — Unsere Geschichte bemerkt ausdrücklich, daß dieser Herr von dem Tage an etwas weniger jähzornig und ein wenig hülfreicher ward.

Pater Cristoforo schritt mit einer Ruhe weiter, wie er sie noch nicht empfunden hatte seit jenem verhängnißvollen Tage, dem zur Sühne er jetzt sein ganzes Leben opfern wollte. Das Schweigen, welches den Novizen auferlegt war, beobachtete er, fest wie er war, ohne Anstrengung, nur an die Mühseligkeiten, Entbehrungen und Erniedrigungen denkend, die er zu erdulden haben würde, um sein Verbrechen zu sühnen. Als die Stunde der Mahlzeit herannahte, kehrte er bei einem Klosterfreunde ein und aß mit einer Art von Wollust von dem Versöhnungsbrode; ein Stück davon aber legte er wieder in seinen Korb, um es als ein heiliges Zeichen der Erinnerung aufzubewahren.

Es ist nicht unsere Absicht, die Geschichte seines Klosterlebens zu behandeln; wir wollen nur sagen, daß er die ihm auferlegten Pflichten, zu predigen und Sterbenden beizustehen, mit aller Lust und Liebe ausübte, daß er sich aber auch niemals die Gelegenheit entgehen ließ, noch zwei andere Pflichten zu erfüllen, die er sich selbst aufgegeben hatte: Streitigkeiten zu schlichten und Unterdrückte zu schützen. Zu dieser Neigung trat noch, ohne daß er es selbst gewahr wurde, seine alte Gewohnheit und ein Ueberbleibsel kriegerischen Sinnes, welche die Kasteiungen doch nicht gänzlich hatten vertilgen können. Seine Sprache war gewöhnlich sanft und ruhig; wenn es sich aber um Recht und Wahrheit handelte, so lebte auf einmal der ganze Mensch in seiner alten Heftigkeit wieder auf und die Sprache hatte dann durch die Gewohnheit des Predigens einen gewissen feierlichen Nachdruck und Schwung, der ihr etwas sehr Eigenthümliches gab. Seine Haltung wie sein ganzes Aeußere verriethen den schweren Kampf, den er mit seiner heftigen Gemüthsart zu bestehen hatte, in welchem aber

meist ein starker Wille, der stets durch höhere Eingebungen bewegt und geleitet wurde, siegte.

Einer seiner Mitbrüder und sein Freund, der ihn sehr wohl kannte, hatte ihn einst mit jenen Worten verglichen, die in ihrer natürlichen Gestalt gar zu ausdrucksvoll sind und die Manche, so gebildet sie auch sonst sein mögen, wenn sie die Leidenschaft fortreißt, verstümmelt und in irgend einer Umhüllung aussprechen, die aber doch nur an ihre ursprüngliche Kraft erinnert.

Auch wenn ein anderes, armes unbekanntes Mädchen, in einer so traurigen Lage wie Lucia, Pater Cristoforo's Hülfe angefleht hätte, so würde er unverweilt hingeeilt sein. Da es sich aber um Lucia handelte, so wollte er um so schneller helfen, weil er ihre Unschuld und Tugend kannte und schätzte und über die Gefahren und Verfolgungen, die ihr drohten und die sie hatte erdulden müssen, schon einen frommen Unwillen empfand. Zudem hatte er ihr als das Beste angerathen, von allem nichts zu entdecken und ganz ruhig zu bleiben; er fürchtete nun, dieser Rath könnte irgend eine unheilvolle Wirkung erzeugt haben. So gesellte sich denn in diesem Fall zu seiner Emsigkeit und Besorgniß aus Menschenliebe, die ihm wie angeboren war, noch jene gewissenhafte Aengstlichkeit, welche die Guten so oft quält.

Während wir aber die Erlebnisse Pater Cristoforo's erzählt haben, ist er angelangt und hat sich in der Thüre gezeigt; die Frauen hielten sogleich die schnurrende Haspel an, standen auf und riefen beide wie aus einem Munde: „O Pater Cristoforo, seid gesegnet!“

Fünftes Kapitel.

Pater Cristoforo stand auf der Schwelle still und hatte kaum einen Blick auf die Frauen geworfen, als er auch wahrnehmen mußte, daß seine Vorgefühle ihn nicht betrogen hatten. Mit einem leichten Zurückwerfen des Kopfes sagte er in einem fragenden Tone, der einer traurigen Antwort entgegensieht: „Nun, was ist euch?" Lucia antwortete mit einem Thränenstrom. Die Mutter fing an, Entschuldigungen hervorzubringen, daß sie es gewagt habe ..... Der Mönch kam herein, setzte sich auf einen dreibeinigen Schemel, schnitt alle Höflichkeiten dadurch ab, daß er zu Lucia sagte: „Beruhigt Euch, armes Mädchen. Und Ihr", fuhr er zu Agnese fort, „erzählt mir, was es giebt!" Während die gute Frau ihren schmerzlichen Bericht machte, wechselte der Mönch unabläßig die Farbe, erhob bald die Augen zum Himmel, bald stampfte er mit dem Fuße. Als die Geschichte zu Ende war, bedeckte er das Gesicht mit den Händen und rief aus: „O Herr des Himmels! so weit mußte es kommen! ...." Doch ohne auszureden, wandte er sich wieder an die Frauen: „Ihr Aermsten! Gott hat euch heimgesucht. Arme Lucia!"

Schluchzend sprach diese: „Ihr werdet uns nicht verlassen, Pater Cristoforo?"

„Euch verlassen!" erwiederte er. „Wie sollte ich für mich etwas von Gott erbitten können, wenn ich euch verließe? in dieser Lage! Euch, die ihr mir von ihm anvertraut seid! Verliert nicht den Muth; er will euch helfen, er sieht Alles; er kann sich auch eines so schwachen Menschen, wie ich bin, bedienen, um zu zerstören ein .... Laßt sehen, überlegen wir, was sich thun läßt."

So sprechend, stützte er den linken Ellenbogen auf das Knie, drückte die Stirn in die flache Hand, während er mit der rechten Kinn und Bart strich, als wollte er alle geistigen Kräfte beisammen halten. Aber dieses angestrengte Nachdenken diente nur dazu, ihn noch bestimmter erkennen zu lassen, daß die Sache ebenso dringend und verwickelt sei, als die Hülfsmittel dagegen unsicher und gefahrvoll. Sollte er Don Abbondio beschämen und ihm

fühlen lassen, wie sehr er gegen seine Pflicht gefehlt habe? Doch Schande und Pflicht sind für ihn nichts, wenn er Furcht hat. Soll man ihm Furcht einjagen? und welch ein Mittel haben wir, das wirksamer ist, als seine Furcht vor einem Büchsenschusse? Soll man den Kardinal Erzbischof von Allem unterrichten und sein Ansehen anrufen? Dazu braucht man Zeit; und inzwischen? was dann? wenn auch die arme Unschuldige schon verheirathet wäre, würde sich jener Niederträchtige dadurch zügeln lassen? ... wer weiß, wie weit er es treibt? .... Ihm gegenübertreten? Wie? Ach! dachte der arme Mönch, wenn ich meine hiesigen, meine mailänder Klosterbrüder dazu bringen könnte! Aber, es ist keine Kleinigkeit; man würde mich im Stiche lassen, denn er gilt für einen Freund des Klosters; er giebt sich für einen Anhänger der Kapuziner aus; und haben sich seine Bravi nicht mehr als einmal zu uns geflüchtet? ich würde also allein stehen, man würde sich noch über die Angst, über die Verwirrung, über die Zänkerei lustig machen; und was noch mehr ist, man könnte vielleicht durch ein unzeitiges Unternehmen die Lage des armen Mädchens noch verschlimmern. — Nachdem er das Für und Wider dieses Planes erwogen hatte, schien es ihm doch das Beste, Don Rodrigo selbst beherzt anzugreifen und zu versuchen, ob es vielleicht möglich sei, ihn durch Bitten, durch die Vorstellung der ihn erwartenden Strafe im Jenseits von seinem schändlichen Vorhaben abzubringen. Im schlimmsten Falle könnte man wenigstens auf diesem Wege sicher erkennen, ob er in seiner unzüchtigen Absicht beharre; man könnte seine Pläne besser ergründen und darnach einen Entschluß fassen.

Während der Mönch so alles überdachte, war Renzo in der Thür erschienen, der, aus all den Gründen, die Jedermann leicht errathen kann, von dem Hause nicht lange entfernt bleiben konnte; da er aber den Pater so in Gedanken vertieft sah und die Frauen ihm ein Zeichen gaben, ihn nicht zu stören, so blieb er ruhig auf der Schwelle stehen. Als der Pater das Gesicht erhob, um den Frauen seinen Plan mitzutheilen, bemerkte er ihn, grüßte ihn mit gewohnter Herzlichkeit, die durch das Mitleid, das er für ihn fühlte, noch gesteigert wurde.

„Haben sie Ihnen erzählt... Pater?" fragte Renzo mit bewegter Stimme.

„Nur zu viel; ich bin darum hier."

„Was sagen Sie zu diesem Schurken?..."

„Was soll ich zu ihm sagen? er ist nicht hier, er kann uns nicht hören, wie können ihm meine Worte heilsam sein? Dir, mein Renzo, sage ich, daß du auf Gott vertrauen mußt und daß Gott dich nicht verlassen wird."

„Gesegnet seien Ihre Worte!" rief der Jüngling aus. „Sie gehören nicht zu denen, die den Armen immer Unrecht geben. Aber der Herr Pfarrer und jener Herr Doctor, die einen zu Grunde richten mit...."

„Wühle nicht in Dingen herum, die zu nichts dienen, als dich unnütz aufzuregen. Ich bin ein armer Mönch; ich wiederhole dir, was ich den Frauen schon gesagt habe, so wenig ich auch für euch thun kann, ich werde euch nicht verlassen."

„O, Sie sind nicht wie die Freunde dieser Welt! diese Windbeutel! Wer den Betheuerungen geglaubt hätte, die sie mir in guten Zeiten machten; ha ha! Sie waren bereit, ihr Blut für mich zu lassen; sie würden mich gegen den Teufel geschützt haben, wenn ich einen Feind gehabt hätte!..... Es genügte schon, es nur merken zu lassen, und man würde ihm schnell den Garaus gemacht haben. Und nun, wenn Sie sähen, wie sie sich durchmachen...." In diesem Augenblick sah er dem Pater ins Gesicht, das sich sehr verfinstert hatte; er wurde nun erst gewahr, daß er etwas Unschickliches gesagt, und indem er es verbessern wollte, verwirrte und verwickelte er sich immer mehr: „Ich wollte sagen... ich meinte nur... das was ich sagen wollte...."

„Was willst du sagen? Was? Du hattest also vor, mein Werk zu vernichten, noch ehe es unternommen war. Wohl dir, daß du noch bei Zeiten eines Bessern belehrt worden bist. Was! Du wolltest dir Freunde aufsuchen... und was für Freunde!... die dir niemals hätten helfen können, selbst wenn sie es gewollt hätten! Weißt du nicht, daß Gott der Freuud der Bedrängten ist, die auf ihn bauen? der da helfen kann und will? Weißt du nicht, daß der Schwache nichts gewinnt, wenn er die Krallen aus-

streckt? Und wenn" .... Hier faßte er Renzo's Arm, sein Gesicht drückte eine tiefe Bekümmerniß aus, seine Augen senkten sich zu Boden, und mit langsamer feierlicher Stimme fuhr er fort: „Und wenn es dennoch wäre, so ist es ein fürchterlicher Gewinn! Renzo, willst du Vertrauen zu mir fassen? ... Was sage ich zu mir, zu mir schwachem Menschen, zu mir armem Mönche? Willst du auf Gott vertrauen?"

„Gewiß!" antwortete Renzo. „Er ist der wahrhafte Helfer."

„Nun gut; versprich mir, daß du Niemand reizen oder beleidigen, daß du dich nur von mir leiten lassen willst."

„Ich verspreche es."

Lucia athmete tief auf, als ob sie von einer schweren Last befreit wäre; Agnese sagte: „Brav, mein lieber Sohn."

„Hört mich, Kinder", nahm Bruder Cristoforo wieder das Wort, „ich will heute noch mit dem Menschen reden. Wenn Gott sein Herz lenkt und meinen Worten Kraft giebt, gut; wenn nicht, so wird Er uns irgend eine andere Hülfe senden. Ihr indessen verhaltet euch ruhig, vermeidet alles Geschwätz und laßt euch nicht sehen. Heute Abend oder morgen früh spätestens seht ihr mich wieder." Dies gesagt, ging er von dannen und brach so alle Danksagungen und alle Segnungen ab. Er nahm seinen Weg wieder nach dem Kloster und kam gerade an, um in dem Chor noch mitzusingen, aß zu Mittag und machte sich sogleich nach der Höhle des Ungeheuers auf, das er sich vorgenommen hatte, zahm zu machen. Der Palast Don Rodrigo's stand einsam wie eine Festung auf der Spitze eines Hügels, wie sie sich hier und da zerstreut an dem Ufer erheben. Dieser Angabe fügt der Anonymus hinzu, daß der Ort — er würde am besten gethan haben, den Namen gleich dabei zu schreiben — höher gelegen war, als das Dörfchen, in welchem die Verlobten wohnten, vielleicht drei Meilen von diesem und vier Meilen vom Kloster entfernt. Am Fuße des Hügels, auf der Südseite nach dem See hin, liegt ein Häufchen ärmlicher Häuser, von Don Rodrigo's Bauern bewohnt; es war dies gleichsam die kleine Hauptstadt seiner kleinen Herrschaft. Man brauchte nur hindurch zu gehen, um sogleich über die Beschaffenheit und über die Sitten des Ortes aufgeklärt

zu sein. Blickte man in die untersten Zimmer, wo grade eine Thür offen stand, so sah man Flinten, Posaunen, Hacken, Strohhüte, Harken, Netze und Pulvertäschchen, alles wild durcheinander an den Wänden hangend. Die Leute, denen man begegnete, waren kleine, untersetzte, unfreundliche Menschen, mit einem großen Schopf auf dem Kopfe, der in ein Netz gesteckt war; zahnlose Greise schienen immer noch bereit, bei der geringsten Aufreizung die Zähne zu fletschen; die Frauen zeichneten sich durch männliche Gesichtszüge aus, und ihre Arme waren so stark, daß sie im Falle der Noth wohl dem Worte zu Hülfe kommen konnten, wenn dieses nicht mehr zureichte; selbst das Aeußere und die Bewegungen der Kinder, die auf der Straße spielten, hatten etwas Herausforderndes und Keckes.

Bruder Cristoforo ging geradewegs durch das Dorf und gelangte durch einen schmalen Fußpfad auf einen kleinen freiliegenden Platz vor dem Palaste. Das Thor war geschlossen, zum Zeichen, daß der Herr bei Tische war und nicht gestört sein wollte. Die kleinen Fenster, die hier und da nach der Straße herauslagen, waren durch starke Eisengitter geschützt; die im untersten Stockwerk hatten eine Höhe, daß kaum ein Mensch, der auf eines Andern Schulter gestiegen wäre, sie hätte erreichen können. — Ringsumher herrschte ein tiefes Schweigen; ein Wanderer hätte glauben können, vor einem völlig Preis gegebenen Hause zu stehen, wenn nicht vier Geschöpfe, zwei lebende und zwei todte, ein Zeichen von Bewohnern gegeben hätten. Zwei große Geier mit ausgespreizten Flügeln und herunterhängenden Köpfen, der eine entfiedert und von der Zeit halb abgenagt, der andere noch unbeschädigt und befiedert, waren auf je einem Flügel der Hauptthür festgenagelt; und zwei Bravi lagen lang ausgestreckt auf den zur Rechten und Linken stehenden Bänken und hielten Wache, bis sie gerufen wurden, um sich an den Ueberbleibseln von der Tafel ihres Herrn zu erfreuen. Der Pater blieb stehen wie Einer, der schon darauf vorbereitet ist, warten zu müssen; doch einer der Bravi erhob sich und sagte: „Pater, Pater, kommen Sie nur; hier brauchen die Kapuziner nicht zu warten; wir sind Freunde des Klosters; ich bin zu gewissen Zeiten drin gewesen, wo mir draußen die Luft nicht

allzu gut bekommen wäre, und wenn man mir da die Thüre verschlossen hätte, würde es mir schlecht genug ergangen sein." So sprechend, schlug er mit dem Klopfer zweimal an. Auf diesen Schall antworteten von innen sogleich große und kleine Hunde durch Heulen und Winseln, und wenige Augenblicke darauf kam brummend ein alter Diener. Als dieser den Pater sah, machte er sogleich eine tiefe Verbeugung, beruhigte die Thiere durch Wort und That, leitete den Gast in einen geräumigen Hof und schloß die Thür wieder zu. Nachdem er ihn darauf in einen kleinen Saal geführt hatte, betrachtete er ihn mit einer gewissen Verwunderung und Ehrfurcht und sagte: „Sind Sie nicht .... sind Sie nicht Pater Cristoforo von Pescarenico?"

„Der bin ich."

„Sie hier?"

„Wie Ihr seht, guter Mann."

„Gewiß, um Gutes zu thun. Gutes", murmelte er zwischen den Zähnen und setzte sich wieder in Bewegung, „das kann man überall thun." Sie kamen durch zwei oder drei dunkle Gemächer an die Thür des Speisesaals. Hier war ein verworrenes Getöse von Gabeln, Messern, Gläsern, Tellern und vor Allem von mißtönenden Stimmen, indem Einer den Andern immer zu überschreien suchte. Der Mönch wollte wieder zurückgehen und stand eben mit dem Diener hinter der Thür, indem er sich weigerte, einzutreten, weil er lieber in irgend einem Winkel des Hauses so lange warten wollte, bis die Mahlzeit zu Ende wäre, als die Thür aufging. Ein gewisser Graf Attilio, welcher derselben gegenüber saß (er war ein Vetter des Hausherrn, und wir haben seiner schon Erwähnung gethan, ohne ihn zu nennen), sah den geschorenen Kopf, die Kutte, und als er die bescheidene Absicht des guten Mönches bemerkte, rief er: „He, he! entwischen Sie uns nicht, ehrwürdiger Pater! Nur herein, herein!"

Don Rodrigo, ohne gerade bestimmt den Grund dieses Besuches zu errathen, hätte ihn aus irgend einem dunkeln Vorgefühle lieber abgewiesen. Da aber der unbedachte Attilio die laute Einladung hatte ergehen lassen, so durfte er hinterher nicht nachstehen, und er sagte: „Kommen Sie, Pater, kommen

Sie.“ Der Pater trat näher, verneigte sich vor dem Hausherrn und begrüßte zu beiden Seiten die Tischgenossen.

Im Allgemeinen gefällt es, ich sage nicht allen, sich den ehrlichen Mann dem Schurken gegenüber mit dreister Stirn und sicherm Blick vorzustellen, der frei heraus redet und dem also die Zunge wohl gelöst ist. Um ihn aber diese Haltung in der That annehmen zu lassen, müssen sich viele Umstände vereinigen, die sehr selten zusammentreffen. Man verwundre sich daher nicht, wenn Bruder Cristoforo trotz seines guten Bewußtseins, seines unerschütterlichen Gefühles für die gerechte Sache, die er vertreten wollte, mit einem aus Mitleid und Abscheu gemischten Gefühle und mit einer gewissen Blödigkeit und Unterwürfigkeit vor Don Rodrigo stand, vor diesem Rodrigo, der hier in seinem Hause, in seinem kleinen Reiche, umgeben von Freunden, von Huldigungen und von allen Zeichen seiner Macht mit einer Miene thronte, die schon eine Bitte, welcher Mund sie auch ausspräche, ersterben lassen konnte; um so mehr einen Rath, eine Zurechtweisung oder gar einen Vorwurf. Rechts von ihm saß Graf Attilio, sein Vetter und, wenn es noch gesagt werden muß, der Gefährte seiner Ausschweifungen und Schandthaten, der von Mailand gekommen war, um einige Tage bei ihm auf dem Lande zu verleben. Links, an der andern Seite des Tisches, befand sich der Herr Bürgermeister in sehr ehrerbietiger Miene, die aber durch eine gewisse Dreistigkeit und einen gewissen Eigendünkel gemäßigt wurde; es war derselbe, der es eigentlich hätte betreiben müssen, Renzo Tramaglino Gerechtigkeit zu verschaffen und Don Rodrigo über sein schändliches Treiben zur Rechenschaft zu ziehen. Dem Bürgermeister gegenüber, in seinem Aeußern noch ernster und würdevoller, saß unser Doctor Händel-Fischer in schwarzem Mantel, mit einer Nase, die noch röther als gewöhnlich war; den beiden Vettern gegenüber hatten zwei sehr unbedeutende Gäste Platz genommen, von denen unsere Geschichte nur sagt, daß sie nichts thaten als essen, trinken, lächeln, mit dem Kopfe nicken und alles gut heißen, was ein Tischgenosse sagte, wenn ihm nicht etwa ein Anderer widersprach.

„Der Pater soll sich setzen“, rief Don Rodrigo, und sogleich brachte ein Diener einen Stuhl, auf welchen sich Bruder Cristo-

foro, nach einigen Entschuldigungen über die ungelegene Stunde seines Kommens, niederließ.

„Sobald es angeht, wünschte ich in einer wichtigen Angelegenheit mit Ihnen unter vier Augen zu reden", flüsterte er Don Rodrigo ins Ohr.

„Gut, gut, wir werden mit einander reden", antwortete dieser; „aber zuerst bringe man einen Trunk für den Pater."

Der Pater wollte ihn ablehnen, aber Don Rodrigo erhob mitten in dem wieder ausgebrochenen Tumult seine Stimme und schrie: „Nein, beim Bacchus! dieses Leid dürfen Sie mir nicht anthun; es soll nimmermehr geschehen, daß ein Kapuziner dies Haus verläßt, ohne meinen Wein versucht zu haben, oder ein unverschämter Gläubiger, ohne das Holz meiner Waldungen gefühlt zu haben." Diese letzten Worte erregten ein allgemeines Gelächter und unterbrachen auf einen Augenblick den Streit, welcher die Tischgäste sehr heftig bewegte. Ein Diener brachte auf einem silbernen Teller einen kleinen Krug Wein, nebst einem Becher und bot es dem Pater dar, der einer so dringenden Einladung nicht länger widerstand und sich ohne Bedenken einschenkte; er wollte einen Mann, an dessen freundlichen Gesinnungen ihm jetzt sehr viel lag, nicht beleidigen.

„Das Zeugniß aus Tasso's Schriften unterstützt Ihre Behauptung nicht, geehrter Herr Bürgermeister, sie spricht vielmehr gegen Sie", eiferte Graf Attilio; „denn dieser gelehrte, große Mann, der alle Gesetze des Ritterstandes an den Fingern herzuzählen wußte, hat es so eingerichtet, daß der Bote Argante's erst den frommen Bouillon um Erlaubniß bittet, ehe er an die christlichen Ritter die Herausforderung ergehen läßt ...."

„Aber", erwiederte nicht weniger eifernd der Bürgermeister; „aber das giebt er nur vor, das ist nur so eine dichterische Ausschmückung, weil der Botschafter, seiner Natur und dem Völkerrechte nach, jure gentium unverletzlich ist; und ohne daß man lange herum zu suchen braucht, sagt schon das Sprüchwort: der Diener büßt nicht für den Herrn. Die Sprüchwörter aber, mein Herr Graf, sind die Weisheit des menschlichen Geschlechts, und

da der Bote kein Wort hinzugefügt hatte, sondern nur die schriftliche Herausforderung überreichte, so ....“

„Aber wann werden Sie endlich begreifen, daß dieser Botschafter ein frecher Esel war, unbekannt mit den ältesten ....“

„Mit gütiger Erlaubniß der Herren“, fiel Don Rodrigo ein, der nicht wünschte, daß der Streit allzu weit ging, „wir wollen es dem Pater Cristoforo vortragen; sein Ausspruch soll entscheiden.“

„Gut, sehr gut“, sagte Graf Attilio, dem es sehr gefiel, eine ritterliche Frage von einem Kapuziner gelöst zu sehen, während der Bürgermeister, der mit ganzer Seele dabei war, nur mühsam sich beruhigte; er zog ein Gesicht, das sagen zu wollen schien: Kindereien!

„So viel ich verstanden zu haben glaube“, sagte der Pater, „so handelt es sich hier um Dinge, auf die ich mich nicht verstehe.“

„Die gewöhnlichen bescheidenen Ausreden der Herren Mönche“, sprach Don Rodrigo; „aber Sie werden mir nicht entwischen. Wohlan! wir wissen sehr wohl, daß Sie nicht mit der Kapuze auf dem Kopfe auf die Welt gekommen sind, und daß die Welt Sie auch ohne diese gekannt hat. Also frisch! beantworten Sie die Frage.“

„Die Sache ist die“, fing Graf Attilio wieder an zu schreien.

„Laßt mich reden, Vetter, ich bin neutral“, rief Don Rodrigo. „Die Geschichte steht so. Ein spanischer Edelmann schickt einem mailändischen eine Herausforderung zu; der Ueberbringer findet den Herausgeforderten nicht zu Hause und übergiebt den Fehdebrief einem Bruder des Edelmanns. Dieser liest ihn und giebt als Antwort dem Ueberbringer einige Stockschläge. Es fragt sich ....“

„Mit Recht gegeben“, schrie Graf Attilio. „Es war eine herrliche Eingebung.“

„Des Teufels“, setzte der Bürgermeister hinzu. „Einen Abgesandten prügeln! eine geheiligte Person! Auch Sie, Pater, werden mir sagen, ob das eine ritterliche Handlung war.“

„Ja, Herr, durchaus ritterlich“, brüllte der Graf; „lassen Sie mich es sagen, der ich mich darauf verstehen muß, was sich für einen Ritter schickt. Oh! wenn es Faustschläge gewesen wären,

so würde die Sache ganz anders aussehen; aber der Stock besudelt Niemandem die Hände. Ich kann nur nicht begreifen, warum Ihnen so sehr viel an dem Buckel eines Straßenräubers gelegen ist."

„Wer hat Ihnen von seinem Buckel gesprochen, mein Herr Graf? Sie lassen mich Dummheiten sagen, die mir niemals in den Sinn gekommen sind. Von der Würde habe ich gesprochen, aber nicht von dem Buckel. Vor allem aber spreche ich von den Gesetzen des Ritterstandes. Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie, ob die Fecialen, welche die alten Römer absandten, um andern Völkern den Krieg anzukündigen, ob diese erst um Erlaubniß baten, ihre Botschaft kund thun zu dürfen; und dann, suchen Sie mir den Schriftsteller, der erwähnt hätte, daß ein Fecial jemals geprügelt worden ist?"

„Was haben die Staatsdiener der alten Römer mit uns zu schaffen? Leute, die aufs Gerathewohl dahin lebten und in diesen Dingen sehr, sehr weit zurück waren! Nach den Gesetzen des heutigen Ritterstandes aber, der der Wahre ist, sage und behaupte ich, daß ein Bote, der sich erkühnt, einem Ritter eine Herausforderung einzuhändigen, ohne vorher seine Erlaubniß nachgesucht zu haben, ein frecher Kerl ist, der nicht genug beleidigt und geprügelt werden kann."

„Erklären Sie mir nur diesen Vernunftschluß."

„Nichts, nichts, nichts!"

„Aber hören Sie, hören Sie doch! Einen Unbewaffneten schlagen, ist eine verrätherische, hinterlistige Handlung. Atqui der Bote de quo war ohne Waffen; ergo .... "

„Ruhig, ruhig, Herr Bürgermeister!"

„Was, ruhig?"

„Ruhig, sage ich Ihnen. Was wollen Sie mir erzählen? Es ist eine hinterlistige That, Einen von hinten mit dem Schwerte zu verwunden, oder ihm eine Kugel in den Rücken zu jagen, und auch hierbei können gewisse Fälle eintreten .... aber halten wir uns an die Sache. Ich will zugeben, daß man so etwas im Allgemeinen eine verrätherische Handlung nennen kann, aber einem Halunken vier Stockschläge aufzählen! Das wäre schön, wenn

man dem erst sagen sollte: gieb Acht, ich prügele dich! wie man wohl zu einem Edelmanne sagt: greif' zum Schwert! Und Sie, mein geehrter Herr Doctor, anstatt mir durch Ihr Schmunzeln zu verstehen zu geben, daß Sie meiner Meinung sind, unterstützen Sie lieber mit Ihrem guten Plappermaul meine Gründe und helfen Sie mir, diesen Herrn hier zu überzeugen!"

„Ich", ... antwortete der Doctor verlegen: „ich erfreue mich an diesem gelehrten Streit; ich preise den günstigen Zufall, daß er Gelegenheit zu einem so geistreichen Wortgefechte gegeben hat. Und dann steht es mir nicht zu, ein Urtheil abzugeben; Ihre Gnaden haben schon einen Richter ernannt, den Pater hier ..."

„Das ist wahr", sagte Don Rodrigo: „aber wie kann der Richter sprechen, wenn die Streitenden nicht stillschweigen?"

„Ich verstumme", sagte Graf Attilio. Der Bürgermeister deutete durch eine Bewegung an, daß auch er schweigen werde.

„Dem Himmel sei Dank! endlich ist die Reihe an Ihnen, Pater", sagte Don Rodrigo, halb ernst, halb spöttisch.

„Ich habe mich schon entschuldigt, indem ich sagte, daß ich von diesen Dingen nichts verstehe", antwortete Bruder Cristoforo, den Becher dem Diener zurückgebend.

„Nichtige Ausreden", schrieen die beiden Vettern zugleich; „wir verlangen einen Urtheilsspruch."

„Wenn es denn sein muß", erwiederte der Mönch, „so würde meine einfältige Meinung sein, daß es weder Herausforderungen, noch Ueberbringer, noch Stockschläge geben sollte." Die Tischgäste sahen einander erstaunt an.

„O, das ist stark!" sagte Graf Attilio. „Verzeihen Sie mir, Pater, aber das ist stark. Man sieht, Sie kennen die Welt nicht."

„Er soll die Welt nicht kennen?" fiel Don Rodrigo ein; „soll ich es ausplaudern ...? Aha! er kennt sie so gut wie Ihr, Vetter! Habe ich Recht, Pater? Sagen Sie, sagen Sie, haben Sie nicht auch Ihre Schule durchgemacht?"

Anstatt auf diese freundliche Frage zu antworten, dachte der Pater in seinem Innern: Die haben es auf dich abgesehen, aber

vergiß nicht, Mönch, daß du nicht für dich hier stehst und daß alles, was dich allein berührt, hier nicht in Betracht kommt.

„Mag sein", meinte der Vetter; „aber der Pater .... wie heißt der Pater?"

„Pater Cristoforo", antwortete mehr als Einer.

„Aber Pater Cristoforo, mein hochzuverehrender Herr! mit diesen Ihren Grundsätzen würden Sie die Welt zu Grunde richten. Ohne Herausforderungen! ohne Schläge! Fahre wohl, Ritterehre! Glücklicherweise ist Ihre Annahme eine Unmöglichkeit."

„Muth, Doctor", brach Don Rodrigo los, der einen ernstlichen Wortwechsel abwenden wollte, „faßt Muth! Jetzt ist's an Euch! Ihr seid der Mann dazu, alle zur Vernunft zu bringen. Laßt einmal sehen, wie Ihr es anfangt, um hierin dem Pater Cristoforo Recht zu geben."

„Wahrhaftig", antwortete der Doctor, die Gabel in der Luft schwingend, indem er sich an den Pater wandte, „wahrhaftig, ich kann nicht begreifen, wie Pater Cristoforo, der der vortrefflichste Geistliche und Weltmann ist, nicht bedacht hat, daß sein guter, vortrefflicher Ausspruch wohl von der Kanzel herab seine Kraft hat, daß er aber in einem ritterlichen Streite, in aller Hochachtung sei es gesagt, doch gar nichts taugt. Der Pater weiß aber besser als ich, daß jedes Ding, an seinem Platze, gut ist; und darum glaube ich, daß er sich dieses Mal mit einem Scherze aus der Verlegenheit ziehen wollte, ein Urtheil aussprechen zu müssen."

Was hätte man wohl auf diese Vernunftschlüsse antworten können, die aus einer so alten und doch immer neuen Weisheit hergeleitet wurden? Nichts; und so machte es unser Mönch.

Aber Don Rodrigo, der durchaus dieses Gespräch abbrechen wollte, regte ein anderes an und sagte: „Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß jetzt auch in Mailand ein Streit im Gange ist."

Der Leser weiß, daß man sich in jenem Jahre um den Nachfolger im Herzogthum Mantua stritt, das, nach dem Tode Vincenzo Gonzaga's, der keinen männlichen Erben hinterlassen hatte, in den Besitz seines nächsten Verwandten, des Herzogs von Nevers, übergegangen war. Ludwig XIII., oder auch der Kar-

dinal Richelieu, stand ihm als treu ergebenem und auch eingebürgertem Franzosen bei; Philipp IV., oder der Graf von Olivarez, gewöhnlich der Graf Herzog genannt, wollte ihn aus denselben Gründen nicht in Mantua und hatte ihn zu einem Kriege getrieben. Weil nun dieses Herzogthum ein Reichslehen war, so bemühten sich beide Parteien durch Vorstellungen, Ränke und Drohungen beim Kaiser Ferdinand II.; die eine, daß er dem neuen Herzog die Belehnung bewillige; die andere, daß er sie ihm verweigere und sogar helfen möchte, ihn aus dem Staate zu vertreiben.

„Ich möchte fast glauben", sagte Graf Attilio, „daß sich alles ausgleichen wird. Ich habe so gewisse Anzeichen .... "

„Glauben Sie das nicht, Herr Graf, glauben Sie das nicht", unterbrach ihn der Bürgermeister. „Ich in diesem Winkelchen hier muß mich auf die Sache verstehen, denn der spanische Herr Kastellan, der mir wohl zu wollen geruht und als der Sohn eines Günstlings des Grafen Herzog von allem unterrichtet ist ... "

„Ich sage Ihnen, daß ich in Mailand täglich Gelegenheit habe, mit den höchsten Personen darüber zu sprechen; ich weiß aus guter Quelle, daß der Pabst, dem der Friede über alles geht, Vorschläge gemacht hat ... "

„So muß es sein, die Sache ist ganz in der Ordnung; seine Heiligkeit thut seine Pflicht; ein Pabst muß zwischen christlichen Fürsten immer Gutes stiften; doch der Graf Herzog hat seine Politik, und .... "

„Und, und, und; — wissen Sie, mein Herr, wie in diesem Augenblicke der Kaiser denkt? Glauben Sie, es sei nichts auf der Welt als Mantua? Es ist für viele Dinge zu sorgen, mein Herr. Wissen Sie zum Beispiel, ob sich der Kaiser am Ende auf seinen Fürsten Valdistano, oder Vallistai, oder wie sie ihn nennen, verlassen kann, und ob .... "

„Vaglienstein ist sein eigentlicher Name in deutscher Sprache", fiel der Bürgermeister wiederum ein, „so habe ich ihn öfters von unserm spanischen Herrn Kastellan aussprechen hören. Aber bleiben Sie nur guten Muths, denn .... "

„Wollen Sie mich belehren?" fuhr ihn der Graf an; aber Don Rodrigo gab ihm durch einen Wink zu verstehen, er möchte um seinetwillen aufhören zu widersprechen. Der Graf schwieg und der Bürgermeister setzte wie ein Schiff, das soeben von einer Sandbank losgekommen, mit geschwellten Segeln den Lauf seiner Beredsamkeit fort. Weiß der Himmel, wann der Segler ans Land gestoßen wäre; Don Rodrigo aber, durch die Gesichter, die sein Vetter zog, angereizt, winkte einem Diener, eine gewisse Flasche zu bringen. „Herr Bürgermeister", sagte er darauf, „und Sie, meine Herren: auf die Gesundheit des Grafen Herzog! und dann müssen Sie mir sagen, ob der Wein eines solchen Herrn würdig sei." Der Bürgermeister antwortete mit einer Verneigung, in der er seine ganze besondere Dankbarkeit durchblicken ließ, denn alles, was man zu Ehren des Grafen Herzog that oder sprach, bezog er theilweise auf sich selbst.

„Lange lebe Don Gasparo Guzman, Graf von Olivarez, Herzog von San Lucar, der große Günstling König Philipp des Großen, unseres Herrn!" rief er, den Becher erhebend.

„Er lebe lange!" riefen alle.

„Schenkt dem Pater ein", sagte Don Rodrigo.

„Ich danke"; antwortete dieser, „ich habe schon eine Ausnahme gemacht und könnte nicht . . . "

„Wie?" sagte Don Rodrigo, „wir trinken auf das Wohl des Grafen Herzog. Sollen wir glauben, Sie halten es mit den Navarresern?"

So nannte man damals aus Verachtung die Franzosen, nach dem Fürsten von Navarra, die unter Heinrich IV. angefangen hatten sie zu beherrschen.

Nach einer solchen Beschwörung mußte getrunken werden. Sämmtliche Tischgäste brachen in ein lautes Lob des Weines aus; außer dem Doctor, der durch seinen starren Blick und zusammengezogene Lippen noch weit mehr ausdrückte, als er es durch Worte vermocht hätte.

„Nun, was meint Ihr zu dem — Doctor?" fragte Don Rodrigo. Indem er eine Nase aus dem Becher zog, die noch röther und feuriger als der Wein glänzte, antwortete der Doctor,

auf jede Silbe einen kräftigen Drucker setzend: „Ich sage, thue kund und zu wissen, daß dies der Olivarez unter den Weinen ist: censui et in eam ivi sententiam, daß eine ähnliche Flüssigkeit in den zweiundzwanzig Herrschaften des Königs, unseres Herrn, den Gott behüte, nicht zu finden ist, ich behaupte und erkläre, daß die Mittagsmahle des erlauchten Herrn Don Rodrigo die Abendschmäuse Heliogabals übertreffen, und daß Mangel und Noth von diesem Palaste, in welchem Pracht und Herrlichkeit thront, auf immerdar verbannt sein soll."

„Gut gesprochen! gut erklärt!" schrieen die Tischgenossen; aber die Worte Mangel und Noth, die er zufällig hatte fallen lassen, wendeten plötzlich aller Gedanken auf diesen traurigen Gegenstand und alle sprachen jetzt von der Theuerung. Hier waren sie in der Hauptsache wenigstens alle einig. Der Lärm jedoch war vielleicht noch größer, als wenn man uneinig gewesen wäre. Alle sprachen zugleich. „Es ist gar kein Mangel", sagte Einer, „es sind die Aufkäufer . . . "

„Und die Bäcker", meinte ein Anderer, „die das Getreide verhehlen. An den Galgen mit ihnen!"

„Ganz recht: sie müssen ohne Gnade gehängt werden."

„Ein schöner Rechtsgang", schrie der Bürgermeister.

„Rechtsgang?" überschrie ihn Graf Attilio: „ei, was Rechtsgang! Man macht kurzen Proceß! Man packt drei, oder vier, oder fünf, oder sechs, die in der öffentlichen Meinung als die reichsten und schlimmsten Hunde bekannt sind, und hängt sie."

„Ja, ja, ein Beispiel muß gegeben werden! ein Beispiel! sonst richtet man nichts aus!"

„Hängt sie! hängt sie! und man wird überall das Getreide herausrücken! Es wird eine Ueberschwemmung von Getreide sein."

Wem der Genuß geworden ist, auf einem Jahrmarkte sich an der Harmonie zu laben, die eine Bande elender Fiedler hervorbringt, wenn nach dem einen oder andern Musikstück ein jeder sein Instrument stimmt und es so durchdringend quitschen läßt, als er nur kann, um sich aus dem Getöse der Andern herauszuhören, der hat eine Vorstellung von den hier geführten Gesprächen.

Man schenkte indessen von dem gewissen Weine immer wieder und wieder ein; die Lobeserhebungen desselben hielten natürlich mit den Urtheilssprüchen der Rechtsgelehrsamkeit gleichen Schritt und Göttertrank! hängt sie! waren die Worte, die man am häufigsten erschallen hörte.

Don Rodrigo warf indessen von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Mönch, der sich ganz ruhig verhielt, ohne durch ein Zeichen von Ungeduld daran zu erinnern, daß er warte; sein Aeußeres verrieth nur, daß er nicht gesonnen sei, sich zu entfernen, ehe man ihn angehört habe. Don Rodrigo hätte ihn herzlich gern wieder fortgeschickt, um dieser lästigen Unterredung zu entgehen; aber einen Kapuziner entlassen, ohne ihm Gehör geschenkt zu haben, das wäre nicht nach den Regeln der Klugheit gewesen. Da er also diesem langweiligen Gespräche nicht entgehen konnte, so entschloß er sich schnell zu einem herzhaften Angriff, um so rasch als möglich davon loszukommen. Er erhob sich und mit ihm die ganze weinglühende Bande, ohne ihren Lärm und ihr Geschrei zu unterbrechen. Don Rodrigo verabschiedete sich bei seinen Gästen, näherte sich in stolzer Haltung dem Mönche, der sich zugleich mit den Andern erhoben hatte, und mit den Worten: „Ich bin jetzt zu Ihrem Befehl", führte er ihn mit sich in ein anderes Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Don Rodrigo blieb steif in der Mitte des Zimmers stehen und sagte: „Worin kann ich Ihnen dienen?" Der Ton und die Art, wie er diese Worte aussprach, gaben deutlich zu verstehen, daß er eigentlich sagen wollte: bedenke, vor wem du stehst, erwäge deine Worte und fasse dich kurz.

Um unserm Bruder Cristoforo Muth zu machen, gab es kein sichreres und einfacheres Mittel, als auf eine anmaßende Weise angeredet zu werden. Er, der unentschlossen dastand, nach Worten

suchte und die Kügelchen des Rosenkranzes, den er am Gürtel trug, durch die Finger laufen ließ, als ob er an irgend einem von ihnen den Anfang seiner Rede zu finden hoffte, gewann bei diesem Auftreten Don Rodrigo's seine ganze Fassung wieder, und es standen ihm plötzlich mehr Worte zu Gebote, als er brauchen konnte. Aber er bedachte alsbald, wie wichtig es sei, seine Sache, oder, was noch viel bedeutender war, die Sache Anderer nicht zu verderben, und hielt an sich. „Ich komme", sagte er bedächtig und unterwürfig, „Ihnen eine abscheuliche That vorzutragen und Sie um Ihren Beistand anzuflehen. Gewisse schlechte Menschen haben sich Ihres erlauchten Namens bedient, um einen armen Pfarrer zu schrecken und an der Erfüllung seiner Pflicht zu verhindern und um zwei Unschuldige zu beschimpfen und zu überlisten. Sie können durch ein Wort die Bosheit vernichten, das Recht wieder herstellen und die Armen, denen ein so unmenschlicher Zwang geschehen ist, wieder aufrichten. Sie können es; und weil Sie es können .... das Gewissen, die Ehre ...."

„Von meinem Gewissen werden Sie mit mir reden, wenn es mir einfallen wird, Ihnen zu beichten. Was meine Ehre betrifft, so mögen Sie wissen, daß ich, ich allein ihr Wächter bin; und wer sich erkühnt, diese Sorge mit mir zu theilen, den betrachte ich als einen verwegenen Beleidiger."

Bruder Cristoforo merkte aus diesen Worten, daß der Herr die seinigen auf das Uebelste auszulegen suchte, um das Gespräch in einen Wortwechsel zu verdrehen und dadurch jede Gelegenheit abzuschneiden, in die Enge getrieben zu werden; er zwang sich daher um so mehr zur Gelassenheit, beschloß alles zu verschlucken, was sein Mann auch immer sagen möchte. „Wenn ich etwas gesagt habe, das Ihnen mißfällt", antwortete er in demüthigem Tone, „so ist es sicherlich gegen meine Absicht gewesen. Weisen Sie mich nur zurecht, tadeln Sie mich nur, wenn ich nicht zu sprechen verstehe, wie es sich gebührt; aber geruhen Sie, mich anzuhören. Um des Himmels willen, bei dem Gotte, vor dessen Angesicht wir alle einst erscheinen müssen ...." und während er so sprach, hielt er seinem finster blickenden Zuhörer den kleinen hölzernen Todtenkopf, der an seinem Rosenkranze hing, dicht vor

die Augen. „Sie werden nicht hartnäckig eine so leichte Handlung der Gerechtigkeit verweigern. Bedenken Sie, daß Gottes Auge diese Armen sieht, daß die Wehklagen dieser Unglücklichen dort oben von ihm vernommen werden. Die Unschuld ist mächtig vor seinem . . ."

„Ei, Pater!" unterbrach ihn Don Rodrigo heftig. „Die Achtung, die ich vor Ihrem Kleide habe, ist groß; wenn mich aber etwas dazu bringen könnte, sie zu vergessen, so wäre es das, wenn ich es von Einem tragen sähe, der in mein Haus zu schleichen wagt, um den Spion zu spielen."

Dieses Wort trieb dem Mönche das Blut ins Gesicht, und mit der Miene eines Menschen, der eine sehr bittere Arznei verschluckt, erwiederte er: „Sie glauben selbst nicht, daß ein solcher Titel mir zukommt. In Ihrem Innern fühlen Sie, daß die Handlung, die ich jetzt hier begehe, weder niedrig noch verächtlich ist. Hören Sie mich, Herr Don Rodrigo, und der Himmel verhüte, daß einst ein Tag komme, wo Sie es bereuen, mich nicht gehört zu haben. Setzen Sie Ihre Ehre, Ihren Ruhm nicht hintenan ... welchen Ruhm, Herr Don Rodrigo! welchen Ruhm vor den Menschen! Vor Gott! Sie vermögen viel hienieden, aber . . . . ."

„Wissen Sie", unterbrach ihn Don Rodrigo wüthend, doch nicht ohne einigen Schauder, „wissen Sie, daß ich ebenso gut wie jeder Andere in die Kirche gehen kann, wenn mir einmal die Grille ankommt, eine Predigt zu hören? Aber in meinem eigenen Hause? O!" fuhr er mit gezwungenem, höhnischem Lächeln fort, „Sie halten mich für etwas Höheres, als ich bin. Nur Fürsten haben den Prediger in ihrem Hause."

„Der Gott, der Rechenschaft von den Fürsten fordert über sein Wort, das er ihnen in ihren Burgen verkündigen ließ, der Gott, der Ihnen jetzt ein Zeichen seiner Gnade schenkt, indem er einen geringen, elenden Diener, aber doch immer seinen Diener, hersendet, für eine Unschuldige zu bitten . . . . ."

„Genug, Pater", sagte Don Rodrigo, indem er Miene machte, sich zu entfernen, „ich weiß nicht, was Sie wollen; ich begreife nur, daß Ihnen irgend eine Dirne gar sehr am Herzen

liegen muß. Schenken Sie Ihr Vertrauen, wem Sie wollen; nehmen Sie sich aber nicht heraus, einen Edelmann länger damit zu belästigen."

Als Don Rodrigo sich anschickte, fortzugehen, trat ihm unser Pater ehrfurchtsvoll in den Weg, und bittend die Hände zu ihm erhebend, nahm er noch einmal das Wort: „Es ist wahr, sie liegt mir am Herzen, aber nicht mehr als auch Sie. Es sind zwei Seelen, an denen beiden mir mehr als an meinem Leben liegt. Don Rodrigo! ich kann nichts für Sie thun, als zu Gott beten; aber ich will es von ganzem Herzen thun. Sagen Sie nicht Nein! Sie werden ein armes, unschuldiges Mädchen nicht länger in Angst und Schrecken erhalten wollen. Ein Wort von Ihnen kann alles ändern."

„Nun wohl", sprach Don Rodrigo, „da Sie glauben, daß ich für diese Person viel thun kann, da diese Person Ihnen denn so sehr am Herzen liegt . . . ."

„Nun?" fragte Bruder Cristoforo ängstlich, denn die Haltung und Geberde Don Rodrigo's ließen nicht zu, sich der Hoffnung hinzugeben, die diese Worte anzukündigen schienen.

„Nun, so rathen Sie ihr, sich hierher in meinen Schutz zu begeben. Es soll ihr hier an Nichts fehlen, und Niemand darf es wagen, sie zu beunruhigen, oder ich bin kein Cavalier."

Bei diesem Vorschlage brach der bis jetzt nur mühsam unterdrückte Unwille des Mönches los. Alle schönen Vorsätze von Klugheit und Geduld gingen in Rauch auf; der alte Mensch erwachte wieder in ihm, und in solchen Fällen galt Bruder Cristoforo in der That für zwei. „Euer Schutz!" rief er, zwei Schritte zurücktretend, und stolz sich auf den rechten Fuß stützend, die rechte Hand auf die Hüfte gelegt, erhob er die linke mit ausgestrecktem Zeigefinger gegen Don Rodrigo, ihn mit glühenden Blicken durchbohrend: „Euer Schutz! es ist sehr gut, daß Ihr so zu mir sprecht, daß Ihr mir einen solchen Vorschlag macht. Das Maß ist voll; ich fürchte Euch nicht mehr."

„Wie sprichst du, Mönch?"

„Ich spreche, wie man zu Einem spricht, der von Gott verlassen ist und den man nicht mehr fürchtet. Euer Schutz! Ich

wußte wohl, daß die Unschuldige unter Gottes Schutz steht; Ihr aber, Ihr habt mir jetzt klar zu verstehen gegeben, daß ich keine Rücksicht mehr zu nehmen brauche, mit Euch von ihr zu sprechen. Lucia meine ich; Ihr seht, ich spreche diesen Namen mit freier Stirn und festem Blick aus."

„Wie? in diesem Hause! . . ."

„Ich bedaure dieses Haus; der Fluch wird es verfolgen. Ihr werdet sehen, ob die göttliche Gerechtigkeit vor vier Mauern und vor vier Mordgesellen Achtung hat. Ihr glaubt, Gott habe ein Geschöpf nach seinem Ebenbilde geschaffen, um Euch die Lust zu gönnen, es zu quälen! Meint Ihr, Gott wisse das Mädchen nicht zu vertheidigen? Ihr habt seine Warnung verächtlich von Euch gewiesen, Ihr habt Euch selbst gerichtet. Das Herz des Pharao war verhärtet wie das eure, Gott aber hat es zu brechen gewußt. Lucia ist sicher vor Euch; ich armer Mönch, ich sage es Euch; und was Euch betrifft, so merkt wohl auf, was ich Euch vorhersage. Ein Tag wird kommen . . . ."

Don Rodrigo hatte bis jetzt, ohne Worte zu finden, vor Wuth und Verwunderung erstaunt und bestürzt dagestanden; sowie er aber die Prophezeiung anstimmen hörte, gesellte sich zu seinem Zorne noch ein geheimes Entsetzen. Er faßte schnell die erhobene drohende Hand des Unheil verkündenden Propheten und schrie: „Aus meinen Augen, frecher Kerl, verkappter, erbärmlicher Taugenichts!"

Diese feinen Worte besänftigten Bruder Cristoforo augenblicklich. Mit dem Gedanken an Schmach und Beschimpfung war der Gedanke an Dulden und Schweigen so innig und seit so langer Zeit verbunden, daß ihm bei dieser Höflichkeitsbezeigung all sein Zorn und seine Begeisterung verging und ihm nichts übrig blieb, als ruhig mit anzuhören, was Don Rodrigo belieben würde, noch weiter hinzuzufügen. Ruhig zog er daher die Hand aus den Klauen des Edelmanns, senkte das Haupt und stand unbeweglich da wie ein Baum, dessen Aeste von einem heftigen Sturmgewitter tüchtig durchgeschüttelt sind, und der nun den Hagel aufnimmt, wie ihn der Himmel sendet.

„Gemeiner Grobian!' fuhr Don Rodrigo fort; „Du behandelst mich wie deines Gleichen. Danke es deinem Kleide, das dir die breiten Halunkenschultern deckt und dich vor den Liebkosungen schützt, die man deines Gleichen anthut, die eine solche Sprache führen. Geh, mache dich für diesmal auf die Beine, und dann wollen wir sehen."

Indem er dies sagte, deutete er gebieterisch und verächtlich auf eine Thür, der gegenüber, durch die sie eingetreten waren. Bruder Cristoforo verneigte sich und ging ab; Don Rodrigo blieb zurück und durchmaß mit heftigen Schritten das Schlachtfeld.

Als der Mönch die Thür hinter sich zugemacht hatte, sah er im Nebenzimmer, in das er soeben eintrat, einen Menschen behutsam an der Wand hinschleichen, als wollte er vom Zimmer der Unterredung aus nicht gesehen werden; er erkannte den alten Diener, der ihn an der Hausthür empfangen hatte. Derselbe war schon seit vierzig Jahren in diesem Hause, noch ehe Don Rodrigo geboren war; er trat damals bei seinem Vater in den Dienst, der ein ganz anderer Mann gewesen. Als dieser starb, gab der neue Herr dem ganzen Gesinde den Laufpaß und wählte sich einen neuen Haufen; nur diesen einen Diener hatte er behalten, weil er schon alt war, dies Gebrechen aber durch zwei andere Eigenschaften wieder gut machte: durch einen hohen Begriff von der Würde des Hauses und durch eine große Praxis in Beobachtung der Förmlichkeiten, die er aus den ältesten Ueberlieferungen bis auf die geringfügigsten Dinge besser als jeder Andere kannte. Sonst waren seine Sitten und Gewohnheiten von denen seines Herrn gründlich verschieden.

Bruder Cristoforo sah ihn im Vorübergehen an, grüßte ihn und setzte seinen Weg fort. Der Alte aber näherte sich ihm geheimnißvoll, legte den Zeigefinger auf den Mund und gab ihm durch einen Wink zu verstehen, in einen finstern Gang mit ihm zu treten. Als sie dort waren, sagte er mit leiser Stimme zu ihm: „Pater, ich habe alles gehört, ich muß Euch sprechen."

„Sprecht, guter Mann."

„Hier nicht; wehe uns, wenn der Herr uns träfe .... ich

weiß viel... ich werde sehen, morgen nach dem Kloster zu kommen."

„Ist irgend eine schändliche Absicht im Werke?"

„Allem Anscheine nach, so viel ist sicher: das habe ich schon merken können. Jetzt werde ich mich auf die Lauer stellen, und ich denke alles herauszukriegen. Laßt mich nur machen. Ich bin gezwungen, Dinge mit anzusehen und mit anzuhören .... fürchterliche Dinge! Ich bin in einem Hause ...! Aber meine Seele möchte ich doch retten."

„Gott segne Euch!" sagte der Mönch mit gedämpftem Tone und legte die Hand auf den Kopf des Dieners, der, obschon älter als er, gebückt und demüthig wie ein Sohn vor ihm stand. „Gott wird es Euch lohnen", fuhr der Mönch fort, „versäumet nicht, morgen zu kommen."

„Ich werde kommen", antwortete der Diener, „Sie aber, gehen Sie schnell .. und ... um des Himmels willen .... verrathen Sie mich nicht." So sprechend, blickte er sich überall um und ging von der andern Seite des Ganges in einen Saal, der nach dem Hofe herauslag, und als er sah, daß der Mönch ohne Gefahr entkommen konnte, rief er ihn und zeigte ihm den Ausgang. Cristoforo schied, ohne noch ein Wort zu sprechen.

Der Diener hatte an der Thür seines Herrn gehorcht; hatte er Recht daran gethan? Und that Bruder Cristoforo Recht, ihn darum zu loben? Nach den gewöhnlichen Begriffen ist es etwas sehr Unehrbares, Schändliches; aber dürfte dieser Fall nicht als eine Ausnahme von der Regel betrachtet werden? Und giebt es Ausnahmen, die den Regeln widersprechen? Wichtige Fragen, die der Leser sich selbst lösen wird, wenn er Lust dazu hat. Wir sind nicht gesonnen, Urtheile zu fällen; es genügt uns, Thatsachen zu erzählen.

Als Bruder Cristoforo draußen war und das verruchte Haus im Rücken hatte, athmete er wieder freier und stieg eiligen Schrittes die Anhöhe hinunter, ganz erhitzt, bewegt und betäubt von allem, was er gehört und gesagt hatte, wie sich ein Jeder wohl denken kann. Doch das so unerwartete Anerbieten und Entgegenkommen des Dieners blieb ihm ein großer Trost: es schien ihm, als habe

der Himmel ihm ein sichtbares Zeichen seines Schutzes verliehen. — Es ist ein Faden, dachte er, ein Faden, den mir die Vorsehung in die Hand giebt, um mich weiter zu leiten. Und gerade in dem Hause! Und ohne daß es mir nur einfiel, darnach zu suchen! — So darüber nachsinnend erhob er die Augen zum Himmel und sah die untergehende Sonne, die schon den Gipfel des Berges berührte, und er dachte, daß der Tag bald zu Ende sein müßte. Obwohl er fühlte, daß seine Beine von den verschiedenen Anstrengungen im Tage schwer und ermattet waren, so beschleunigte er doch seine Schritte, um seinen Schützlingen eine Nachricht, wie diese auch sei, zu überbringen und um noch vor Nacht das Kloster zu erreichen; denn dies war eines der strengsten Gesetze im Codex der Kapuziner.

Indessen war in Lucia's Häuschen der Grund zu allerlei lustigen Plänen und Absichten gelegt worden, von denen wir den Leser unterrichten müssen.

Nach dem Abschiede des Mönches hatten alle Drei eine Zeit lang geschwiegen. Lucia bereitete mit traurigem Herzen das Mittagsessen; Renzo war jeden Augenblick im Begriff fortzugehen, um sich dem Anblick der bekümmerten Geliebten zu entziehen, und konnte sich doch nicht losreißen. Agnese drehte scheinbar ihre Haspel, in Wahrheit aber brütete sie über einen Gedanken; als er ihr endlich reif schien, brach sie das Schweigen und sagte: „Hört mich an, Kinder! wenn ihr beherzt und klug sein wollt, wenn ihr eurer Mutter vertraut" — bei diesem „eurer" fuhr Lucia zusammen —, „so verspreche ich euch, euch aus aller Noth zu reißen und vielleicht besser und schneller als Bruder Cristoforo, wenn er auch der Mann dazu ist."

Lucia stutzte darüber und sah sie mit einer Miene an, die mehr Verwunderung als Zutrauen zu einem so herrlichen Versprechen ausdrückte; Renzo sagte hitzig: „Beherzt? klug? sagt, sagt nur, was zu thun ist."

„Ist es nicht so", fuhr Agnese fort, „wenn ihr verheirathet wäret, so würden wir damit schon ein schönes Stück weiter sein, und es ließe sich dann leichter ein Ausweg finden?"

„Wer zweifelt daran?" sagte Renzo: „wenn wir verheirathet wären — wir sind überall zu Hause, die ganze Welt ist unser Vaterland, es läßt sich überall leben und nur wenige Schritte von hier, um Bergamo herum, werden die Seidenarbeiter mit offenen Armen empfangen. Ihr wißt, wie oft mein Vetter Bartolo mich hat auffordern lassen, hinzukommen und bei ihm zu bleiben, denn ich würde mein Glück dort machen, wie er es gemacht hat; wenn ich noch nicht auf ihn gehört habe, so ist es .... weil mein Herz hier war. Sind wir verheirathet, so gehen wir alle zusammen hin und schlagen dort unsere Hütte auf; dort leben wir in Ruhe und Frieden vor den Klauen des Schurken, fern von jeder Versuchung, einen tollen Streich zu begehen. Ist es nicht so, Lucia?"

„Ja", sagte Lucia, „aber wie ....?"

„Wie ich schon gesagt habe", fing die Mutter wieder an; „beherzt und klug, und die Sache ist leicht gemacht."

„Leicht!" sagten die beiden Verlobten zugleich, denen die Sache übermäßig schmerzlich und schwer geworden war.

„Leicht, wenn man sie anzufangen weiß", versetzte Agnese wieder. „Hört mich an, ich will sehen, daß ich es euch begreiflich machen kann. Ich habe von Leuten, die Bescheid wissen, sagen hören, und ich selbst habe einmal so einen Fall gesehen, daß, um eine Ehe zu vollziehen, der Pfarrer wohl nöthig ist; seine Zustimmung dazu ist aber nicht nöthig, es ist genug, daß er dabei ist."

„Wie ist das anzufangen?" fragte Renzo.

„Hört mich an und ihr werdet es erfahren. Man muß zwei pfiffige Zeugen haben, die mit uns darüber einig sind. Mit diesen geht man zum Pfarrer: die Hauptsache ist, ihn unversehens zu erwischen, daß ihm keine Zeit bleibt, sich davon zu machen. Der Mann sagt: Herr Pfarrer, diese hier ist mein Weib; das Mädchen sagt: das ist mein Ehemann, Herr Pfarrer. Der Pfarrer und die Zeugen müssen es hören; die Ehe ist dann so fix und fertig und gilt für so heilig und unverletzlich, als ob sie der Pabst selber geschlossen hätte. Sobald diese Worte einmal gesagt sind, mag

der Pfarrer kreischen und toben, daß er des Teufels wird; es hilft ihm alles nichts: Ihr seid Mann und Weib!"

„Ist es möglich!" rief Lucia aus.

„Wie?" sagte Agnese, „seid ihr der Ansicht, daß ich in den dreißig Jahren, die ich vor euch auf der Welt gewesen bin, nichts gelernt hätte? Die Sache verhält sich so, wie ich euch sage; eine Freundin von mir, die Einen gegen den Willen ihrer Eltern nehmen wollte, hat es gerade so gemacht und ihren Zweck erreicht. Der Pfarrer hatte Verdacht und stand auf der Lauer; die Beiden aber waren listig wie der Teufel, sie wußten es so klug anzustellen, übertölpelten ihn im rechten Augenblick, sprachen die Worte und waren Mann und Weib; obwohl es die Aermste schon nach drei Tagen bereuete."

Agnese sprach die Wahrheit. Auf diese Weise geschlossene Ehen wurden damals als vollkommen gültig betrachtet. Da aber zu einem solchen Hülfsmittel Niemand seine Zuflucht nahm, als wer auf dem gewöhnlichen Wege Hindernisse gefunden hatte oder abgewiesen worden war, so ließen die Geistlichen es sich sehr angelegen sein, einer solchen gezwungenen Mitwirkung auszuweichen, und wenn einer von ihnen dennoch von einem solchen mit Zeugen begleiteten Paare überrascht wurde, so bot er Alles auf, sich davon loszumachen, wie Proteus aus den Händen derer, die ihn mit Gewalt zwingen wollten, wahrzusagen.

„Wenn es wahr wäre!" sagte Renzo und blickte Lucia flehend und erwartungsvoll an.

„Was, wenn es wahr wäre!" wiederholte Agnese. „Ihr glaubt also, daß ich euch Märchen aufbinde. Ich sorge mich um euch ab und ihr glaubt mir nicht? Gut, gut; zieht euch selbst aus der Schlinge, wie ihr könnt; ich kümmere mich nicht mehr um euch."

„Nein, nein! verlaßt uns nicht!" rief Renzo, „ich spreche nur so, weil mir die Sache gar zu schön erschien. Ich gehöre Euch an und betrachte Euch wie meine rechte Mutter."

Bei diesen Worten verschwand Agnesens Unwille, und sie vergaß ihren Vorsatz, der nicht so ernsthaft gemeint war.

„Warum aber, liebe Mutter“, sagte Lucia ruhig und gelassen, „warum ist dies dem Pater Cristoforo nicht eingefallen?“

„Denkst du, daß es ihm nicht eingefallen ist?“ antwortete Agnese, „er wird nur nicht davon sprechen wollen.“

„Warum denn?“ fragten die beiden jungen Leute zugleich.

„Nun weil ... weil ... wenn ihr es wissen wollt, weil die Geistlichen meinen, es stehe mit der Sache eigentlich doch nicht so ganz richtig.“

„Nicht ganz richtig?“ fragte Renzo, „und die doch Gültigkeit hat, sobald sie abgemacht ist?“

„Was soll ich euch sagen?“ erwiederte Agnese, „sie haben das Gesetz nach ihrem Sinne gemacht; wir arme Leutchen aber, wir können nicht Alles verstehen. Und dann, wie viele Dinge ... Seht, es ist, als wenn ihr einem frommen Christen einen Faustschlag versetzt. Es ist nicht recht, aber er hat ihn nun einmal, und selbst der Papst kann den Schlag ihm nicht wieder abnehmen.“

„Wenn es aber mit der Sache nicht ganz richtig steht“, sagte Lucia, „so wollen wir sie unterlassen.“

„Was?“ sagte Agnese, „will ich dir einen Rath geben, der gegen die Gottesfurcht ist? Wenn es gegen den Willen deiner Eltern wäre, um Hals über Kopf Einen zu nehmen ..... aber, da ich damit zufrieden bin und es um diesen jungen Burschen geschieht, da der ein Schurke ist, der diese Händel angestiftet hat, und da der Herr Pfarrer ....“

„Es ist klar wie die Sonne“, sagte Renzo, „das wird Jeder einsehen.“

„Man muß aber dem Pater Cristoforo nicht eher etwas davon sagen, als bis die Sache geschehen ist, und wenn Alles gut abgelaufen ist, was denkst du wohl, Lucia, daß der Pater dir sagen wird? — Ach, Mädchen, wird er sagen, das ist eine sehr, sehr große Uebereilung; aber du hast sie nun einmal begangen. — — Die Geistlichen müssen so reden. Doch glaube nur, im Herzen wird auch er damit zufrieden sein.“

Lucia wußte auf so vernünftige Reden eigentlich nichts zu antworten; sie schienen ihr aber doch nicht so recht annehmbar.

Renzo jedoch sagte ganz muthig: „Wenn es so ist, so ist die Sache so gut wie abgemacht.“

„Sachte, sachte“, rief Agnese. „Und die Zeugen? Zwei müssen es sein und die schweigen können! Und dann, wie packt man den Herrn Pfarrer, der sich schon seit zwei Tagen im Hause verkrochen hält? Und wie fängt man es an, daß er Stand hält? Denn, wenn er auch schwerfällig von Natur ist, ich sage euch, wenn er euch in solchem Aufzuge ankommen sieht, wird er flink und gewandt wie ein Kätzchen und wird euch ausreißen wie der Teufel vor dem Weihrauch.“

„Ich habe einen Ausweg gefunden“, sagte Renzo, „ich habe einen.“ Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß das Geschirr, das zum Mittagsessen bereit stand, hoch in die Höhe sprang, und fuhr fort, Agnesen seinen Plan auseinander zu setzen, die ihn durchweg billigte.

„Das ist eine unklare Geschichte, in der es nicht glatt und rein zugeht“, sagte Lucia. „Bis jetzt haben wir immer offen und wahr gehandelt; halten wir es nach wie vor mit der Aufrichtigkeit und Wahrheit, und Gott wird uns helfen; Pater Cristoforo sagt das auch. Hören wir erst seine Meinung.“

„Laß dich von dem leiten, der mehr davon versteht als du“, sagte Agnese mit ernster Miene. „Was brauchen wir erst um Meinungen zu fragen? Gott sagt: hilf dir selber, dann helfe ich dir. Dem Pater erzählen wir Alles, wenn es abgemacht ist.“

„Lucia“, fing Renzo wieder an, „willst du jetzt von mir lassen? Haben wir nicht bis jetzt als gute Christen gehandelt? Müßten wir nicht schon Mann und Weib sein? Hatte uns der Pfarrer nicht schon Tag und Stunde bestimmt? Und wessen Schuld ist es, wenn wir uns jetzt mit ein bischen List weiter helfen müssen? Nein, nein, du wirst mich jetzt nicht verlassen. Ich gehe und komme gleich mit der Antwort zurück.“ Er grüßte Lucia mit einer bittenden Geberde, Agnesen mit einer Miene des Einverständnisses und entfernte sich schnell.

Durch Schaden wird man klug. Renzo hatte bis jetzt auf seinem geraden und ebenen Lebenswege keine Gelegenheit gehabt, seinen Verstand zu schärfen; jetzt hatte er aber einen Einfall gehabt,

der sogar einem Rechtsgelehrten alle Ehre gemacht haben würde. Er ging geradewegs, wie er es sich vorgenommen hatte, nach dem benachbarten Häuschen eines gewissen Tonio; er traf ihn in der Küche am Feuerherde, wo er eben eine kleine graue Polenta von türkischem Korn mit einem krummen Treibholze umrührte. Die Mutter, ein Bruder und Tonio's Frau saßen am Tisch; drei oder vier kleine Kinder standen um den Vater herum, die Augen auf den Topf geheftet und erwarteten sehnlichst den Augenblick, daß er ausgeschüttet würde. Es war hier aber nicht jene Heiterkeit, wie der Anblick des Mittagsessens sie demjenigen zu bescheeren pflegt, der es sich durch Arbeit verdient hat. Während Renzo sich mit der Familie begrüßte, schüttete Tonio den Brei in die hölzerne Schüssel, die schon dazu auf dem Tische stand; sie glich einem kleinen Monde in einem großen Dunstkreise. Dennoch sagten die Frauen höflich zu Renzo: „Wollt Ihr nicht mitessen?“ eine Artigkeit, die der lombardische Bauer niemals dem zu erweisen unterläßt, der ihn beim Essen antrifft; und wäre dieser auch ein reicher so eben von der Tafel aufgestandener Prasser, er theilt den letzten Bissen mit ihm.

„Ich danke euch“, erwiederte Renzo, „ich bin nur gekommen, um mit Tonio ein Wörtchen zu reden, und wenn du willst, Tonio, so können wir, um die Frauen hier nicht zu stören, nach dem Wirthshause gehen, um zu essen und miteinander zu reden.“ Dieser Vorschlag wurde von Tonio um so eher angenommen, je weniger er ihn erwartet hatte; die Frauen und sogar die Kinder sahen es nicht ungern, daß der furchtbarste Mitesser entführt werden sollte. Der Eingeladene besann sich nicht lange und ging mit Renzo ab.

Als sie im Wirthshause des Dorfes angelangt waren, ließen sie sich ganz gemüthlich nieder. Niemand theilte diese Einsamkeit mit ihnen, weil das Elend alle Gäste von diesem Vergnügungsorte entwöhnt hatte. Sie ließen sich das Wenige bringen, was es gab, und nachdem Beide ein Glas Wein miteinander geleert hatten, sagte Renzo geheimnißvoll zu Tonio: „Wenn du mir einen kleinen Dienst leisten willst, so will ich dir dafür einen großen leisten.“

„Sprich, sprich, gebiete über mich", antwortete Tonio und schenkte sich ein. „Heute würde ich für dich durch's Feuer gehen."

„Du bist dem Herrn Pfarrer fünfundzwanzig Lire Pacht für sein Stück Land schuldig, das du voriges Jahr bebautest."

„Ach Renzo, Renzo! Du zerstörst mir mein Glück. Warum erinnerst du mich daran? Meine gute Laune ist hin."

„Wenn ich von dieser Schuld mit dir rede", fuhr Renzo fort, „so ist es nur, weil ich dir die Mittel geben will, sie zu bezahlen."

„Sprichst du im Ernste, Renzo?"

„Im Ernste. Nun? würdest du zufrieden sein?"

„Zufrieden? Alle Wetter, ob ich zufrieden wäre! Wenn's auch nur wäre, die schiefen Gesichter nicht mehr zu sehen, die mir der Herr Pfarrer schneidet, wenn wir uns in den Weg laufen. Dann heißt's immer: Tonio, denke dran! Tonio, wann machen wir die Sache richtig? Es geht so weit, daß, wenn er mich beim Predigen scharf ansieht, ich in gräßlicher Seelenangst bin, es könnte ihm einmal einfallen, mir vor aller Welt zuzurufen: Die fünfundzwanzige Lire! — Die verwünschten fünfundzwanzig Lire! Und dann müßte er mir auch die goldene Halskette meiner Frau wieder herausgeben, für die ich nichts als Polenta kaufen wollte. Aber . . ."

„Aber, aber — wenn du mir einen kleinen Dienst leisten willst, so liegen die fünfundzwanzig Lire da."

„Sprich denn."

„Aber . . . .", sagte Renzo und legte den Zeigefinger an den Mund.

„Braucht's das erst? du kennst mich."

„Der Herr Pfarrer kommt mit allerlei faulen Gründen, um meine Trauung auf die lange Bank zu schieben; ich aber wünschte die Sache abgemacht. Man sagt mir nun für gewiß, daß die Heirath fix und fertig ist, wenn wir mit einem Paar Zeugen vor ihn hintreten, und ich sage: das ist meine Frau, und Lucia: das ist mein Mann. Verstehst du mich?"

„Du willst, daß ich als Zeuge mitgehe?"

„Ganz recht."

„Und die fünfundzwanzig Lire willst du für mich zahlen?"

„Das versteht sich.“

„Ein Schurke, der sein Wort nicht hält.“

„Aber wir brauchen noch einen Zeugen.“

„Ich habe Einen. Mein Bruder Gervaso, der arme einfältige Tölpel, thut Alles, was ich ihm sage. Du läßt ihn einmal frei mittrinken?“

„Auch mitessen“, antwortete Renzo.

„Wir führen ihn hierher, er soll hier lustig mit uns sein. Ist er aber auch gewitzt genug?“

„Ich werde ihn schon zurechtrücken; du weißt ja, sein Stückchen Hirn habe ich noch mitabgekriegt.“

„Morgen ...“

„Gut.“

„Gegen Abend ...“

„Gewiß.“

„Aber ...“ sagte Renzo und legte noch einmal den Zeigefinger auf den Mund.

„Pah“, erwiederte Tonio, indem er den Kopf nach der rechten Schulter hin bog und die linke Hand erhob, als wollte er sagen: Du thust mir Unrecht.

„Wenn aber deine Frau dich fragt, die dich ohne Zweifel fragen wird ....“

„Ich bin meiner Frau noch so viele Lügen schuldig, daß ich noch nicht weiß, ob ich es jemals dahin bringen werde, zu dem Meinigen zu kommen. Ich werde ihr schon Etwas aufbinden, ihr das Herz zu beruhigen.“

„Morgen früh“, sagte Renzo, „wollen wir die Sache weiter überlegen, damit sie ohne Anstoß abläuft.“

Damit verließen sie das Wirthshaus; Tonio machte sich auf den Weg nach Hause und mühte sich ab, ein Märchen für die Frauen zu ersinnen. Renzo eilte, von der getroffenen Verabredung Rechenschaft zu geben. Während dessen hatte sich Agnese vergebens abgemüht, die Tochter zu überreden, die bald dies, bald das einzuwenden hatte; entweder ist die Sache schlecht und darf nicht gethan werden, oder sie ist es nicht, und warum soll sie dann dem Pater Cristoforo verschwiegen werden?

Renzo kam ganz triumphirend an, stattete seinen Bericht ab und schloß mit einem ahn? einem mailändischen Ausrufe, der bedeutet: Bin ich nicht ein ganzer Kerl? Konnte man was Besseres erfinden? Wäre euch das eingefallen? und hundert ähnliche Dinge.

Lucia schüttelte wehmüthig den Kopf; die beiden Eiferer aber achteten nicht darauf, wie man mit einem Kinde zu thun pflegt, bei dem man die Hoffnung aufgegeben hat, ihm Vernunft beizubringen, und das man hernach durch Bitten und durch Autorität umzustimmen sucht.

„Gut", sagte Agnese: „so geht's ganz gut; aber .... Ihr habt doch nicht an Alles gedacht."

„Woran fehlt's denn noch?" antwortete Renzo.

„Und Perpetua? An Perpetua habt Ihr nicht gedacht. Den Tonio und seinen Bruder wird sie schon hereinlassen; aber Euch! euch Beide! Bedenkt! Es wird ihr anbefohlen sein, euch Beide vom Hause so fern zu halten, wie einen Jungen von einem Birnbaum voll reifer Früchte."

„Wie werden wir das anfangen?" sagte Renzo unruhig.

„Seht Ihr? Ich habe daran gedacht. Ich will mit euch gehen; ich weiß ein Geheimniß, womit ich sie bei Seite locke und das sie so bezaubert, daß sie euch gar nicht bemerkt, und so könnt ihr hineinkommen. Ich werde sie rufen, ich, und eine Saite bei ihr anschlagen .... Ihr werdet schon sehen."

„Seid gesegnet!" rief Renzo aus: „ich habe es immer gesagt, daß Ihr für alles Rath und Hülfe wißt."

„Aber das Alles kann nichts helfen", fuhr Agnese fort, „wenn wir der da ihren Eigensinn nicht brechen und sie überzeugen, daß wir keine Sünde begehen."

Renzo führte nun auch seine ganze Beredsamkeit ins Feld; aber Lucia ließ sich nicht irre machen.

„Ich weiß nicht, was ich auf eure Reden antworten soll", sagte sie: „aber das sehe ich ein, um die Sache so durchzuführen, wie ihr da sagt, muß man tollkühn durch krumme Wege gehen und zu Lug und Trug seine Zuflucht nehmen. Ach Renzo! so haben wir nicht angefangen. Ich will dein Weib werden", sie

konnte dieses Wort nicht aussprechen, ohne über und über roth zu werden, „ich will dein Weib werden, aber auf geradem Wege, am Altare. Lassen wir den da oben für uns handeln. Weiß er nicht den Knoten besser zu lösen, als wir mit diesen Betrügereien? Und warum wollen wir vor dem Pater Cristoforo Geheimnisse haben?"

So ging der Streit fort und würde so bald noch kein Ende gefunden haben, wenn nicht ein schneller Sandalentritt und das Rauschen eines Gewandes, als wenn der Wind in ein schlaffes Segel bläst, den Pater Cristoforo angekündigt hätte. Alle schwiegen; Agnese hatte kaum Zeit, Lucia ins Ohr zu flüstern: „Hüte dich, ihm etwas zu sagen."

Siebentes Kapitel.

Pater Cristoforo kam mit der Ruhe und Ueberlegung eines guten Feldherrn wieder an, der ohne seine Schuld eine wichtige Schlacht verloren hat, und der sich nun betrübt und nachdenkend, aber nicht bestürzt oder entmuthigt, in schnellem Laufe, ohne auf der Flucht zu sein, nach der Gegend hinbegiebt, wo die Noth ihn verlangt, um die bedrohten Orte zu sichern, die Truppen wieder zu sammeln und ihnen neue Befehle zu ertheilen.

„Friede sei mit euch", sagte er, indem er eintrat. „Von jenem Menschen haben wir nichts zu hoffen; um so mehr müssen wir auf Gott vertrauen, der mir schon ein Zeichen seines Schutzes gegeben hat."

Wenn auch keiner von den Dreien von dem Versuche des Bruder Cristoforo bei Don Rodrigo viel gehofft hatte, weil es etwas zu Seltenes und Unerhörtes war, daß ein Mächtiger ohne Zwangsmittel, durch bloße einfache Vorstellungen und Bitten von einer Schandthat abließ, so war doch jetzt die traurige Gewißheit ein Schlag für Alle. Die Frauen ließen die Köpfe hängen; in Renzo's Seele aber siegte der Zorn über die Niedergeschlagenheit.

Die Botschaft traf ihn schon erbittert über alle die fehlgeschlagenen Versuche und schmerzlich getäuschten Hoffnungen, die ihn in diesem Augenblicke durch die Weigerung Lucia's um so wüthender machten.

„Ich möchte wissen", schrie er mit den Zähnen knirschend, „ich möchte wissen, was für Gründe der Hund angegeben hat, daß meine Braut nicht meine Frau werden soll."

„Armer Renzo!" sagte der Mönch in sanftem Tone mit einem Blick, der ihm liebevoll Ruhe gebot: „Wenn der Mächtige, der eine Ungerechtigkeit begehen will, immer gezwungen wäre, seine Gründe anzugeben, so würde die Welt nicht die sein, die sie ist."

„Hat denn der Hund gesagt, daß er nur darum nicht will, weil er nicht will?"

„Auch das hat er nicht einmal gesagt, armer Renzo! Wenn sie die Verbrechen frei und offen eingestehen müßten, dann würden wir noch einen Nutzen davon haben und könnten uns glücklich preisen."

„Aber etwas muß er doch gesagt haben; was hat er denn nun gesagt, der Höllenbrand?"

„Ich habe seine Worte wohl gehört und doch würde ich sie dir nicht wiederholen können. Frage nicht weiter. Er hat weder deinen Namen, noch den Namen dieser Unschuldigen ausgesprochen; er hat nicht einmal merken lassen, daß er euch kennt, oder, daß er es auf irgend etwas abgesehen habe; und doch ... doch habe ich nur zu klar erkennen müssen, daß er unbeweglich ist. Aber vertrauen wir auf Gott! Verzagt nicht! und du Renzo ... oh! glaube nur, daß ich mich in deine Lage versetzen kann, daß ich fühle, was in deinem Herzen vorgeht. Doch Geduld! Es ist ein dürres, herbes Wort für den, der nicht glaubt; aber du, Renzo! möchtest du Gott nicht die Zeit gönnen, die er sich nehmen will, um die Gerechtigkeit triumphiren zu lassen? Lassen wir ihn machen, Renzo; und wisse ... wisset alle, daß ich schon einen Faden in der Hand habe, der uns weiter helfen soll. Für jetzt kann ich euch nichts weiter sagen. Morgen werde ich nicht kommen; ich muß euretwegen den ganzen Tag im Kloster bleiben. Du, Renzo, suche es möglich zu machen hinzukommen,

und wenn du durch ein unvermuthetes Hinderniß nicht kannst, so schicke mir einen zuverlässigen Menschen, einen verständigen Jungen, durch den ich euch wissen lassen kann, was vorgeht. Es wird Nacht; ich muß ins Kloster zurück. Lebt wohl, habt Vertrauen und Muth."

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell und lief, fast springend, den gewundenen steinigten Fußpfad hinunter, um nicht zu spät im Kloster anzukommen, wodurch er sich einen harten Verweis zugezogen haben würde, oder was ihm noch drückender gewesen wäre, eine Buße, die ihn am andern Tage verhindert hätte, für seine Schützlinge zu sorgen.

„Habt ihr gehört, was Bruder Cristoforo von einem, ich weiß nicht .... von einem Faden sagte, der uns helfen soll?" sagte Lucia. Wir müssen ihm vertrauen. Er ist ein Mann, der, was er verspricht ...."

„Wenn er weiter nichts kann ...!" unterbrach sie Agnese, „er hätte sich deutlicher erklären müssen, oder mich wenigstens bei Seite ziehen sollen und mir sagen, was er meint ...."

„Faules Geschwätz! ich werde der Sache ein Ende machen", fiel Renzo ein, „ich werde ihr jetzt ein Ende machen!" — Dabei ging er außer sich vor Wuth im Zimmer auf und nieder, so daß man über den Sinn seiner Worte nicht im Zweifel sein konnte.

„O Renzo!" schrie Lucia.

„Was wollt Ihr damit sagen?" schrie Agnese ängstlich.

„Was braucht's noch lange gesagt zu werden? Ich will ein Ende damit machen. Mag er hundert, mag er tausend Teufel im Leibe haben — zuletzt ist er doch auch nur von Fleisch und Blut ...."

„Nein, nein, um des Himmels willen ...!" fing Lucia wieder an, doch Thränen erstickten ihre Stimme.

„Solche Reden", sagte Agnese, „sollten auch nicht einmal im Spaße geführt werden."

„Im Spaße?" schrie Renzo, indem er dicht vor der sitzenden Agnese stehen blieb und sie mit wilden Blicken durchbohrte. „Im Spaße! Ihr sollt den Spaß erleben."

„Ach Renzo!" sagte Lucia mühsam unter Schluchzen: „So habe ich dich noch nie gesehen."

„Um des Himmels willen nehmt solche Reden nicht in den Mund", fuhr Agnese rasch mit gedämpfter Stimme fort. „Denkt Ihr denn nicht daran, wie viel Arme dem Schurken zu Gebote stehen? und daß wir .... Gott schütze uns .... gegen so elende Wichte immer noch die Gerechtigkeit haben?"

„Ich selbst werde sie ausüben, die Gerechtigkeit! Es ist endlich Zeit. Die Sache ist nicht leicht, ich weiß es wohl. Der meuchelmörderische Hund sieht sich wohl vor; er merkt, daß es ihm an den Kragen geht; doch das soll mich nicht hindern. Geduld und Entschlossenheit .... ich treffe ihn. Ja, ich werde die Gerechtigkeit ausüben; ich werde das Land endlich befreien; die Menschen werden mich segnen ....! und dann mit einem Sprunge ....."

Das Entsetzen, welches Lucia bei diesen Worten Renzo's empfand, hemmte schnell ihre Thränen und gab ihr wieder Kraft und Muth zu sprechen. Sie nahm die Hände von ihrem thränenvollen Gesichte und sagte zu ihm mit bekümmerter, aber fester Stimme: „Es liegt dir also nichts mehr daran, mich zum Weibe zu haben. Ich hatte mich einem Jüngling versprochen, der Gottesfurcht im Herzen hatte; aber ein Mensch, der .... und wäre er auch vor aller Gerechtigkeit und Strafe sicher, wäre er auch der Sohn des Königs ...."

„Wohlan!" schrie Renzo mit noch verzerrterem Gesichte „ich werde dich nicht haben; aber er soll dich auch nicht haben. Ich hier ohne dich, und er ...."

„Aus Barmherzigkeit, nein, sprich nicht so, mache nicht solche Augen; nein, ich kann dich so nicht sehen", rief Lucia weinend und streckte die Hände flehend nach ihm aus. Agnese rief den Jüngling wiederholt beim Namen, klopfte ihm auf die Schulter und strich ihm schmeichelnd die Wangen, um ihn zu besänftigen. Dieser stand eine Weile unbeweglich, in sich versunken da und betrachtete Lucia's flehendes Gesicht; mit einem Male aber warf er ihr einen fürchterlichen Blick zu, trat zurück, streckte Arm und Zeigefinger nach ihr aus und rief: „Diese! Ja, diese will er; er muß sterben!"

„Und ich, was habe ich dir zu Leide gethan, daß du auch mich sterben lassen willst?“ schluchzte Lucia und warf sich vor ihm auf die Knie.

„Du?“ antwortete er noch immer zornig. „Du! hast du mich etwa lieb? Welchen Beweis hast du mir gegeben? Habe ich dich nicht gebeten und gebeten und gebeten? Habe ich dich wohl bewegen können ....?“

„Ach, Renzo“, sagte Lucia hastig, „ja, ich will mitgehen zum Pfarrer, morgen, jetzt, wann du willst. Werde nur wieder gut; ich will mitgehen.“

„Versprichst du mir das?“ sagte Renzo, und seine Stimme und Gesicht wurden plötzlich wieder menschlicher.

„Ich verspreche es dir.“

„Du hast es mir versprochen.“

„Gott sei Dank!“ rief Agnese aus und war doppelt zufrieden.

Hatte Renzo in seinem Zorne wohl daran gedacht, ob er durch das Entsetzen Lucia's wirklich gewinnen konnte? Und hatte er nicht ein wenig List angewendet, es zu erhöhen, um es zu benutzen? Der Autor betheuert davon nichts zu wissen; und ich glaube, daß Renzo ebenso wenig etwas davon wußte. So viel steht fest, daß er über Don Rodrigo wirklich toll geworden war und daß er Lucia's Zustimmung glühend wünschte; und wenn zwei heftige Leidenschaften in dem Herzen eines Menschen zugleich toben, da kann Niemand, der Leidende am allerwenigsten, die eine Stimme von der andern klar unterscheiden und mit Sicherheit sagen, welche die vorherrschende sei.

„Ich habe dir mein Versprechen gegeben“, sagte Lucia sanft und liebevoll, nicht ohne einen leisen Vorwurf: „aber auch du, Renzo, hast versprochen, kein Aergerniß zu geben, alles dem Pater Cristoforo zu überlassen .... “

„O geh! Wem zu Liebe gerathe ich denn so in Wuth? möchtest du dich jetzt wieder zurückziehen? Und willst du mich jetzt einen tollen Streich begehen lassen?“

„Nein, nein!“ rief Lucia und fing von neuem an sich zu entsetzen. „Ich habe es versprochen und ich werde es halten.

Aber bedenke, wie du mich zu dem Versprechen gebracht hast. Wolle Gott nicht ...."

„Warum willst du uns Unglück prophezeien, Lucia? Gott weiß, daß wir Niemand Unrecht thun."

„Versprich mir wenigstens, daß dies das Letzte sein soll."

„Ich verspreche es dir, so wahr ich ein armer Junge bin."

„Aber dies Mal haltet's auch", sagte Agnese.

Unser Autor will hier von den weiteren Vorgängen nichts verrathen; ob Lucia wirklich Grund hatte, über ihre Einwilligung, zu der sie gezwungen worden war, so sehr unzufrieden zu sein? Wir lassen die Sache in Zweifel.

Renzo hätte das Gespräch noch gern verlängert und Jedem für den nächsten Tag seine Rolle zuertheilt; aber es war schon spät und die Frauen wünschten ihm gute Nacht; es schien ihnen nicht schicklich, daß er zu dieser Stunde noch länger bei ihnen verweile.

Die Nacht verging allen Dreien so gut als eine Nacht vergehen kann, die auf einen solchen Tag voller Aufregung und Leiden folgt. Renzo war schon am frühen Morgen wieder da, um mit den Frauen, oder vielmehr nur mit Agnesen das große und wichtige Geschäft des Abends zu verabreden; Lucia hörte zu und obwohl sie mit keinem Worte billigte, was sie in ihrem Herzen nicht zu billigen vermochte, so versprach sie doch ihr Bestes dabei zu thun.

„Werdet Ihr nach dem Kloster hinunter gehen", fragte Agnese Renzo, „um Pater Cristoforo zu sprechen, wie er Euch gestern Abend gesagt hat?"

„Dummes Zeug!" antwortete dieser; „Ihr wißt ja, was der Pater für Teufelsaugen im Kopfe hat; er thäte mir's sogleich vom Gesichte ablesen, wie aus einem Buche, daß etwas im Werke ist, und wenn er mir dann auf den Zahn fühlte, da würde ich schön in die Klemme gerathen. Auch muß ich ja hier bleiben, um sogleich bei der Hand zu sein. Schickt irgend einen Andern hin."

„Ich werde Menico schicken."

„Gut, gut", versetzte Renzo und ging ab, um sich auf die Lauer zu stellen und im Nothfalle bei der Hand zu sein.

Agnese ging in das Nachbarhaus, um nach Menico, einem muntern Burschen von ungefähr zwölf Jahren, zu fragen. Durch Vetter- und Schwägerschaften galt er gewissermaßen für Agnesens Neffe. Sie erbat ihn sich von den Eltern „zu einer wichtigen Dienstleistung" gleich für den ganzen Tag. Er ging mit ihr, sie führte ihn in ihre Küche, gab ihm zu frühstücken und trug ihm auf, nach Pescarenico zu gehen und sich beim Pater Cristoforo zu melden, der ihn dann mit einer Antwort wieder zurückschicken würde. „Der Pater Cristoforo, jener schöne alte Mann, du weißt ja, mit dem weißen Barte, den sie den Heiligen nennen . . ."

„Ich kenne ihn wohl", sagte Menico, „der uns Kinder so gern hat und der uns manchmal ein Heiligenbild schenkt."

„Ganz recht, Menico. Und wenn er dir sagt, du sollst dort beim Kloster eine Weile warten, so laufe nicht von da fort, damit du dich nicht verirrst; gehe nicht etwa mit den andern Jungen an den See, um Steine ins Wasser zu werfen, oder um Fische schwimmen zu sehen, oder um mit den Netzen zu spielen, die an der Mauer zum Trocknen aufgehängt sind, hörst du?"

„Ei, Muhme, ich bin doch kein Kind mehr."

„Gut, sei hübsch artig; und wenn du mit der Antwort zurückkommst . . . . sieh her, so sollst du auch diese beiden neuen Parpagliolen haben."

„Gebt sie mir nur jetzt schon."

„Nein, nein, du würdest damit spielen. Geh und führe dich gut auf; du sollst hernach auch noch mehr haben."

Dieser Morgen, der den beiden Frauen ungewöhnlich lang erschien, brachte ihnen noch mancherlei Neues, wodurch ihr schon beunruhigtes Gemüth in nicht geringe Angst gerieth. Ein Bettler, der weder verhungert noch zerlumpt aussah, wie es sonst bei Leuten seines Gewerbes der Fall ist, dessen Aeußeres aber etwas Scheues, Widerwärtiges hatte, trat ins Haus und bat um eine Gabe, indem er nach allen Seiten spähende Blicke umherwarf. Man gab ihm ein Stück Brod, welches er annahm und mit schlecht verhehlter Gleichgültigkeit einsteckte. Er blieb darauf noch mit einer gewissen Unverschämtheit stehen und that eine Menge Fragen, auf die Agnese sich beeilte, immer das Entgegengesetzte zu

antworten. Als er sich endlich zum Fortgehen in Bewegung setzte, that er, als verfehle er die rechte Thür und ging durch eine andere, die nach der Treppe führte, und sah sich auch dort, so schnell er konnte, überall um. Man rief ihm nach: „He! he! wohin geht Ihr, guter Mann? hier, hier durch! Er kehrte um und ging durch die ihm angewiesene Thür hinaus, und indem er sich entschuldigte, zwang er sich zu einer Bescheidenheit und Unterwürfigkeit, die mit den wilden und rauhen Zügen seines Gesichtes nicht leicht zu vereinigen war. Nach ihm ließen sich von Zeit zu Zeit andere auffallende Gestalten blicken. Zu was für einer Bande von Kerlen sie gehörten, war schwer zu entdecken; es war aber auch schwer zu glauben, daß sie die ehrlichen Wanderer waren, die sie scheinen wollten. Einer trat unter dem Vorwande ein, sich nach dem Weg zu erkundigen. Andere blieben vor der Thüre stehen und blickten durch den Hof verstohlen in die Stube und gingen dann weiter, wie Jemand, der keinen Verdacht erregen will. Gegen Mittag waren endlich die lästigen Aufzüge vorbei. Agnese stand von Zeit zu Zeit auf, ging über den Hof, stellte sich an den Ausgang, der auf die Straße führte, sah sich rechts und links um, ging wieder ins Haus und sagte: „Niemand zu sehen", ein Ausspruch, den sie mit großer Zufriedenheit that, und der von Lucia mit eben so großer Zufriedenheit vernommen wurde, ohne daß die Eine oder die Andere sich über den Grund hätte Rechenschaft geben können. In Beiden aber blieb eine gewisse Unruhe zurück, die ihnen, besonders der Tochter, einen großen Theil des Muthes benahm, den sie sich noch für den Abend aufheben sollten. Es gebührt sich jedoch, daß der Leser über jene geheimnißvollen Herumstreicher etwas Bestimmteres erfahre. Wir müssen also, um ihn von Allem zu unterrichten, einen Schritt zurückthun und Don Rodrigo wieder aufsuchen, der gestern, nach dem Abgange des Mönches, allein in einem Saale seines Schlosses zurückgeblieben war.

Don Rodrigo durchmaß, wie schon gesagt, mit großen Schritten den Saal, an dessen Wänden die Familienbilder verschiedener Zeitalter hingen. Als er dicht bis an die eine Wand gegangen war und sich umwandte, stand er einem seiner kriegerischen Ahnen gegenüber, welcher der Schrecken der Feinde und

seiner Soldaten gewesen war. Sein Blick war finster und drohend, kurzes, struppiges Haar bedeckte die Stirn, ein langer Schnurrbart hing bis zum Kinn herab; der Held stand aufrecht, mit Beinschienen, Schenkelharnisch, Panzer, Armrüstung und Handschuhen, die geballte Rechte in die Seite gestemmt und mit der linken Hand den Griff seines Schwertes fassend. Don Rodrigo sah ihn an; als er unter dem Bilde stand und sich wieder umwandte, blickte ihn ein anderer seiner Vorfahren an, ein Mitglied der Obrigkeit, der Schrecken der Processirenden; dieser saß auf einem hohen Richterstuhle von rothem Sammet, in einen weiten, schwarzen Mantel gehüllt; er war ganz schwarz gekleidet, außer dem weißen, breiten Halskragen und dem umgelegten Zobelfutter (es war dies das Kennzeichen der Senatoren, das sie aber nur im Winter trugen; man findet darum niemals das Bild eines Senatoren in Sommerkleidung), sein Gesicht war bleich, die Augenbrauen finster zusammengezogen; in der Hand hielt er eine Bittschrift und schien zu sagen: Wir werden sehen. Diesseits hing eine Matrone, der Schrecken ihrer Kammerfrauen, dort ein Abt, der Schrecken der Mönche; alle diese Menschen hatten nur Schrecken eingeflößt, den sie sogar noch in ihren Gemälden blicken ließen. In Gegenwart solcher Erinnerungen gerieth Don Rodrigo noch heftiger in Entrüstung; er schämte sich und konnte sich nicht zufrieden geben, daß ein Mönch es gewagt hatte, ihn mit der Strafpredigt des Nathan auf den Leib zu rücken. Er faßte einen Racheplan und sann darüber nach, wie er zugleich seiner Leidenschaft und dem, was er Ehre nannte, genügen könnte; so oft ihm aber (merkt auf!) die Anfangsworte jener Prophezeiung in den Ohren wieder klangen, empfand er einen heimlichen Schauder und stand im Begriff, den Gedanken an die doppelte Befriedigung aufzugeben. Um endlich etwas zu thun, rief er einen Diener und befahl ihm, ihn bei der Gesellschaft zu entschuldigen und zu sagen, daß ihn ein dringendes Geschäft zurückhalte. Als der Diener wiederkehrte und meldete, daß die Herren sich verabschiedet hätten, fragte Don Rodrigo, immer noch auf- und niedergehend: „Und Graf Attilio?“

„Er ist mit den Herren gegangen, gnädiger Herr.“

„Gut; sechs Mann Gefolge zum Spaziergang; schnell den Degen, Mantel und Hut; geschwind.“

Der Diener machte eine Verbeugung und ging; gleich darauf kehrte er mit dem reichen Degen zurück, den der Herr sich umschnallte; dann warf er ihm den Mantel um die Schultern, brachte ihm den Hut mit hohen Federn, den dieser sich aufsetzte und mit einem Schlage tief ins Gesicht drückte, ein Zeichen, daß die Luft nicht rein war. Er setzte sich in Bewegung und traf vor der Thür die sechs bewaffneten Kerle, die, Platz machend, ihn ehrfurchtsvoll grüßten und ihm folgten.

Mürrischer, hochmüthiger, finsterer blickend als gewöhnlich ging er hinaus und nahm seinen Weg nach Lecco. Als ihn die Bauern und die Handwerker ankommen sahen, gingen sie ihm aus dem Wege, rissen die Hüte ab und verneigten sich vor ihm bis auf die Erde; Don Rodrigo dankte nicht. Um sich seine üble Laune zu vertreiben und die lästige Unterredung mit dem Mönche zu vergessen, trat er in ein Haus, wo gewöhnlich an diesem Tage viel Leute verkehrten und wo er mit jener diensteifrigen, ehrerbietigen Freundlichkeit empfangen wurde, wie man sie solchen Männern bezeigt, die sehr beliebt oder gefürchtet sind. Als es dunkel wurde, kehrte er ins Schloß zurück. Graf Attilio war auch soeben heimgekommen; die Abendmahlzeit wurde aufgetragen, während welcher Don Rodrigo sehr gedankenvoll war und wenig sprach.

Als die Tafel wieder abgetragen war und die Diener sich entfernt hatten, sagte Graf Attilio halb scherzend, halb boshaft: „Nun, Vetter, wann zahlt Ihr die Wette?“

„Sankt Martin ist noch nicht vorüber.“

„Ach, Vetter, bezahlt sie nur lieber gleich, denn alle Heiligen des Kalenders werden vorübergehen, ehe daß ....“

„Das wird sich erst zeigen.“

„Vetter, Ihr wollt den Schlauen spielen; doch ich habe Euch in die Karten gesehen und ich bin so sicher, die Wette gewonnen zu haben, daß ich sogleich eine andere mit Euch eingehe.“

„Laßt hören.“

„Daß der Pater ... der Pater, was sag' ich? kurz, daß der heilige Mann Euch bekehrt hat.“

„Der Gedanke sieht Euch ähnlich.“

„Bekehrt, Vetter, sage ich Euch, bekehrt. Ich für mein Theil habe mein Vergnügen daran. Denkt, was es für ein Schauspiel für mich sein wird, Euch so ganz zerknirscht und mit niedergeschlagenen Augen einherschleichen zu sehen! Und welcher Ruhm ist das für den heiligen Pater! Wie stolz wird er wieder nach Hause gekommen sein! wie wird er sich in die Brust geworfen haben! Solche Fische fängt man nicht alle Tage! Er wird Euch überall als ein Beispiel anführen und von euren Thaten Lärm schlagen. Mir ist, als hörte ich ihn schon.“ Und indem er durch die Nase redete und die Worte mit übertriebenen Geberden begleitete, fuhr er im Predigertone fort: „In einer Gegend dieser Welt, geliebte Zuhörer, die ich aus zarten Rücksichten nicht nennen will, lebte und lebt noch ein ausschweifender Edelmann, der den Frauen sehr zugethan war, der gewöhnt war überall anzubinden, um seinen Lüsten zu fröhnen, dieser hatte seine Augen ....“

„Genug, genug!“ unterbrach ihn Don Rodrigo halb schmunzelnd und halb verdrießlich. „Wenn Ihr Lust habt, die Wette zu verdoppeln, so bin ich dabei.“

„Alle Teufel! so habt Ihr am Ende gar den Pater bekehrt!“

„Lassen wir den Pater; was die Wette betrifft, so wird Sanct Martin entscheiden.“

Die Neugierde des Grafen war angestachelt; er ließ es an Erkundigungen und Fragen nicht fehlen, denen Don Rodrigo aber geschickt auszuweichen wußte, indem er ihn immer wieder auf den Tag der Entscheidung hinwies, weil er sich nicht aufgelegt fühlte, seine teuflischen Pläne mitzutheilen, die noch nicht ganz reif waren.

Den nächsten Morgen erwachte Don Rodrigo als Don Rodrigo. Das bischen Furcht, das ihm die angefangene Prophezeiung des Mönches „Es wird ein Tag kommen“ eingejagt hatte, war mit den Träumen der Nacht wieder verschwunden; die Wuth aber blieb und wurde durch die Scham und Reue über seine Schwäche noch erhöht. Die noch frischeren Eindrücke des triumphreichen Spazierganges, der Empfang von jener versammelten Gesellschaft und das Geschwätz seines Vetters, hatten nicht wenig

dazu beigetragen, den alten Muth in seiner Brust wieder zu beleben. Kaum hatte er sich erhoben, so ließ er den Grauen rufen. — Wichtige Dinge, dachte der Diener bei sich, der den Befehl erhalten hatte; denn der Mensch, der diesen Beinamen führte, war nichts Geringeres, als das Haupt der Bravi, derjenige, der die frechsten und gefährlichsten Streiche ausführte, der treueste Diener seines Herrn, der ihm aus Dankbarkeit und Eigennutz auf Tod und Leben ergeben war. Des Mordes angeklagt, hatte er Don Rodrigo's Schutz angefleht; dieser nahm ihn in seinen Dienst und sicherte ihn gegen jede Verfolgung und Strafe. Für Don Rodrigo war dieser Erwerb von nicht geringer Wichtigkeit gewesen, denn der Graue war im Vergleich zu der übrigen Dienerschaft der Tapferste, und zugleich lieferte er den Beweis, wie sein Herr mit so glücklichem Erfolge die Gesetze zu überrumpeln wußte; so daß seine Macht und die Meinung, die man von ihr hatte, dadurch nur wuchs.

„Grauer!" sagte Don Rodrigo; „bei dieser Gelegenheit wollen wir einmal sehen, was du für ein Kerl bist. Noch vor Morgen muß jene Lucia sich in diesem Schlosse befinden."

„Kein Mensch auf der Welt wird sagen können, daß der Graue einen Befehl seines gnädigen Herrn nicht ausgeführt hätte."

„Nimm so viel Leute, als du brauchst; faß die Sache an, wie es dir am besten scheint, nur laß sie nicht mißglücken; und vor allem wache darüber, daß ihr kein Leid geschieht."

„Herr, ein kleiner Schreck, damit sie uns nicht zu viel Geschrei macht .... ohne den wird's nicht abgehen."

„Ein kleiner Schreck ... ich begreife ... der ist nicht zu vermeiden. Aber es darf ihr kein Haar gekrümmt werden; und vor allem, daß man in jeder Weise anständig gegen sie verfährt. Verstehst du?"

„Herr, es kann Keiner eine Blume aus der Erde ziehen und sie Euer Gnaden bringen, ohne sie zu berühren. Wir thun nicht mehr, als nöthig ist."

„Du bürgst mir dafür! Und .... wie wirst du es anstellen?"

„Daran denke ich eben, Herr. Es ist ein Glück, daß das Haus ganz am Ende des Dorfes liegt. Wir brauchen einen Ort, wo wir uns aufhalten können, und da ist gerade nicht weit davon, mitten im Felde jenes alte öde, halb eingefallne Haus, das Haus .... Euer Gnaden werden nichts davon wissen, das Haus, das vor einigen Jahren abgebrannt ist, und da sie kein Geld hatten, es wieder aufzubauen, so haben sie's liegen lassen, und nun treiben Hexen und böse Geister ihr Wesen drin; es ist aber heute nicht Sonnabend und so lache ich über den Spuk. Die abergläubischen Bauern hier herum würden sich für alle Schätze der Welt nicht eine Nacht darin aufhalten deshalb können wir uns dort sicher festsetzen; es kommt uns Niemand ins Gehege."

„Gut, gut! und dann?"

Der Graue fing nun an seine Vorschläge zu machen, die Don Rodrigo nach allen Seiten hin untersuchte, bis sie sich endlich über die Art und Weise verständigten, wie das Unternehmen am besten zu bewerkstelligen sei; wie man den Verdacht am sichersten von sich ablenken könnte, ohne daß eine Spur auf die Urheber führe; wie man die arme Agnese am besten zum Stillschweigen bewegen könnte, und wie man den wüthenden Renzo anpacken müßte, um ihm einen solchen Schrecken einzujagen, daß ihm Hören und Sehen verginge.

Wir unterlassen es, über die weiteren Verabredungen und Schurkereien, die zum Gelingen des Hauptbubenstückes erforderlich waren, zu berichten, denn, wie der Leser sehen wird, sind sie zum Verständniß der Geschichte nicht nothwendig; auch wir sind froh, daß wir uns nicht länger damit aufhalten müssen, diese beiden Bösewichter miteinander verhandeln zu hören. Genug, als der Graue sich aufmachte, um Hand ans Werk zu legen, rief ihn Don Rodrigo noch einmal zurück. „Höre", sagte er, „wenn dir dieser verwegene Bursche heute Abend vielleicht schon in die Klauen fällt, so wär's gar nicht so übel, wenn ihm schon im Voraus eine gute Lehre gegeben würde. Die Weisung, die ihm Morgen gegeben werden soll, wird dann um so sicherer fruchten. Lauft ihm aber nicht gerade in den Weg, damit das Wichtigere darüber nicht versäumt wird; du verstehst mich."

„Lassen Sie mich nur schalten und walten, gnädiger Herr", antwortete der Graue in prahlerischem Tone, verneigte sich tief und ging mit dienstfertiger Eile ab. Der Morgen wurde mit Erkundigungen hingebracht. Jener falsche Bettler, der sich auf die erwähnte Art bei Agnese ins Haus geschlichen hatte, war kein Anderer gewesen, als der Graue, der mit eigenen Augen den Grund und Boden hatte kennen lernen wollen; die falschen Wanderer waren seine Spießgesellen, für welche, um unter seiner Aufsicht zu handeln, eine oberflächliche Kenntniß des Orts hinreichte.

Sobald alle nach dem Schlosse zurückgekehrt waren, legte der Graue Rechenschaft ab, entwarf den Plan des ganzen Unternehmens noch einmal, setzte ihn fest, vertheilte die Rollen und richtete alle gehörig ab.

Dies alles konnte aber nicht gesponnen werden, ohne daß jener alte Diener, der mit guten Augen und Ohren sah und hörte, nicht gemerkt hätte, daß hier etwas Wichtiges vor sich gehe. Er horchte, er fragte, schnappte hier und da ein Wort auf, das er sich auf seine Weise auslegte, und so kam er endlich ins Klare darüber, was in der Nacht ausgeübt werden sollte. Die Dunkelheit brach aber schon an, und ein kleiner Vortrab des Gesindels hatte sich schon herausgemacht, um sich in jenem alten Gemäuer auf die Lauer zu legen. Der arme Alte fühlte sehr wohl, welch ein gefährliches Spiel er spielte, und wenn er auch fürchtete, daß er mit seiner Hülfe vielleicht schon zu spät komme, so wollte er doch nichts unversucht lassen und das Seinige thun. Unter dem Vorwande, ein wenig frische Luft zu schöpfen, ging er aus und eilte über Hals über Kopf nach dem Kloster, um Bruder Cristoforo die versprochenen Nachrichten zu überbringen. Bald nachher brachen auch die andern Bravi auf und gingen einzeln oder zu zweien, um nicht als ganze Bande aufzufallen, hinunter; der Graue folgte ihnen, und es blieb nur noch eine Sänfte zurück, die erst bei völliger Dunkelheit nach dem Versteck gebracht werden sollte, wie es auch geschah. Als der Haufen wieder beisammen war, schickte der Graue drei von ihnen nach dem Wirthshause des Dorfes ab; Einer sollte sich in die Hausthür stellen und beobachten, was auf

der Straße vorgehe, und abwarten, bis alle Einwohner sich zur Ruhe begeben hätten; die andern Beiden sollten hineingehen und spielen und trinken, wie lustige Kerls zu thun pflegen; dabei sollten sie sich aber auf's Spioniren legen. Der Graue blieb mit der übrigen Bande zurück und lauerte im Hinterhalte.

Der Alte trabte noch immer zu; die drei Späher waren schon auf ihrem Posten; die Sonne ging schon unter, als Renzo bei den Frauen eintrat und sagte: „Tonio und Gervaso warten draußen auf mich; ich gehe mit ihnen ins Wirthshaus zum Abendessen; und sowie das Ave Maria geläutet wird, kommen wir und holen euch. Frisch, Muth, Lucia! Alles hängt von diesem Augenblick ab!" Lucia wiederholte seufzend „Muth" mit einer Stimme, die das Wort Lügen strafte.

Als Renzo mit seinen Gefährten im Wirthshause ankam, fanden sie den einen der Mordgesellen schon als Schildwache aufgepflanzt; er stand mit untergeschlagenen Armen gegen einen Thürpfosten gelehnt und versperrte fast den Eingang; seine Geieraugen schossen bald rechts, bald links Blitze. Eine flache Mütze von dunkelrothem Sammet, schief auf dem Kopfe sitzend, bedeckte halb den Haarbüschel, der sich auf der finstern Stirn scheitelte und zu beiden Seiten in Flechten herabhing, die mit einem Kamm über dem Nacken festgesteckt waren. In der einen Hand hatte er einen dicken Knittel; eigentliche Waffen trug er scheinbar nicht; man brauchte ihm aber nur ins Gesicht zu sehen, und sogar ein Kind würde darauf gekommen sein, daß er so viele bei sich führe, als er nur lassen konnte. Als Renzo, der den Andern vorausgeeilt war, eintreten wollte, blickte ihn Jener, ohne sich zu rühren, starr an; der Jüngling aber, der jetzt jedem Streite gern ausweichen wollte, wie derjenige zu thun pflegt, der ein wichtiges Geschäft vor hat, that, als bemerke er ihn nicht, und sagte auch nicht einmal: Macht Platz! sondern er quetschte sich von der Seite bei dem lustigen Patron durch. Seine beiden Gefährten mußten dasselbe Kunststück machen, wenn sie hinein wollten. Bei ihrem Eintritt fanden sie die beiden andern Raufer, deren Stimme sie schon draußen gehört, in einer Ecke an einem kleinen Tische sitzen, „Ausruf" spielend, wobei sie alle Beide auf einmal schrieen und

bald der Eine, bald der Andere aus einer großen Flasche, die vor ihnen auf dem Tische stand, zu trinken einschenkte. Auch sie faßten die neuen Ankömmlinge ins Auge; besonders der Eine, der so eben den Mund weit aufriß und mit einem lauten „Sechs" herausplatzte, musterte unsern Renzo von oben bis unten, warf dann seinem Spielkameraden und dem an der Thür einen Blick zu, den diese durch ein Kopfnicken beantworteten. Renzo sah unschlüssig seine beiden Gäste an, als wollte er auf ihren Gesichtern eine Meinung über diese auffallenden Gestalten lesen; sie verriethen aber nur eine tüchtige Eßlust. Der Wirth stand vor ihm, als ob er seine Befehle erwarte; Renzo trat mit ihm in ein Nebenzimmer und bestellte ein Abendessen.

Als der Wirth mit einem großen Tischtuche unterm Arm und einer Flasche in der Hand zurückkehrte, fragte er ihn leise: „Wer sind die Fremden?"

„Ich kenne sie nicht", antwortete dieser und breitete das Tischtuch aus.

„Wie? auch nicht Einen kennt Ihr?"

„Ihr wißt wohl", fing er wieder an und strich mit beiden Händen das Tischtuch glatt, „Ihr wißt wohl, die erste Vorschrift unseres Gewerbes ist, sich nicht um die Angelegenheiten Anderer zu kümmern; das erstreckt sich sogar bis auf unsere Weiber, auch die sind nicht neugierig. Man würde auch bald reif sein, bei so vielen Leuten, die bei uns aus- und eingehen, wie in einem Seehafen, wenn die Zeiten darnach sind, will ich sagen; wir sind aber immer vergnügt, denn es kommt auch wieder eine gute Zeit. Uns genügt es, wenn die Gäste nur ordentliche Leute sind und tüchtig essen und trinken, was sie sonst thun und treiben, das geht uns nichts an. Jetzt werde ich Euch gleich eine Schüssel Fleischklöße bringen, wie Ihr sie in euerm Leben noch nicht gegessen habt."

„Wie könnt Ihr wissen . . .?" nahm Renzo das Wort; aber der Wirth war schon auf dem Wege nach der Küche und ließ sich nicht stören. Während er dort die Fleischklöße aus dem Tiegel nahm, schlich jener Bravo, der unsern Jüngling so scharf auf's Korn genommen hatte, leise an ihn heran und flüsterte: „Wer sind die Fremden?"

„Ehrliche Leute hier aus dem Dorfe", antwortete der Wirth.

„Recht gut; aber wie heißen sie denn? wer sind sie?" fragte der Andere wieder in zudringlichem, unhöflichem Tone.

„Der eine heißt Renzo", erwiederte der Wirth leise, „ein guter, ordentlicher Junge, ein Seidenspinner, der sein Handwerk versteht. Der andere ist ein Bauer und heißt Tonio: ein flotter Bursche; schade, daß er nicht viel hat; der dritte ist ein Tölpel, der sich gern füttern läßt. Mit Erlaubniß." Und mit einem Satze sprang er zwischen dem Bratofen und dem Fragenden aus der Küche und trug die Schüssel herein.

„Wie könnt Ihr wissen", begann Renzo wieder, „daß das ordentliche Leute sind, wenn Ihr sie nicht kennt?"

„Das Benehmen, mein Lieber; aus dem Benehmen erkennt man den Menschen! Die Leute, die ein Glas Wein trinken, ohne darüber zu schimpfen, die ihre Rechnung ohne weiteres bezahlen, die nicht gleich Zank und Streit mit den andern Gästen anfangen, und die, wenn sie Einem einen Messerstich versetzen wollen, ihm draußen, weit ab vom Wirthshause auflauern, damit der arme Wirth nicht übel dabei fährt, das sind die ordentlichen, die rechtschaffenen Leute. Besser ist es freilich, wenn man die Leute so gut kennt, wie wir uns kennen. Aber, was Teufel, wie kommt Ihr mit einem Male auf solche Einfälle, da Ihr Bräutigam seid und doch ganz andere Dinge im Kopfe haben müßtet? und bei diesen Fleischklößen, mit denen man einen Todten wieder auferwecken könnte?" Mit diesen Worten ging er wieder in die Küche.

Beim Abendessen ging's nicht sehr lustig zu. Die beiden Eingeladenen hätten es sich gern gut schmecken lassen; Renzo aber hatte keinen Appetit; er war verdrießlich und hatte seinen Kopf von all den Dingen voll, die der Leser schon kennt, und da ihn auch das seltsame Benehmen der Unbekannten beunruhigte, so konnte er die Stunde des Aufbruchs nicht erwarten. Man flüsterte sich heimlich zu, und dies waren auch nur halbe frostige Worte. „Es ist doch herrlich", platzte auf einmal Gervaso los, „daß Renzo sich verheirathen will und dazu . . ." Renzo sah ihn ärgerlich an. „Willst du wohl das Maul halten, du Dummkopf!" sagte Tonio und begleitete diesen Titel mit einem kräftigen

Ellenbogenstoß. Die Unterhaltung gerieth immer mehr ins Stocken. Renzo, der sehr mäßig war, schenkte seinen beiden Zeugen sehr vorsichtig ein, so daß er ihnen ein wenig Muth machte, ohne sie von Sinnen kommen zu lassen. Nachdem alles verzehrt war und derjenige, der sich am wenigsten gütlich gethan, die Zeche bezahlt hatte, mußten alle Drei noch einmal bei jenen Fratzen vorüber, die wieder nur ihr Augenmerk auf Renzo richteten. Als er einige Schritte von dem Wirthshause entfernt war, sah er sich um und bemerkte, daß die Beiden, die er in der Küche sitzend verlassen hatte, ihm folgten. Er blieb mit seinen beiden Gefährten stehen, als ob er sagen wollte: Laßt doch einmal sehen, was die da von mir wollen. Als die Beiden sich aber beobachtet sahen, standen sie ebenfalls still, sprachen heimlich mit einander und kehrten wieder um. Wenn Renzo ihre Worte hätte verstehen können, so würden sie ihm sehr seltsam vorgekommen sein. „Es wäre aber doch eine große Ehre, das Trinkgeld gar nicht zu rechnen", sagte einer der Banditen, „wenn wir zu Hause erzählen könnten, daß wir ihm hier so in aller Stille den Garaus gemacht haben und ohne daß der Herr Graue uns dabei geholfen hätte."

„Und wenn wir die Hauptsache damit verderben?" antwortete der Andere. „Gieb Acht! er hat schon Wind von der Geschichte; er steht still und sieht sich nach uns um. Ja, wenn's später wäre! Wir wollen wieder hineingehen, um keinen Verdacht zu erwecken. Sieh, es kommen von allen Seite Leute; wir wollen sie erst alle ins Nest kriechen lassen."

Man hörte wirklich jenes Gewimmel und Gesumse, das Abends in einem Dorfe zu herrschen pflegt und das wenige Augenblicke später der feierlichen Stille der Nacht weicht. Die Weiber kamen vom Felde, trugen die kleinen Kinder auf dem Buckel und führten die größeren an der Hand, die sie das Abendgebet hersagen ließen. Die Männer kehrten mit Spaten und Hacken auf den Schultern heim. Wenn die Hausthüren aufgingen, sah man hier und da Feuer brennen, das zur Bereitung der kärglichen Abendmahlzeiten angezündet war. Auf der Straße hörte man Grüße austauschen; kurze traurige Gespräche über die schlechte Ernte und über die herrschende Armuth; durch alle diese Worte

hindurch vernahm man die gleichmäßigen, helltönenden Schläge der Glocke.

Als Renzo bemerkte, daß die beiden frechen Kerle den Rückzug genommen hatten, setzte er seinen Weg in der zunehmenden Dunkelheit fort und gab mit leiser Stimme bald diesem, bald jenem der beiden Brüder noch die eine oder die andere gute Lehre. Als sie in Lucia's Häuschen anlangten, war es völlig Nacht geworden.

Die Zeit, die zwischen dem ersten Gedanken eines gräßlichen Unternehmens und seiner Ausführung liegt, ist ein Traum voll Angst und Schrecken, hat ein Unglücklicher gesagt, der nicht ohne Geist war. Lucia schwebte seit mehreren Stunden in der Angst eines solchen Traumes; und Agnese, selbst Agnese, die Rathgeberin war nachdenkend und suchte mühsam nach Worten, um der Tochter Muth einzuflößen. Denn in dem Augenblicke des Anfeuerns und in dem Augenblick, wo Hand an's Werk gelegt werden soll, ist die Seele ganz und gar verwandelt. Dem Schrecken und dem Muthe, die in ihr mit einander rangen, folgt ein anderer Schrecken, ein anderer Muth; das Unternehmen stellt sich der Seele in einem ganz andern Lichte dar; was anfangs am meisten erschreckte, scheint plötzlich leicht geworden; oftmals wächst aber auch das Hinderniß, das man vorher kaum beachtet hatte, riesengroß an; die Einbildungskraft weicht entsetzt davor zurück; die Glieder versagen den Dienst, und das Herz vergißt alle Versprechungen, die es so fest und zuversichtlich gegeben hat. Bei Renzo's leisem Pochen überfiel Lucia eine solche Seelenangst, daß sie in diesem Augenblicke lieber alles zu erdulden beschloß, lieber für immer von ihm getrennt sein wollte, als den gefaßten Entschluß ausführen; nachdem er sich aber gezeigt und gesagt hatte: „Hier bin ich, laßt uns gehen!" — nachdem alle zum Aufbruch, wie zu einem unabänderlichen Verhängniß, bereit waren, da hatte sie weder Zeit noch Muth Einwendungen zu machen; sie faßte zitternd einen Arm der Mutter, einen Arm des Verlobten und setzte sich mit der abenteuerlichen Gesellschaft in Bewegung.

Ohne einen Laut von sich zu geben, traten sie in der Dunkelheit behutsamen Schrittes aus dem Hause und gingen sogleich zum Dorfe hinaus. Der kürzeste Weg wäre der mitten durch's

Dorf gewesen, der gerade bis in das Haus Don Abbondio's führte; sie wählten aber jenen andern, um nicht gesehen zu werden. Durch enge Pfade, zwischen Gärten und Feldern kamen sie bei dem Hause an; hier trennten sie sich. Die beiden Verlobten verbargen sich hinter einer Ecke desselben, Agnese mit ihnen, jedoch etwas weiter nach vorn, um zu rechter Zeit Perpetua abzufassen und sie in Beschlag zu nehmen; Tonio mit dem Tölpel Gervaso, der nichts aus sich selbst zu thun wußte, und ohne den man doch nichts anfangen konnte, traten dreist an die Thür und klopften.

„Wer ist so spät noch da?" rief eine Stimme vom Fenster, das in diesem Augenblick geöffnet wurde; es war Perpetua's Stimme. Krank ist doch Niemand, so viel ich weiß. Ist denn ein Unglück geschehen?"

„Ich bin's", antwortete Tonio, „und mein Bruder, wir müssen den Herrn Pfarrer sprechen."

„Ist das eine Beichtstunde?" sagte Perpetua barsch. „Seid ihr gescheidt? Kommt morgen wieder."

„Hört, Perpetua, ich weiß nicht, ob ich wiederkommen kann; ich habe gewisse Gelder eingenommen und bin hier, um die kleine Schuld abzumachen, von der Ihr wißt. Ich habe hier fünfundzwanzig schöne neue Berlinghen; wenn's aber nicht angeht, keine Sorge drum; sie werden schon ihren Mann finden, und wenn ich noch einmal so viele zusammen kriege, will ich wieder kommen."

„Wartet, wartet! ich bin gleich wieder da. Warum kommt Ihr aber so spät?"

„Ich bin einmal hier, und wenn es Euch nicht gefällt zu öffnen, so gehe ich wieder ab."

„Nein, nein, wartet einen Augenblick, ich hole nur Antwort."

Mit diesen Worten schloß sie das Fenster. Zugleich verließ Agnese die Verlobten und sagte leise zu Lucia: „Muth! es ist ein Augenblick, als wenn man sich einen Zahn ausreißen läßt." Darauf ging sie zu den beiden Brüdern an die Thür und begann mit Tonio zu schwätzen, so daß Perpetua, wenn sie käme um zu öffnen, und sie sähe, glauben sollte, daß sie sich zufällig hier am Hause getroffen hätten und daß Tonio sie aufgehalten habe.

Achtes Kapitel.

— Carneades! Wer war der? — fragte sich Don Abbondio auf seinem Lehnstuhle in einem der oberen Zimmer, mit einem aufgeschlagenen Büchelchen vor sich, als Perpetua eintrat und ihm die frohe Botschaft brachte. — Carneades! Mir ist, als hätte ich den Namen schon irgendwo gelesen oder gehört; es muß ein kluger Mann gewesen sein, ein großer Gelehrter des Alterthums; der Name deutet darauf hin; aber wer war denn dieser Teufelskerl? So weit war der arme Mann von der Ahnung des Ungewitters entfernt, das sich über seinem Haupte zusammenzog! Wer war dieser Teufelskerl? — In diesem Augenblick trat Perpetua ein und kündigte Tonio's Besuch an.

„So spät?" fragte auch Don Abbondio.

„Was soll geschehen? Es sind freilich ungeschliffene Burschen; wenn Sie ihn aber jetzt nicht beim Fittich kriegen . . ."

„Freilich, wenn ich ihn jetzt fliegen lasse, wer weiß, wann er sich wieder fangen läßt! Laß ihn kommen . . . . He! bist du auch ganz sicher, daß es Tonio ist?"

„Zum Teufel auch!" antwortete Perpetua, ging hinunter, öffnete die Thür und sagte: „Wo seid ihr?" Tonio trat zu ihr hin; zugleich kam aber auch Agnese hervor und rief Perpetua beim Namen.

„Guten Abend, Agnese", sagte Perpetua: „Woher kommt Ihr so spät noch?"

„Ich komme von . . ." sie nannte ein benachbartes Dörfchen. „Und wißt . . . . ", fuhr sie fort, „ich habe mich nur Euretwegen so lange dort aufgehalten."

„Ei warum denn?" fragte Perpetua und fuhr zu den beiden Brüdern gewendet fort: „Tretet nur immer ein, ich komme auch gleich."

„I so ein Weibstück", nahm Agnese wieder das Wort, „das von nichts weiß, aber doch immer mitreden will; Ihr werdet's gar nicht glauben: die behauptete steif und fest, Ihr hättet Beppo Suola-

vecchia und Anselmo Lunghina nur darum nicht geheiratet, weil sie Euch nicht gewollt hätten. Ich bestand aber darauf, daß Ihr ihnen den Laufpaß gegeben habt ..."

„Gewiß. O die Lügnerin! Die Erzlügnerin! wie heißt sie denn?"

„Fragt mich nicht weiter, ich will kein Unheil stiften."

„Ihr werdet sie mir schon nennen, Ihr müßt sie mir nennen, diese freche Lügnerin!"

„Laßt es gut sein .... Ihr glaubt nicht, wie es mich geärgert hat, daß ich die ganze Geschichte nicht genau wußte, um ihr das Lästermaul gehörig zu stopfen."

„Wie sie nur so unverschämt lügen konnte", rief Perpetua, „denn was Beppo betrifft, so weiß es die ganze Welt und Jedermann hat's sehen können .... He, Tonio! lehnt die Thür nur an und geht immer hinauf, ich komme nach."

„Ja", antwortete Tonio von innen, und Perpetua fuhr in ihrer leidenschaftlichen Erzählung fort.

Don Abbondio's Thür gegenüber, zwischen zwei kleinen Häuschen, führte ein schmaler Weg in die Felder. Auf diesen lenkte Agnese ihre Schritte und that, als wollte sie nur ein wenig bei Seite treten, um freier reden zu können; Perpetua folgte ihr. Als sie um die Ecke gebogen waren, von wo aus man nicht mehr sehen konnte, was sich vor dem Hause Don Abbondio's zutrug, hustete Agnese laut. Dies war das Signal; Renzo verstand es und ermuthigte Lucia durch eine Umarmung. Beide kamen dann aus ihrem Versteck hervor und schlichen leise auf den Fußspitzen die Mauer entlang, kamen an die Thür, die sie behutsam öffneten, und traten in den Hausflur, wo die beiden Brüder sie schon erwarteten. Renzo schob die Thür ganz leise wieder heran, und nun stiegen alle Vier die Treppe hinauf. Als sie oben waren, traten die beiden Brüder an die Stubenthür, die seitwärts von der Treppe war; die Verlobten drückten sich an die Wand.

„Deo gratias", sagte Tonio mit lauter Stimme.

„Tonio, herein", rief Don Abbondio.

Der Gerufene öffnete die Thür kaum so weit, daß er mit seinem Bruder zugleich eintreten konnte. Der Lichtschein, der

plötzlich durch die Oeffnung die Dunkelheit erhellte, ließ Lucia erbeben, als ob sie entdeckt wäre. Die beiden Brüder traten ein, und Tonio machte die Thür hinter sich zu. Die Verlobten blieben regungslos im Dunkeln stehen, horchten und hielten den Athem an sich; Lucia's Herzklopfen war das stärkste Geräusch.

Don Abbondio saß, wie wir schon gesagt haben, bei einer matt brennenden kleinen Lampe auf einem alten Lehnstuhle, in einen langen, weiten Mantel gewickelt, den Kopf mit einem alten Sammetkäppchen bedeckt. Zwei dicke Büschel Haare, die aus dem Käppchen hervorkamen, ein Paar dicke Augenbrauen und ein dicker grauer Schnurbart, ein dicker grauer Haarwuchs am Kinn, der sich fast über das ganze braune, runzlichte Gesicht verbreitete, ließen sich mit beschneitem Buschwerk vergleichen, das bei Mondenschein an einem Felsabhang hervorragt.

„Ah, Ah!" — war sein Gruß, indem er sich die Brille abnahm und sie zu dem Büchelchen legte.

„Der Herr Pfarrer werden sagen, daß ich spät gekommen bin", sagte Tonio und verneigte sich, was auch, nur noch plumper, Gervaso that.

„Freilich ist es spät, spät in jeder Hinsicht. Ihr wißt doch, daß ich krank bin?"

„O, das thut mir leid."

„Ihr werdet davon gehört haben; ich bin krank und ich weiß nicht, wann ich mich werde sehen lassen können .... aber warum habt Ihr denn den ... den jungen Burschen da bei Euch?"

„Nur zur Gesellschaft, Herr Pfarrer."

„Nun gut; laßt sehen."

„Hier sind fünfundzwanzig blanke Berlinghen, mit dem heiligen Ambrosius zu Pferde", sagte Tonio und nahm ein Päckchen aus der Tasche.

„Laßt sehen", antwortete Don Abbondio und nahm das Päckchen, setzte die Brille wieder auf, öffnete es, zog die Berlinghen heraus, kehrte sie um, zählte sie, kehrte sie wieder um und fand alles in Richtigkeit.

„Nun, Herr Pfarrer, geben Sie mir auch die Halskette meiner Tecla wieder zurück."

„Das ist nicht mehr wie recht", war Don Abbondio's Antwort; darauf trat er an einen Schrank, zog einen Schlüssel aus der Tasche, sah sich ringsum, als wollte er die Blicke der Anwesenden hüten, öffnete ihn, stellte sich dicht davor, steckte den Kopf hinein um zu sehen, griff mit der einen Hand nach dem Halsbande, nahm es heraus, schloß den Schrank wieder und überreichte es Tonio, indem er sagte: „Seid Ihr nun zufrieden?"

„Jetzt sein Sie noch so gütig, Herr Pfarrer, und geben Sie mir etwas schwarz auf weiß."

„Auch das noch!" sagte Don Abbondio, „sie wissen mit allem Bescheid. Ei, wie die Menschen doch jetzt mißtrauisch geworden sind! Traut Ihr mir denn nicht?"

„Wie, Herr Pfarrer! ob ich Ihnen traue? Sie thun mir Unrecht. Nur weil mein Name in Ihrem garstigen Buche als Schuldner steht .... Sie haben sich doch nun schon einmal die Mühe gemacht ihn einzuschreiben; nur darum .... es ist auf Leben und Sterben ...."

„Gewiß, gewiß", unterbrach ihn Don Abbondio und zog brummend einen Tischkasten auf, nahm Papier, Feder und Dintenfaß heraus, fing an zu schreiben und wiederholte mit lauter Stimme die Worte, wie sie ihm aus der Feder flossen. Unterdessen stellte sich Tonio und auf seinen Wink auch Gervaso gerade vor den Tisch, so daß sie dem Schreibenden die Aussicht nach der Thür benahmen, und schurrten Beide wie vor Ungeduld mit den Füßen am Boden, um den Verlobten draußen das Zeichen zu geben, einzutreten und zugleich das Geräusch ihrer Fußtritte unhörbar zu machen. Don Abbondio, ganz in sein Schreiben vertieft, sah und hörte nichts. Bei dem Geräusch der vier Füße faßte Renzo Lucia's einen Arm, drückte ihn an sich, um ihr Muth zu machen, und schritt vorwärts, indem er sie nach sich zog, denn allein war sie nicht im Stande zu gehen. Ganz leise auf den Zehenspitzen traten sie ein und stellten sich hinter die beiden Brüder. Indem war Don Abbondio mit seinem Schreiben fertig geworden, er las es noch einmal aufmerksam durch, ohne die Augen von dem Papier zu erheben, faltete es und sagte: „Nun werdet Ihr doch beruhigt sein?" Zugleich nahm er mit der einen

Hand die Brille von der Nase, mit der andern reichte er Tonio das Blatt hin und erhob das Gesicht. Tonio streckte die Hand nach dem Papiere aus und trat dann nach der einen Seite zurück, Gervaso auf seinen Wink nach der andern, und als ob die Scene sich verwandle, standen Renzo und Lucia plötzlich in der Mitte da. Don Abbondio blickte sie verwirrt an, erkannte sie, erschrak, staunte, wollte wüthend werden, besann sich wieder und faßte einen Entschluß; alles dies, während Renzo die Worte sprach: „Herr Pfarrer, vor diesen Zeugen hier erwähle ich diese zu meinem Weibe.“ Seine Lippen hatten sich aber noch nicht geschlossen, als Don Abbondio schon die Quittung hatte fallen lassen, mit der Rechten nach der Lampe griff, mit der Linken nach der Tischdecke, die er wüthend an sich riß, Buch, Papier, Dintenfaß und Sandbüchse zu Boden warf, über Stuhl und Tisch wegspringend auf Lucia losfuhr. Die Arme hatte mit ihrer sanften Stimme kaum die beiden Worte „und dieser ....“ zitternd und bebend hervorbringen können, als Don Abbondio ihr auch schon gewaltsam die Tischdecke an den Kopf und über's Gesicht geworfen hatte, wodurch er sie verhinderte, die Formel ganz auszusprechen. Und schnell ließ er die Lampe aus der andern Hand fallen, nahm diese noch zu Hülfe und umwickelte Lucia's Kopf so fest mit der Tischdecke, daß er sie fast erstickte; dann fing er aus Leibeskräften an zu schreien: „Perpetua! Perpetua! Verrath! Hülfe!“ Das flackernde Licht am Boden warf einen schwachen Schein auf Lucia, die so bestürzt war, daß sie nicht einmal versuchte, sich von der Umhüllung zu befreien; sie glich einer in Thon modellirten Bildsäule, um die der Künstler ein nasses Tuch geschlagen hat. Nachdem der letzte Schimmer des Lichtes erloschen, ließ Don Abbondio die Arme los und suchte tappend nach der Thür, die nach einem Nebenzimmer führte, fand sie, trat hinein, schloß hinter sich zu und schrie unabläßig: „Perpetua! Perpetua! Verrath! Hülfe! Heraus! Heraus!“ Es herrschte die größte Verwirrung; Renzo suchte den Pfarrer zu packen und fuhr mit den Händen herum, als spiele man Blindekuh; so kam er an die Thür, klopfte und schrie: „Oeffnen Sie, öffnen Sie, machen Sie kein solches Geschrei!“ Lucia rief Renzo mit schwacher Stimme und sagte

flehend: „Laß uns gehen, laß uns gehen, um Gotteswillen!“ Tonio kroch auf allen Vieren am Boden, um die Quittung zu finden. Gervaso schrie und sprang wie besessen umher und suchte die Thür nach der Treppe, um mit heiler Haut davon zu kommen.

Mitten in diesem Aufruhr können wir nicht unterlassen, uns einen Augenblick Ruhe zu gönnen, um eine kleine Betrachtung anzustellen. Renzo, der bei Nachtzeit in dem Hause eines Andern lärmte, der heimlich wie ein Dieb hereingeschlichen war und der den Hausherrn in seinem eigenen Zimmer belagert hielt, hatte ganz das Ansehen eines Unterdrückers; und schließlich war er doch der Unterdrückte. Don Abbondio, überfallen, in die Flucht gejagt, in seiner Ruhe gestört, schien das Opfer; und in der That war er es doch, der Unrecht that. So geht es oft in der Welt.... oder ich will sagen, so ging es im siebenzehnten Jahrhundert zu.

Da der Belagerte nun sah, daß der Feind durchaus keine Miene machte, das Feld zu räumen, so öffnete er ein Fenster, das nach dem Kirchhofe herauslag, und fing wieder an zu schreien: „Hülfe! Hülfe!“ Es war heller Mondenschein. Der Schatten der Kirche und weiter hin der lange spitze Schatten des Glockenthurms zog sich in seinen scharfen Umrissen über dem hellen Rasenplatz des Kirchhofs hin; alle Gegenstände waren deutlich zu erkennen wie am Tage. So weit aber der Blick auch reichte, es war kein lebendes Wesen zu sehen. An der Kirchmauer jedoch, gerade auf der Seite nach dem Pfarrhause hin war eine kleine Wohnung, oder vielmehr ein Loch, wo der Küster schlief. Aufgeschreckt durch das ungewöhnliche Geschrei, fuhr dieser wie toll aus dem Bett heraus, riß eines seiner kleinen Fenster auf, steckte den Kopf heraus und rief noch halb im Schlafe: „Was giebt es denn?“ „Lauft, Ambrogio! Hülfe! Es ist Gesindel im Hause!“ schrie ihm Don Abbondio zu. „Ich komme gleich“, antwortete jener, zog den Kopf zurück und schloß das Fenster wieder. Obgleich er aber noch halb im Traume und mehr als halb außer sich vor Schrecken war, so fiel ihm dennoch auf der Stelle ein Mittel ein, wodurch er mehr Hülfe schaffen konnte, als man von ihm verlangte, ohne daß er sich dabei irgend welcher Gefahr auszusetzen brauchte. Er griff nach den Beinkleidern, die auf dem Bette lagen, und nahm

sie schnell unter den Arm, wie einen Staatshut, sprang eine kleine hölzerne Treppe hinab, lief nach dem Glockenthurm, zog den Strang der größten der beiden Glocken und fing an Sturm zu läuten.

Ton, ton, ton, ton — die Bauern fahren plötzlich in ihren Betten in die Höhe; die Knechte, die auf dem Heuboden ausgestreckt liegen, horchen auf und springen empor. „Was giebts? was giebts? die Sturmglocke! Feuer? Diebe? Mörder?“ Viele Weiber bitten und beschwören ihre Männer, daheim zu bleiben und die Andern laufen zu lassen; einige stehen auf und treten ans Fenster; die Feigen thun, als geben sie den Bitten nach und verkriechen sich wieder unter die Bettdecke; die Neugierigsten und Tapfersten gehen und nehmen ihre Heugabeln und Flinten und stürzen nach dem Kirchplatz; andere blieben zurück und wollten sich die Sache erst aus der Ferne mit ansehen.

Aber ehe diese Alle noch ihre Anstalten getroffen, ehe sie noch recht munter waren, war der Lärm schon zu den Ohren anderer Leute gedrungen, die nicht weit davon noch munter und auf den Beinen waren; auf der einen Seite die Bravi, auf der andern Agnese und Perpetua.

Wir wollen zuerst in aller Kürze sagen, was jene seit dem Augenblicke, da wir sie verlassen haben, theils in dem Wirthshause, theils in dem alten Gemäuer gethan. Als jene Drei alle Thüren verschlossen und die Straßen menschenleer sahen, zogen sie eiligst ab und thaten, als ob sie die Zeit verpaßt hätten; sie machten in aller Stille die Runde um das Dorf, um sich zu überzeugen, daß alles sich zur Ruhe begeben hatte; und wirklich begegneten sie keiner lebenden Seele und hörten nicht das leiseste Geräusch. Sie schlichen auch an dem Häuschen von Lucia vorüber; es war das ruhigste von allen, weil Niemand darin war. Dann gingen sie schleunigst nach ihrem Schlupfwinkel, dem alten Gemäuer, und statteten ihrem Anführer, dem Grauen, Bericht ab. Dieser setzte sich sogleich einen großen alten Filzhut auf den Kopf, warf sich einen Pilgermantel von Wachstuch, reich mit Muscheln besetzt, um die Schultern, nahm einen Pilgerstab in die Hand und sagte: „Vorwärts denn wie tapfere Kerle; aber still und gehorsam

aufs Wort." Er ging voran, die Andern folgten, und auf einem Wege, der dem entgegen gesetzt war, den unsere kleine Schaar eingeschlagen hatte, die gleichfalls einem Kampfplatze zueilte, langten sie bald bei dem Häuschen an. Der Graue ließ den Haufen einige Schritte davon Halt machen, ging allein weiter und ließ noch einmal seine Späherblicke überall umherschweifen; da er nichts Verdächtiges entdeckte, so ließ er zwei der schlausten Kerle hervortreten und befahl ihnen, ganz sachte über die Mauer, die den kleinen Vorhof einschloß, zu steigen; und wenn sie drinnen hinabgestiegen, sollten sie sich in einem Winkel, hinter einen dichten Feigenbaum, den er am Morgen schon in Augenschein genommen, verbergen. Nachdem dies Alles abgemacht war, klopfte er ganz leise an, in der Absicht, sich für einen verirrten Pilger auszugeben, der bis zum Tagesanbruch ein Obdach suche. Niemand antwortet; er klopft stärker; kein Laut, nichts regt sich. Darauf ruft er einen dritten Schurken, läßt ihn, wie die beiden Andern in den Hof hinabklettern und befiehlt ihm, den Riegel behutsam von der Thür zurückzuschieben, um freien Durchgang zu haben. Alles wird mit großer Vorsicht und mit dem günstigsten Erfolge betrieben. Er ruft darnach die Andern, geht mit ihnen hinein und gebietet ihnen, sich bei den Ersten hinter dem Feigenbaume zu verkriechen; geräuschlos macht er den Ausgang wieder zu, stellt zwei Schildwachen auf und geht vorsichtig nach der Thür des unteren Stockwerks. Auch hier klopfte er und stand auf der Lauer, er konnte aber lange stehen. Behutsam macht er auch an dieser Thür den Riegel los, aber Keiner ruft ihm von innen zu: „Wer ist da?" Besser kann's nicht gehen, also vorwärts. „St." Er ruft die Rotte unter dem Feigenbaume, die auch sogleich auf dem Platze ist, und tritt mit ihnen in die untere Stube, wo er am Morgen so hinterlistig sich ein Stück Brod erbettelt hatte. Er zieht Schwamm, Feuerstein, Stahl und Schwefelfaden hervor, zündet eine kleine Laterne an und geht in die andere, hintere Stube, um sich zu versichern, ob Niemand da sei; es war Niemand da. Darauf geht er nach der Thür an der Treppe, späht umher, horcht. Alles öde und still. Zwei andere Schildwachen läßt er im unteren Stockwerk zurück; dann befiehlt er, daß der

sogenannte Grunzer, ein Bravo aus der Gegend von Bergamo, ihn begleite, der nur drohen, beschwichtigen und befehlen, kurz den Redner abgeben sollte, damit seine Sprache Agnesen glauben mache, der Ueberfall käme von jener Seite. Diesen also neben und die Andern hinter sich, steigt der Graue sachte hinauf und verwünscht in seinem Herzen jede Stufe, die knarrt und jeden Fußtritt seiner Bande, der Geräusch macht. Endlich ist er oben. Hier muß der Hase liegen. Er drückt sanft an die Thür, die zu der ersten Stube führt; sie giebt nach, und er sieht durch die Oeffnung, daß alles finster ist. Er horcht, ob innen irgend Einer schnarcht, athmet oder sich bewegt; nichts regt sich. Also vorwärts! Er hält sich die Laterne vor das Gesicht, um zu sehen, ohne gesehen zu werden, sperrt die Thür weit auf, sieht ein Bett, geht drauf los. Das Bett ist gemacht und unberührt, die weiße Decke darüber bis über die Kopfkissen ausgebreitet. Er zuckt die Achseln und giebt den Gefährten durch einen Wink zu verstehen, daß er in der andern Stube nachsehen will, und daß sie ihm sachte folgen sollen; er tritt hinein, durchsucht alles und findet dasselbe. „Zum Teufel, was ist das?“ sagt er darauf laut, „hat irgend ein verrätherischer Hund den Spion gespielt?“ Sie fingen nun noch einmal an, mit weniger Vorsicht jeden Winkel zu durchstöbern und kehrten dabei das ganze Haus zu unterst zu oberst. Während nun diese hier eine solche Arbeit vor hatten, hörten die Beiden, die vor der Thüre an der Straße Wache hielten, ein Getrampel eiliger Schrittchen, die immer näher kommen; sie bilden sich ein, der Nachtschwärmer, wer er auch sei, wird geradewegs vorüber ziehen, und in diesem guten Wahne verhalten sie sich ruhig. Die Schrittchen sind ganz nahe und machen gerade vor der Thüre Halt. Es war Menico, der in vollem Laufe ankam; Pater Cristoforo sandte ihn zurück, um die beiden Frauen zu benachrichtigen, daß sie sich um des Himmels willen sogleich aus dem Hause fortmachen sollten und sich ins Kloster flüchten, weil .... den Grund kennen wir. Er faßt an die Klinke, um zu öffnen und fühlt, wie sie ihm lose und zerbrochen in der Hand wackelt. — Was ist das? — denkt er und drückt erschrocken gegen die Thüre, die aufgeht. Menico thut mißtrauisch einen Schritt hinein, und auf einmal fühlt er sich

an beiden Armen zugleich gepackt, und rechts und links sagte ihm eine Stimme in leisem, drohendem Tone: „Sei still, oder du bist des Todes.“ Er aber stößt einen Schrei aus. Einer der beiden Banditen hält ihm mit seiner dicken Faust den Mund zu, der Andere zieht ein Messer hervor, um ihm Furcht einzujagen; der arme Junge zittert am ganzen Leibe und wagt keinen Schrei mehr; dagegen ertönt plötzlich und in ganz anderem Tone, der erste jener Glockenschläge, dem ein unaufhörliches Sturmgeläute folgt.

Wer sündigt, der fürchtet, sagt ein Mailändisches Sprüchwort. Dem einen wie dem andern Schurken fällt's auf die Seele, als hörte er in den Glockenschlägen seinen Namen rufen; sie lassen den Knaben los, sperren Mund und Nase auf, glotzen einander an und stürzen nach dem Hause, wo der stärkste Theil der Bande war. Menico macht sich durch und läuft was er kann nach dem Glockenthurme zu, wo doch nach seiner Meinung irgend ein menschliches Wesen sein müßte. Auf die andern Schurken, die das ganze Haus auf einen andern Fleck stellten, machen die furchtbaren Glockentöne denselben Eindruck; verwirrt und fassungslos rennt Einer den Andern um; ein Jeder sucht auf dem kürzesten Wege die Thür zu erreichen. Sie waren zwar erprobte Kerle, gewohnt, die Stirn zu bieten; einer Gefahr aber, die ihnen so unversehens über den Hals kam, vermochten sie nicht Stand zu halten. Der Graue mußte sein ganzes Ansehen und seine ganze Ueberlegenheit aufbieten, um sie zusammen zu halten, damit ihr Rückzug nicht eine Flucht würde. Gleich einem Hunde, der eine Heerde Schweine hütet, bald hier, bald da denen nachsetzt, die davon laufen, das eine mit den Zähnen bei den Ohren packt und in die Heerde zurückzerrt, ein anderes mit der Schnauze stößt, und noch ein anderes, das eben aus der Reihe läuft, wieder hinein bellt; so faßte der Pilger einen von denen, der schon den Fuß auf die Schwelle setzte, beim Schopfe und riß ihn zurück, jagte zwei Andere, die sich auch eben durchmachen wollten, mit dem Pilgerstabe wieder hinein, schrie den Uebrigen, die sinnlos hin und her liefen, so lange zu, bis er sie Alle endlich mitten in dem kleinen Hofe wieder beisammen hatte. „Halt! erst die Pistolen zur Hand, die Messer stoßfertig. Alle zusammen brechen wir auf, so gehört

es sich. Wer wollte es wagen, es mit uns aufzunehmen, wenn **wir** zusammen halten, ihr Dummköpfe? Lassen wir uns aber **einzeln** erwischen, so können uns sogar die Bauern überfallen. Schämt euch! Mir nach, und keiner aus der Reihe!" Nach dieser **kurzen** Anrede stellte er sich an die Spitze und ging voran. Das Haus, wie wir schon gesagt haben, lag am Ende des Dorfes; der Graue schlug einen Weg ein, der außerhalb desselben lag, und Alle folgten gehorsam seiner Führung.

Wir überlassen sie für jetzt ihrem Schicksal und suchen die beiden Frauen wieder auf. Agnese war darauf bedacht gewesen, Perpetua so weit als möglich von Don Abbondio's Wohnung entfernt zu halten, und bis auf einen gewissen Punkt hatte sie ihre Absicht auch erreicht. Aber plötzlich erinnerte sich die Haushälterin, daß die Thür offen geblieben und wollte zurück gehen. Dem war nicht zu widersprechen. Um keinen Verdacht zu erregen, mußte Agnese mit ihr umkehren und zurückgehen; so oft sie aber merkte, daß dieselbe bei der Erzählung der zu Wasser gewordenen Heirathen in Hitze gerieth, suchte sie sie aufzuhalten. Sie spielte die eifrigste Zuhörerin, und um ihre gespannte Aufmerksamkeit zu zeigen, oder um das Gespräch wieder recht in Gang zu bringen, sagte sie von Zeit zu Zeit: „Ganz gewiß, nun geht mir ein Licht auf; vortrefflich; es ist klar wie die Sonne; und wie wurde es hernach? Und er? Und Ihr?" Zu gleicher Zeit aber führte sie ein anderes Gespräch mit sich selbst. — Ob sie wohl jetzt schon heraus sein mögen? Oder ob sie noch drinnen sind? Was sind wir alle Drei für Dummköpfe gewesen, daß wir nicht irgend ein Zeichen verabredet haben, um mir anzuzeigen, wie sie mit der Sache fertig geworden sind? ob sie einen glücklichen Ausgang genommen hat? Es war eine schwere Aufgabe! ein kühnes Unternehmen! aber es ist nun einmal geschehen; jetzt ist nichts Besseres zu thun, als diese so lange hier festzuhalten als ich nur kann; im schlimmsten Falle kostet es einige Minuten Zeit. — Indem sie so bald still standen, bald weiter gingen, waren sie Don Abbondio's Wohnung immer näher gekommen, die sie aber wegen der Ecke nicht sehen konnten; Perpetua war gerade bei einem sehr wichtigen Punkt ihrer Erzählung, und hatte sich, ohne es gewahr

zu werden, doch von Agnese aufhalten lassen, als man plötzlich durch die leere, regungslose Luft und durch die weite Stille der Nacht jenen ersten, Mark und Bein erschütternden Schrei Don Abbondio's: „Hülfe! Hülfe!" erschallen hörte.

„Barmherzigkeit! Was ist geschehen?" schrie Perpetua und wollte davon laufen.

„Was giebts? was giebts?" sagte Agnese und hielt sie am Rocke fest.

„Barmherzigkeit! habt Ihr's denn nicht gehört?" erwiederte jene sich losreißend.

„Was giebts denn? was giebts denn?" wiederholte Agnese und ergriff sie beim Arme.

„Teufelsweib!" schrie Perpetua, stieß sie zurück und lief davon. Gleich darauf hörte man aus der Ferne Menico's Geheul.

„Barmherzigkeit!" schreit nun auch Agnese und galoppirt hinter der Andern her. Sie hatten Beide kaum die Füße vom Boden erhoben, als die Glocke zu läuten begann: ein Schlag, ein zweiter, ein dritter und so fort; es würden Sporen für sie gewesen sein, wenn sie deren bedurft hätten. Perpetua kam eine Minute früher an; indem sie aber die Hand an die Thür legt und sie aufstoßen will, wird diese schon von Innen aufgerissen, und entgegen treten ihr auf der Schwelle Tonio, Gervaso, Renzo und Lucia, die mit einem Satze die Treppe herunter waren, und als sie die furchtbaren Glockenschläge hören, schnell die Flucht ergreifen, um sich in Sicherheit zu bringen.

„Was giebts? was giebts?" fragte keuchend Perpetua die Brüder, welche die Frage mit einem derben Stoße beantworteten und sich aus dem Staube machten. „Und ihr! Wie? Was wollt ihr hier?" fragte sie darauf das andere Paar, als sie es erkannt hatte. Aber auch diese machten sich durch, ohne ihr Rede zu stehen. Perpetua fragte nicht weiter, trat hastig in die Hausflur und lief so schnell sie es in der Finsterniß vermochte, nach der Treppe, um Dem zu Hülfe zu eilen, der ihrer am meisten bedurfte.

Die beiden Verlobten, die Brautleute geblieben waren, stießen sogleich auf Agnese, die voll Angst und Sorge dastand. „Ach,

seid ihr da!" brachte sie mühsam heraus. „Wie ist es abgelaufen? Was bedeutet das Läuten? mir ist, als hätte ich gehört . . ."

„Nach Hause, nach Hause", sagte Renzo, „ehe sich hier Leute versammeln." Und sie machten sich auf den Weg. Menico kam ihnen gerade entgegen gelaufen; er erkennt sie, bleibt vor ihnen stehen, und noch an allen Gliedern wie ein Espenlaub zitternd, sagt er mit halberstickter Stimme: „Wo wollt ihr hin? Zurück, zurück! Dorthin, nach dem Kloster!"

„Bist du es, . . .?" fing Agnese an.

„Was ist geschehen?" fragte Renzo.

Lucia stand zitternd ohne Fassung da und schwieg.

„In euer Haus ist der Teufel gefahren", fing Menico athemlos wieder an. „Ich habe ihn gesehen; sie haben mich ermorden wollen; Pater Cristoforo hat es gesagt; und Ihr auch, Renzo, sollt gleich mitkommen, hat er gesagt; und hernach habe ich den Teufel wirklich mit eigenen Augen gesehen; Gottlob, daß ich euch hier Alle treffe! Wenn wir erst draußen sind, will ich euch Alles sagen."

Renzo, der noch am wenigsten den Kopf verloren hatte, sah ein, daß man schnell einen Weg hier oder dorthin einschlagen müßte, ehe die Leute zusammenliefen, und daß das Sicherste war, zu thun was Menico rieth, oder vielmehr mit so schrecklicher Gewalt befahl. Unterwegs dann, außerhalb der Gefahr, konnte man von dem Knaben eine deutlichere Erklärung verlangen. „Geh voran", sagte er zu ihm; „wir folgen ihm", sagte er zu den Frauen. Sie kehrten um, eilten der Kirche zu, liefen über den Kirchhof, wo glücklicherweise noch keine Seele zu sehen war, und schlugen ein Gäßchen zwischen der Kirche und dem Pfarrhause ein. Dann gings über die Hecken fort, quer durch die Felder.

Sie hatten vielleicht noch keine fünfzig Schritte zurückgelegt, als auch schon Leute nach dem Kirchplatze liefen und der Haufe mit jedem Augenblick größer wurde. Einer sah den Andern an; jeder hatte eine Frage; keiner eine Antwort. Die ersten Ankömmlinge liefen nach der Kirchthür; sie war verschlossen. Sie liefen von Außen nach dem Glockenthurm, und Einer von ihnen hielt den Mund an eine Oeffnung, an eine Art Schußloch und

schrie hinein: „Zum Teufel, was ist denn los?" Als Ambrogio eine bekannte Stimme hörte, ließ er den Strang los, und da das Gesumse ihm verrieth, daß eine Menge Volks schon herbeigeströmt sei, so antwortete er: „Ich mache gleich auf." Schnell zog er das Kleidungsstück an, das er unter dem Arm getragen hatte, ging von innen nach der Kirchthür und öffnete sie.

„Was soll denn das Getöse bedeuten? — Was ist los? — Wo ists denn? — Wer denn? —"

„Wie, wer's ist?" sagte Ambrogio und hielt mit einer Hand die Thür, mit der andern die Hose, die er so eilig angezogen hatte, „wißt ihr es denn nicht? Im Hause des Pfarrers sind sie. Hinauf, Kinder, Muth, zu Hülfe!"

Sie wenden sich alle dem Hause Don Abbondio's zu, sie drängen Alle dorthin, sie schauen hinauf, sie horchen: Alles still. Andere laufen vorn nach der Hausthür; sie ist verschlossen und unversehrt. Sie schauen auch hier hinauf; alle Fenster sind geschlossen; kein Laut ist zu hören.

„Wer ist denn drinnen? — Holla! he! — Herr Pfarrer! — Herr Pfarrer!"

Don Abbondio hatte kaum die Flucht seiner Peiniger bemerkt, als er auch vom Fenster zurücktrat und es wieder schloß. In diesem Augenblicke zankte er leise mit Perpetua, daß sie ihn in solcher Bedrängniß allein gelassen habe; er mußte aber wieder ans Fenster treten, als er sich von der Menge unten so laut rufen hörte; und als er die zahlreiche Hülfe sah, bereuete er, sie herbeigerufen zu haben.

„Was ist denn geschehen? — Was haben sie Ihnen gethan? — Wer sind sie? — Wo stecken sie?" — schrien ihn fünfzig Stimmen auf einmal an.

„Es ist Keiner mehr hier; ich danke euch; geht nur wieder nach Hause."

„Aber wer ist es denn gewesen? — Wo sind sie hingegangen? — Was ist denn vorgefallen?"

„Schlechtes Gesindel, Volk, das sich Nachts herumtreibt; sie haben sich schon durchgemacht; geht nur wieder heim; es ist vorbei; es ist Alles gut. Ein andermal, meine Kinder; ich danke euch

für euren guten Willen.“ Nach diesen Worten schloß er das Fenster und trat zurück.

Hierauf fing der Eine an zu brummen, ein Zweiter fluchte, ein Dritter spottete, Andere zuckten die Achseln und entfernten sich. Da kommt plötzlich Einer ganz außer Athem angelaufen, der kaum die Worte herausbringt. Dieser wohnte unsern Frauen fast gerade gegenüber. Er war über jenem Lärm ans Fenster getreten und hatte in dem Höfchen das Gewimmel der Bravi gesehen, die der Graue sich bemühte wieder zusammen zu bringen. Als er wieder Athem schöpfen konnte, schrie er: „Was macht ihr hier, Kinder? unten, am Ende des Dorfes, im Hause der Agnese Mondella, da ist der Teufel los; Bewaffnete sind drin; es scheint, sie wollen einen Pilger ermorden; wer kanns wissen, was der Teufel vor hat!“

„Was? — Was? — Was? —“ Und ein stürmischer Rath wird gehalten. — „Man muß hin. — Man muß doch sehen. — Wie viele sind ihrer? — Wer sind sie? — Wie stark sind wir? — Der Schulze! Der Schulze!“

„Hier bin ich“, antwortete der Schulze schon unter der Menge. „Hier bin ich, aber ihr müßt mir behülflich sein, ihr müßt mir gehorchen. Also geschwind; wo ist der Küster? Bei der Glocke, bei der Glocke! Geschwind; Einer läuft nach Lecco und holt Hülfe; kommt alle hin ....“

Man läuft herbei, man rennt von Einem zum Andern, man schlägt sich durch; der Aufruhr war groß, als noch ein Anderer hinzukommt, der die Räuberbande in eiligem Trabe hatte abziehen sehen. „Lauft, Kinder! Spitzbuben oder Banditen, die mit einem Pilger entwischen; schon sind sie zum Dorfe hinaus; auf, setzt ihnen nach!“ Bei dieser Nachricht machten sich die Bauern sogleich auf den Weg, ohne die Befehle ihres Anführers abzuwarten und strömten in Masse das Dorf hinab; sowie das Heer sich aber vorwärts bewegt, bleiben viele von dem Vortrabe in der Schnelligkeit des Laufens zurück und schließen sich an die Hauptschaar an; die Hintersten dringen vor und der ordnungslose Schwarm erreicht endlich den bezeichneten Ort und kommt so an das Haus der Agnese Mondella. Die Spuren des Einbruchs waren noch ganz frisch und

deutlich zu erkennen; die Thüre weit auf, das Schloß losgerissen; die Thäter aber verschwunden. Man tritt in den Hof; man geht an die Thür des untersten Stockwerks; auch die ist gewaltsam erbrochen; man ruft: „Agnese! Lucia!" man ruft den Pilger. Aber wo ist der Pilger? Stefano muß geträumt haben. — Nein, nein; Carlandrea hat ihn auch gesehen. „Holla! Pilger! — Agnese! Lucia!" Niemand giebt Antwort. „Sie haben sie mit fortgeschleppt! Sie haben sie mit fortgeschleppt!" Einige schlugen nun vor, man müsse den Entführern nachsetzen; es sei eine unerhörte Schandthat; es würde eine Schmach für das Dorf sein, wenn jedweder Schurke ungestraft hereinschleichen dürfte, um Frauen wegzuschleppen, wie der Hühnergeier die Küchlein von einer leeren Tenne. Ein neuer, noch stürmischerer Rath wurde gehalten; Einer jedoch, man hat niemals erfahren, wer es gewesen, schrie in den Haufen hinein, Agnese und Lucia hätten sich in ein Haus gerettet. Das Wort geht von Mund zu Mund und findet schnell Glauben; man spricht nicht mehr davon, den Flüchtigen nachzujagen; die Menge geht auseinander und jeder kehrt nach Hause zurück.

Nun ward geflüstert, gelärmt, an die Thüren geklopft und geöffnet; Lichter erschienen und verschwanden wieder; die Weiber fragten von den Fenstern, von der Straße ward geantwortet. Sobald diese wieder still und menschenleer geworden, wurden die Gespräche in den Häusern so lange fortgesetzt, bis sie durch Gähnen und Schlaf abgebrochen wurden, um am nächsten Morgen wieder zu beginnen.

Sonst trug sich weiter nichts zu, als daß an dem nämlichen Morgen, als der Schulze auf seinem Acker stand, die eine Hand an das Kinn gelegt, die andere auf dem Griff des halb in die Erde gestochenen Spatens und einen Fuß auf den Tritt desselben; als der Schulze so dastand, sage ich, und über die Geheimnisse der verflossenen Nacht nachgrübelte und überlegte, was er thun und nicht thun müßte, sah er zwei Männer von sehr verwegenem Aussehen auf sich zukommen, beide mit langen Haaren, wie zwei fränkische Könige aus dem ersten Geschlechte, und im Uebrigen glichen sie auf ein Haar den Beiden, die vor fünf Tagen Don Abbondio ange-

fallen waren, wenn es nicht gar die nämlichen waren. Ohne viel Umstände zu machen, kündigten sie dem Schulzen an, daß er sich wohl hüten sollte, von dem Vorfall dem Gerichtsvogt Meldung zu machen; und wenn er eines natürlichen Todes zu sterben wünsche, so solle er die Wahrheit verschweigen; falls er gefragt würde, solle sich vor allem Plaudern in Acht nehmen und sich das Geschwätz der Bauern vom Halse halten.

Ohne ein Wort zu sprechen, legten unsere Flüchtlinge eine gute Strecke zurück, und bald wandte sich der Eine, bald der Andere um, zu sehen, ob ihnen nicht etwa Jemand folge. Alle waren niedergeschlagen durch die Mühseligkeit der Flucht, durch die Angst und Unruhe, die sie erduldet, durch den Verdruß über den schlechten Erfolg ihres Unternehmens, wie durch die Furcht vor der neuen Gefahr, die ihnen nur undeutlich vorschwebte. Die Wanderer befanden sich auf einem öden Felde, und da sich rings umher nichts regte, so fingen sie an langsamer fortzuschreiten. Agnese schöpfte zuerst wieder Athem, brach das Stillschweigen, fragte Renzo, wie es abgelaufen sei, fragte Menico, wer jener Teufel im Hause wäre. Renzo theilte seine traurige Geschichte in aller Kürze mit; darnach wandten sich alle Drei an den Knaben, der nun über den Bescheid des Paters ausführlicher berichtete und erzählte, in welcher Gefahr er selbst geschwebt hatte; was die Warnung des Paters nur zu sehr bestätigte. Die Zuhörer begriffen mehr, als Menico zu sagen wußte. Bei dieser Entdeckung überfiel sie ein neuer Schauder; sie standen auf einmal still und sahen einander entsetzt an; dann liebkosten sie den Knaben, der für sie ein Schutzengel geworden war, indem der Eine ihm die Hand auf den Kopf, der Andere auf die Schultern legte. „Jetzt geh nach Hause, damit die Deinigen sich nicht länger um dich abängstigen", sagte Agnese und erinnerte sich dabei der zwei versprochenen Parpagliolen, nahm viere aus der Tasche und gab sie ihm. „Da, lieber Junge", sagte sie, „bete zu Gott, daß wir uns bald wiedersehen und dann ...." Renzo gab ihm eine neue Berlinga und schärfte ihm noch recht ein, ja nichts von dem Auftrage des Paters auszuschwätzen; Lucia liebkoste ihn noch einmal und sagte ihm gerührt Lebewohl; der Knabe grüßte alle wehmüthig und ging zurück.

Diese setzten nun gedankenvoll ihren Weg fort, die Frauen voran, Renzo, wie zum Schutze, dicht hinter ihnen. Lucia hing sich fest an den Arm der Mutter und wußte geschickt dem Jüngling auszuweichen, ohne ihn zu verletzen, wenn er ihr bei den beschwerlichen Stellen des schlechten Feldweges seine Hülfe anbot; selbst in dieser Verwirrung schämte sie sich, daß sie so lange schon allein und vertraulich in seiner Nähe geblieben, obgleich sie erwartet hatte, in wenig Augenblicken sein Weib zu werden. Jetzt, da dieser Traum verschwunden war, bereuete sie, so weit gegangen zu sein. Unter den vielen Ursachen, die sie zittern machten, zitterte sie auch noch aus Schamhaftigkeit, aber nicht aus der Schamhaftigkeit, die aus der traurigen Erkenntniß des Bösen entsteht, sondern aus der, die sich selbst nicht kennt, der Furcht des Kindes ähnlich, das im Finstern zittert, ohne zu wissen wovor.

„Und das Haus?“ sagte mit einem Mal Agnese. Aber wie wichtig auch diese Frage war, es antwortete ihr Keiner, weil Keiner eine genügende Antwort geben konnte. Schweigend setzten sie ihren Weg fort und langten endlich auf einem Platze vor der Kirche des Klosters an.

Renzo trat an die Thür der Kirche und stieß leise daran. Die Thür ging wirklich auf, und das Mondlicht, welches durch die Spalte fiel, schien auf das bleiche Gesicht und auf den Silberbart des Bruder Cristoforo, der schon erwartungsvoll dastand. Als er sah, daß Niemand fehlte, sagte er: „Gott sei gelobt“ und hieß sie eintreten. Neben ihm stand ein anderer Kapuziner, ein Laienbruder, der das Amt des Küsters versah; ihn hatte er mit Bitten und Gründen zu überreden gewußt, mit ihm zu wachen und die Thüren unverschlossen zu lassen, um die armen Bedrohten aufzunehmen. Es bedurfte des ganzen Ansehens des Paters und seines heiligen Rufes, um den Laien zu einer so unbequemen, gefährlichen und außergewöhnlichen Willfährigkeit zu bewegen. Nachdem die Ankömmlinge eingetreten waren, verschloß Pater Cristoforo leise die Thür. Nun aber konnte der Küster sich nicht mehr beherrschen, er nahm den Pater bei Seite und raunte ihm ins Ohr: „Aber Pater, Pater! bei Nacht ... in der Kirche ... mit Frauen ... eingeschlossen ... die Regel ... aber Pater!“ — Dabei schüttelte

er den Kopf. Während er aber diese bedeutungsvollen Worte sprach, dachte Bruder Cristoforo: Seht einmal! Wenn es ein verfolgter Straßenräuber wäre, würde Bruder Fazio ihm nicht die mindeste Schwierigkeit in den Weg legen, und eine arme Unschuldige, die sich aus den Klauen des Wolfes flüchtet .... „Omnia munda mundis“ — sagte er darauf, indem er sich plötzlich zum Bruder Fazio umwandte und nicht daran dachte, daß dieser kein Latein verstand. Aber gerade darum that dieser Ausspruch seine Wirkung. Hätte Bruder Cristoforo sich auf Gründe eingelassen, so würde es dem Küster nicht an Gegengründen gefehlt haben, und weiß der Himmel, wann und wie die Sache geendet hätte. Als er aber jene ihm unverständlichen, geheimnißvollen Worte hörte, die so entschieden ausgesprochen wurden, da schien es ihm, als müßten sie die Lösung aller seiner Zweifel enthalten. Er gab sich zufrieden und sagte: „Nun wohl, Sie wissen davon mehr als ich.“

„Verlaßt Euch darauf“, antwortete der Pater. Dann näherte er sich bei dem düstern Schein der Ampel, die vor dem Altar brannte, den Geretteten, die voll Zweifel und Ungewißheit dastanden. „Kinder“, sagte er, „danket es dem Herrn, daß er euch aus einer großen Gefahr errettet hat. In diesem Augenblicke vielleicht ...“ Und nun theilte er ihnen Alles mit, was er durch den kleinen Boten nur anzudeuten vermocht hatte, denn er ahnte nicht, daß sie schon mehr als er davon wußten, und setzte voraus, daß Menico sie noch ruhig in ihrem Hause angetroffen habe, noch ehe die Räuberbande daselbst angekommen sei. Keiner hatte den Muth, ihn aus seinem Irrthum zu reißen, nicht einmal Lucia, die doch über eine solche Verstellung gegen einen solchen Mann heimliche Gewissensbisse empfand; es war aber nun einmal eine Nacht voll Verwirrung und Verstellung.

„Dennoch, seht ihr wohl ein, Kinder“, fuhr der Mönch fort, „daß ihr jetzt in diesem Dorfe nicht mehr sicher seid. Es ist eure Heimat, ihr seid darin geboren, ihr habt Niemandem etwas Böses gethan; aber Gott will es so. Es ist eine Prüfung für euch, Kinder; ertragt sie mit Geduld, mit Ergebung, ohne Groll und seid versichert, daß eine Zeit kommen wird, wo ihr

Gott danken werdet, daß er es so gefügt hat. Ich bin darauf bedacht gewesen, für den ersten Augenblick eine Zufluchtstätte für euch auszufinden. Ich hoffe, ihr werdet bald ohne Gefahr in euer Haus zurückkehren können; in jedem Falle wird Gott Alles zu euerm Besten lenken. Und ihr", fuhr er, zu den beiden Frauen gewandt, fort, „ihr könnt euch in *** so lange aufhalten. Ihr seid dort außer aller Gefahr und zugleich nicht allzu fern von eurem Hause. Sucht dort unser Kloster auf, laßt euch den Pater Guardian herausrufen und übergebt ihm diesen Brief; er wird euch ein zweiter Bruder Cristoforo sein. Und du, mein Renzo, du mußt dich jetzt vor deiner eigenen Wuth, wie vor der Wuth anderer sicher stellen. Nimm diesen Brief und trage ihn zu dem Pater Bonaventura aus Lodi, in unserm Kloster am Thore Orientale in Mailand. Er wird dich wie seinen Sohn halten, dich leiten, dir Arbeit verschaffen, bis du in der Heimat wieder ruhig leben kannst. Geht an das Ufer des Sees, dicht an der Mündung des Bione", — dieser Fluß liegt wenig Schritte von Pescarenico — „dort werdet ihr einen Nachen sehen; ruft nur: Barke! Und wenn man euch fragt für Wen? dann antwortet: San Francesco. Die Barke wird euch aufnehmen und euch an das andere Ufer übersetzen, wo ihr einen Karren finden werdet, der euch geradewegs nach *** bringt."

Wer etwa fragen könnte, wie Bruder Cristoforo diese Transportgelegenheiten zu Wasser und zu Lande so schnell zu ermöglichen wußte, der würde dadurch zu erkennen geben, daß er von der Macht eines im Rufe der Heiligkeit stehenden Kapuziners keinen Begriff habe.

Es bliebe also nur noch an die Verwahrung der Häuser zu denken. Der Pater empfing die Schlüssel derselben und übernahm es, sie denen zuzustellen, die Renzo und Agnese ihm bezeichnen würden. Die Letztere reichte ihm den ihrigen mit einem tiefen Seufzer dar, denn es fiel ihr ein, daß in diesem Augenblicke das Haus offen stand, daß der Teufel drin gehaust und daß wohl schwerlich etwas zu verwahren noch übrig sei!

„Ehe ihr aber aufbrecht", sagte der Pater, „wollen wir Alle zusammen zu Gott beten, daß er euch auf diesem Wege geleite

und immerdar mit euch sei; daß er euch Kraft und Ausdauer schenke, seinen Willen zu vollbringen.“ Bei diesen Worten kniete er nieder, die Andern mit ihm. Nachdem sie einige Minuten im Stillen gebetet hatten, erhob sich Bruder Cristoforo schnell und sagte: „Jetzt geht, Kinder, wir haben keine Zeit zu verlieren. Gott schütze euch; sein Engel geleite euch, geht!“ Und während sie sich in jener Gemüthsbewegung, die keine Worte findet und doch so beredt ist, auf den Weg machten, fügte der Pater noch mit gerührter Stimme hinzu: „Mir sagt's das Herz, wir werden uns bald wiedersehen.“

So viel ist gewiß, wer auf das Herz hört, dem weissagt es immer etwas von dem, was geschehen wird. Aber was weiß denn das Herz? Es hat kaum eine Ahnung von dem, was schon geschehen ist.

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging Bruder Cristoforo schnell zurück. Die Reisenden verließen die Kirche, und Bruder Fazio schloß die Thüre und sagte ihnen gleichfalls mit bewegter Stimme Lebewohl. Jene machten sich still nach dem ihnen bezeichneten Ufer auf; sie sahen den Nachen bereit stehen, sie gaben das Losungswort und stiegen ein. Der Fährmann drückte mit dem Ruder gegen das Ufer und stieß ab; dann ergriff er auch das andere, ruderte mit beiden Armen und steuerte über die weite Fläche des Sees dem entgegengesetzten Ufer zu. Nicht ein Lüftchen wehte, glatt und eben lag der weite See da; er würde unbeweglich geschienen haben, wenn die volle Mondscheibe, die vom hohen Himmel herab sich darin spiegelte, nicht auf seiner Fläche geflimmert und gezittert hätte. Man hörte nur die todte, träge Welle, die sich an den Kieseln des Ufers brach, das ferne Rauschen des Wassers, das an den Brückenpfeilern hindurch strömte, und das gleichmäßige Schlagen der beiden Ruder, welche die dunkelblaue Fläche des Sees durchschnitten, triefend hervorkamen und wieder untertauchten. Während die Welle vom Nachen durchschnitten ward und hinter ihm wieder zusammenfloß, bezeichnete ein gekräuselter Streif, der vom Ufer sich immer weiter entfernte, den zurückgelegten Weg. Die schweigsamen Reisenden hatten das Gesicht zurückgewandt und blickten auf die Gebirge und auf die umher=

liegende Ebene, auf die der helle Mond hie und da seine Schatten warf. Sie erkannten die Dörfer, die Häuser, die Hütten; sie erkannten Don Rodrigo's Schloß mit seinem flachen Thurme, wie es sich aus dem elenden Häuserhaufen am Abhange des Vorgebirges heraushob, gleich einem Wütherich, der zur Nachtzeit wacht und inmitten einer Schaar vor ihm liegender Schläfer dasteht und auf ein Verbrechen sinnt. Lucia sah ihn und schauderte; ihr Blick schweifte über den Abhang hinunter bis nach ihrem Dörfchen hin, sie erkannte am äußersten Ende desselben ihr Häuschen, sie sah das dichte Laub des Feigenbaumes, der über die Mauer des Hofes emporragte, sah das Fenster ihrer Stube; und wie sie am Boden der Barke da saß, legte sie den Ellenbogen auf den Rand, drückte die Stirn in die Hand, als wollte sie schlafen, und weinte heimlich.

Neuntes Kapitel.

Die Erschütterung, mit welcher die Barke gegen das Ufer stieß, weckte Lucia aus ihrem Traume; sie trocknete heimlich ihre Thränen und erhob sich. Renzo stieg zuerst aus und reichte Agnese die Hand, die, auch herausgestiegen, der Tochter behülflich war; dann dankten alle drei mit trauriger Miene dem Fährmann. „Schon gut; wir sind hier unten, um Einer dem Andern beizustehen", erwiederte dieser und zog dabei die Hand fast wie von Schauder ergriffen zurück, als Renzo versuchte, ihm einige Münzen von dem wenigen Gelde aufzudringen, das er in der Absicht zu sich gesteckt hatte, Don Abbondio zu belohnen, wenn dieser sich ihm gefällig gezeigt hätte. Der Karren stand schon bereit; der Fuhrmann grüßte die drei Erwarteten, ließ sie einsteigen, rief seinem Thiere zu, gab ihm einen Peitschenhieb, und fort ging es.

Unsere Reisenden langten kurz nach Sonnenaufgang in Monza an; der Fuhrmann kehrte in einem Wirthshause ein, wo er bekannt war und ließ ihnen daselbst eine Stube anweisen.

Während man ihm dankte, versuchte Renzo auch ihm einen Lohn aufzudringen; aber auch er, wie der Fuhrmann, hatte einen reicheren Lohn in Aussicht; er zog schnell die Hand zurück und lief hinaus, um nach seinem Thiere zu sehen.

Nach einem Abend, wie wir ihn beschrieben haben, und einer Nacht, die, wie jeder sich vorstellen kann, unter so traurigen Gedanken und unter unaufhörlicher Angst vor einem neuen widrigen Ereigniß durchwacht war, und bei der schon schneidenden Herbstluft und dem erbärmlichen Fuhrwerk, das, so oft Einer versuchte die Augen zu schließen, ihn sogleich durch heftige Stöße wieder wach rüttelte, dünkte es unsern Reisenden gar nicht so übel, sich in einer Stube, wie diese auch sei, auf eine kleine feststehende Bank niederlassen zu können.

Hier nahmen sie mit wenig Appetit ein kärgliches Frühstück ein, wie es ihnen die zugemessene Zeit und die spärlichen Mittel erlaubten. Alle drei gedachten des Schmauses, den sie zwei Tage vorher noch einzunehmen gehofft hatten, und jeder stieß einen schweren Seufzer aus. Renzo würde gern den ganzen Tag hier zugebracht haben, um die Frauen wenigstens untergebracht zu sehen; Pater Cristoforo aber hatte ihnen befohlen, ihn bald seines Weges wandern zu lassen. Sie führten ihm also diesen Befehl und hundert andere Gründe an; daß die Leute darüber reden würden, daß die Trennung nur um so schmerzlicher wäre, je länger man sie hinausschiebe, und daß er ja bald wiederkehren könnte, um ihnen Nachricht zu geben, bis der Jüngling sich endlich zum Aufbruch entschloß. Man verabredete nun genauer, auf welche Weise man sich so schnell als möglich wiedersehen könnte. Lucia verbarg ihre Thränen nicht; Renzo hielt die seinen nur mühsam zurück, drückte Agnese bewegt die Hand, sagte mit erstickter Stimme: „Auf Wiedersehen!" und ging.

Die Frauen würden bald in Verlegenheit gekommen sein, wenn sich der gute Fuhrmann nicht zu ihnen gesellt hätte, der den Auftrag hatte, sie nach dem Kloster zu führen und ihnen mit seiner Hülfe beizustehen. Mit ihm machten sie sich also auf den Weg nach dem Kloster, das, wie Jeder weiß, nur eine kurze Strecke von Monza entfernt war. Als sie an der Pforte angelangt waren,

zog der Fuhrmann die Glocke und ließ den Pater Guardian herausrufen; dieser erschien auch sogleich und erhielt den Brief.

„O Bruder Cristoforo!“ rief er aus, als er die Handschrift erkannte. Der Ton der Stimme, wie der Ausdruck seines Gesichtes ließen deutlich erkennen, daß er den Namen eines sehr guten Freundes aussprach. Wir dürfen aber auch nicht verschweigen, daß unser guter Cristoforo in dem Briefe die beiden Frauen mit großer Wärme empfahl und ihre Lage so eindringlich und mit solcher Theilnahme schilderte, daß der Guardian sein Erstaunen und seine Entrüstung nicht unterdrücken konnte, und indem er die Augen vom Blatte erhob, heftete er sie mit einem gewissen Ausdruck von Mitleid auf die Frauen. Nachdem er zu Ende gelesen, überlegte er einen Augenblick und sagte dann: „Wir haben hier Niemand als die Signora ... wenn diese die Verpflichtung auf sich nehmen will ....“ Hierauf nahm er Agnese bei Seite und that verschiedene Fragen an sie, die sie genügend beantwortete; dann wandte er sich auch zu Lucia und sagte zu Beiden: „Ich will einen Versuch machen, gute Frauen; ich hoffe einen ganz sichern, anständigen Zufluchtsort für euch zu finden, bis Gott auf eine bessere Weise für euch gesorgt hat. Wollt ihr mir folgen?“

Die Frauen bejahten diese Frage durch eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und der Mönch fuhr fort: „Gut; ich will euch sogleich nach dem Kloster der Signora führen. Haltet euch aber einige Schritte von mir entfernt, denn die Leute verleumden gern, und Gott weiß, wie viel schöne Geschichtchen sie erfinden würden, wenn sie den Pater Guardian mit einem hübschen Mädchen .... mit Frauen wollte ich sagen, auf der Straße begegnen.“

So sprechend ging er voran. Lucia erröthete. Der Fuhrmann blickte Agnese lächelnd an, die sich auch eines Schmunzelns nicht erwehren konnte. Als der Mönch einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte, setzten sich alle drei in Bewegung und hielten sich ungefähr zehn Schritte hinter ihm. Die Frauen fragten nun den Fuhrmann, wer denn die Signora wäre?

„Sie ist eine Nonne“, antwortete dieser, „aber keine Nonne wie die andern. Ebenso wenig ist sie Aebtissin oder Priorin; sie

ist sogar, wie man sagt, eine von den Jüngsten und stammt aus einem uralten Geschlechte ab, aus Spanien, wo die mächtigen Leute alle her sind, die jetzt hier befehlen. Darum wird sie die Signora genannt; das heißt, daß sie eine sehr vornehme geistliche Dame ist. Alles Volk nennt sie bei diesem Namen, denn sie sagen, sie hätten in dem Kloster hier niemals eine ähnliche Person gehabt. Die Ihrigen gelten sehr viel unten in Mailand; aber noch mehr in Monza, denn ihr Vater, wenn er auch nicht hier wohnt, ist doch der Erste im Orte, weshalb sie auch im Kloster nach Gefallen schalten und walten kann. Wenn sie sich also eurer annimmt, so kann ich euch sagen, daß ihr so sicher wie auf dem Altare seid."

An dem Thore des Fleckens angelangt, dem zur Seite damals ein alter Thurm und daneben eine halb verfallene Burg standen, wie sich vielleicht zehn meiner Leser noch erinnern können, blieb der Guardian stehen und wandte sich um. Als er sah, daß die Andern ihm nachkamen, trat er hinein und nahm seinen Weg nach dem Kloster. Dort angelangt, blieb er am Eingang desselben wieder stehen und erwartete sein kleines Gefolge. Dann bat er den Fuhrmann, später nach dem Kloster zurück zu kommen und die Antwort abzuholen; dieser versprach es und verabschiedete sich von den Frauen, die ihn noch mit vielen Danksagungen und Aufträgen an den Pater Cristoforo überhäuften. Der Guardian ließ Mutter und Tochter in den Vorhof des Klosters treten und führte sie in die Stube der Schaffnerin; dann machte er sich allein auf, um sein Gesuch anzubringen. Nach einigen Augenblicken kehrte er fröhlich zurück und sagte ihnen, sie möchten nur mit ihm kommen. Er kam gerade noch zu rechter Zeit, denn Mutter und Tochter wußten nicht mehr, wie sie sich vor den zudringlichen Fragen der Schaffnerin retten sollten. Während sie über den zweiten Hof schritten, gab der Guardian den Frauen noch einige gute Lehren, wie sie sich gegen die Signora zu benehmen hätten. „Sie ist sehr gut für euch gestimmt", sagte er, „und kann euch Gutes genug erweisen. Seid bescheiden und unterwürfig, antwortet mit Aufrichtigkeit auf alle Fragen, die sie an euch richten wird, und wenn ihr nicht gefragt werdet, so überlaßt die Sache nur

mir.“ Sie traten in ein unteres Zimmer, welches in das Sprechzimmer führte; ehe sie aber den Fuß hineinsetzten, deutete der Guardian auf die Thür und sagte leise zu den Frauen: „Da ist sie drin“, als wollte er sie noch einmal an alle die guten Lehren erinnern, die er ihnen gegeben hatte. Lucia, die noch niemals ein Kloster gesehen, blickte sich nach dem Eintritt ins Sprechzimmer überall nach der Signora um, der sie ihren Knix machen wollte, und da sie Niemand bemerkte, blieb sie verlegen stehen; als sie aber den Pater und Agnese nach einem Winkel zu gehen sah, schaute sie hin und gewahrte eine viereckige Oeffnung, einem Fenster ähnlich, mit zwei starken festen Eisengittern, die eine Hand breit auseinander waren; dahinter stand eine Nonne. Sie schien ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt und machte auf den ersten Blick den Eindruck einer Schönheit, aber einer gebrochenen, verblühten, ich möchte fast sagen zerstörten Schönheit. Auf dem Kopfe war ein schwarzer Schleier befestigt, der zu beiden Seiten herabfiel; unter dem Schleier umgab eine blendend weiße Linnenbinde bis zur Hälfte die Stirn, die von einer andern, aber nicht geringeren Weiße war; eine andere faltige Binde schloß das Gesicht ein und endigte unter dem Kinn in ein Halstuch, das sich ein wenig über die Brust hinzog, um den Ausschnitt eines schwarzen Gewandes zu bedecken. Die Stirn zog sich öfters, wie durch eine schmerzliche Empfindung zusammen, und die schwarzen Augenbrauen näherten sich dann in schneller Bewegung. Zwei ebenso schwarze Augen hafteten zuweilen durchdringend und forschend am Gesichte eines Andern und senkten sich dann schnell wieder, als suchten sie ihre Absicht zu verbergen; ein aufmerksamer Beobachter würde aber daraus geschlossen haben, daß sie nach Zuneigung, Theilnahme und Liebe suchten. Dann würde er wieder einen alten, lang genährten, unterdrückten Haß, eine gewisse wilde Sinnesart darin zu erkennen geglaubt haben; und wenn sie ruhig und theilnahmlos vor sich hinstarrten, so hätte Einer vielleicht Ueberdruß und Ekel darin gelesen; ein Anderer hätte das Wühlen eines quälenden Gedankens, die Unterdrückung einer Sorge gemuthmaßt, die das Gemüth mehr beherrschte, als die äußeren Dinge. Ihre bleichen, unnatürlich

gerötheten Wangen schienen durch ein schleichendes Fieber eingefallen und hinzusiechen. Nur die sehr ausdrucksvollen Lippen waren von einem frischen Rothe angehaucht und stachen auffallend von der Blässe des Gesichtes ab. Ihre schöne hohe Gestalt wurde durch die angenommene gebeugte Haltung fast unscheinbar, oder schien durch gewisse heftige, unweibliche Bewegungen entstellt. Selbst in ihrem Anzuge lag hier und da etwas Gesuchtes, eine gewisse Nachlässigkeit, welche eine sehr eigenthümliche Nonne verrieth; sie war mit einer Art weltlicher Sorgfalt gekleidet und aus der Binde kam an der einen Schläfe eine schwarze Locke hervor, als vergäße oder verachtete sie die Regel, welche vorschrieb, das bei der Feierlichkeit des Gelübdes abgeschnittene Haar ganz kurz zu tragen.

Diese Dinge befremdeten die beiden Frauen nicht, die nicht geübt waren, eine Nonne von der andern zu unterscheiden; und der Pater Guardian, der die Signora nicht zum ersten Male sah, war schon wie alle Andern an die seltsame Art ihres Wesens und ihrer Kleidung gewöhnt.

Sie stand in diesem Augenblicke, wie wir schon gesagt haben, aufrecht hinter dem Gitter, indem sie die zarten, weißen Finger an die Eisenstäbe legte und matt den Kopf auf die Hand stützte. In dieser Stellung beobachtete sie die Eintretenden, die sich schüchtern näherten. „Verehrte Mutter und erlauchte Signora“, sagte der Guardian und verneigte sich sehr ehrfurchtsvoll, „dies ist das arme junge Mädchen, für welches Sie mich auf Ihren mächtigen Schutz hoffen ließen, und dies ist die Mutter.“

Die beiden Vorgestellten verneigten sich, so tief sie nur konnten; die Nonne bedeutete ihnen mit der Hand, daß es genug sei, und sagte dann, zu dem Pater gewendet: „ich preise mich glücklich, daß ich unsern guten Freunden, den Kapuzinermönchen, eine Gefälligkeit erweisen kann. Aber“, fuhr sie fort, „machen Sie mich doch mit der Lage des jungen Mädchens etwas vertrauter, damit ich um so besser für sie handeln kann.“ Lucia erröthete und schlug die Augen nieder.

„Sie müssen wissen, verehrte Mutter ....“ fing Agnese an, aber der Guardian ließ sie nicht ausreden. „Dieses junge Mädchen, erlauchte Signora“, erwiederte er, „ist mir so eben,

wie ich Ihnen schon gesagt, von einem meiner Mitbrüder empfohlen worden. Um sich einer ernsten Gefahr zu entziehen, mußte sie heimlich ihr Dorf verlassen; sie bedarf jetzt auf einige Zeit einer Zufluchtsstätte, wo sie, ohne gekannt zu sein, leben kann und wo Keiner es wagen darf, sie zu beunruhigen, selbst wenn . . ."

„Was für Gefahren?" unterbrach ihn die Nonne. „Ich bitte Sie, Pater Guardian, tragen Sie mir die Sache nicht so in Räthseln vor. Sie wissen, daß wir Nonnen uns jede Geschichte gern recht ausführlich erzählen lassen."

„Es sind Gefahren", antwortete der Guardian, „die den keuschen Ohren der verehrten Mutter auch nicht einmal von ferne angedeutet werden können . . ."

„O gewiß", sagte die Nonne schnell, ein wenig erröthend. War es Scham? Wer den plötzlichen Ausdruck der Verachtung beobachtet hätte, der dieses Erröthen begleitete, der hätte daran zweifeln können, und um so mehr, wenn er es mit dem Purpur verglichen, der sich von Zeit zu Zeit über Lucia's Wangen ergoß.

„Es genügt zu wissen", nahm der Guardian wieder das Wort, „daß ein mächtiger Edelmann . . . . nicht alle Menschen bedienen sich der Gaben Gottes zu seiner Ehre und zum Wohle des Nächsten wie Euer Gnaden . . . . dieser Edelmann verfolgte das arme Mädchen lange Zeit hindurch mit unwürdigen Schmeicheleien und als er endlich einsah, daß alle seine Nachstellungen vergeblich waren, da hatte er das Herz, sie vor aller Welt mit Gewalt zu verfolgen; er ging so weit, daß die Aermste aus ihrem eigenen Hause entfliehen mußte."

„Tritt näher, Mädchen", sagte die Nonne zu Lucia und winkte ihr mit dem Finger. „Ich weiß, daß der Mund des Pater Guardian eine Quelle der Wahrheit ist; aber Ihr selbst könnt uns am besten über diese Sache berichten. Ihr allein könnt uns sagen, ob dieser Edelmann Euch ein verhaßter Verfolger war."

Was das Nähertreten betraf, so gehorchte Lucia auf der Stelle; mit dem Antworten aber war es ein anderes Ding. Ueber eine so verfängliche Frage, wenn diese selbst von Jemand ihres Gleichen gethan wäre, würde sie nicht wenig in Verlegenheit gekommen sein; um so mehr verlor sie jetzt alle Fassung, da sie von

einer so hohen Dame und mit einem gewissen zweifelhaften Spotte an sie gerichtet wurde. „Signora .... verehrte Mutter ...." stammelte sie endlich und suchte verlegen nach Worten. Da glaubte sich Agnese, die nächst ihr am besten von allem unterrichtet war, berechtigt, ihr zu Hülfe zu kommen. „Erlauchte Signora", sagte sie, „ich kann bezeugen, daß meine Tochter den Edelmann haßt und fürchtet wie der Teufel das Weihwasser, denn er ist der Teufel; aber Sie werden mir verzeihen, wenn ich nicht zu sprechen verstehe, denn wir sind nur schlichte Leute. Das arme Mädchen war fest mit einem jungen Burschen unseres Standes verlobt, der gottesfürchtig war und sein Auskommen hatte, und wenn der Herr Pfarrer ein wenig menschlicher gewesen wäre ... was wollte ich doch sagen? ich weiß wohl, daß ich von einem Geistlichen rede, aber Pater Cristoforo, ein Freund von dem Pater Guardian hier, ist auch ein Geistlicher, aber ein Mann voller Menschenliebe, und wenn er hier wäre, könnte er bezeugen ...."

„Ihr seid sehr rasch mit eurer Zunge, Frau, ohne gefragt worden zu sein", unterbrach sie die Nonne mit einer stolzen zürnenden Miene, die sie fast häßlich erscheinen ließ. „Verhaltet Euch also ruhig; ich weiß recht gut, daß die Eltern immer mit einer guten Antwort bei der Hand sind, wenn es gilt ihre Kinder zu vertheidigen!"

Die gekränkte Agnese warf Lucien einen Blick zu, der zu sagen schien: du siehst, wie man mit mir umgeht, weil du nicht selbst für dich sprechen kannst. Auch der Guardian gab dem jungen Mädchen durch Zeichen zu verstehen, daß dies der Augenblick sei, sich zusammen zu nehmen und die arme Mutter nicht im Stiche zu lassen.

„Verehrte Signora", sagte Lucia, „was meine Mutter Ihnen gesagt hat, ist die reine Wahrheit. Der Jüngling, der um mich warb", und hier wurde sie über und über roth, „den wollte ich heiraten, weil ich ihn liebe. Sie verzeihen, daß ich so gerade herausspreche; ich möchte aber von meiner Mutter nicht gern Uebles denken lassen. Und was den gnädigen Herrn betrifft, Gott vergebe ihm! so wollte ich lieber sterben, als in seine Hände fallen. Und wenn Sie uns die Gnade erweisen wollen, uns unter Ihren

Schutz zu nehmen, da es nun doch einmal so weit mit uns gekommen ist, um eine Zufluchtsstätte zu bitten und edlen Menschen zur Last fallen zu müssen, so seien Sie versichert, Signora, daß Niemand inbrünstiger für Sie zu Gott beten wird, als wir arme Frauen."

„Euch glaube ich", sagte die Signora in milderem Tone, „aber es würde mir lieb sein, mit Euch unter vier Augen zu reden. Es bedarf weiter keiner Erklärungen und Aufschlüsse, um den dringenden Bitten des Pater Guardian entgegen zu kommen", fügte sie schnell hinzu, indem sie sich mit gezwungener Höflichkeit zu ihm hinwandte. „Ich habe schon überlegt", fuhr sie fort, „und mir ist schon das Beste, was sich für jetzt thun läßt, eingefallen. Die jüngste Tochter der Schaffnerin des Klosters hat vor einigen Tagen geheiratet. Die beiden Frauen können das Zimmer beziehen, das jene bewohnt hat, und die kleinen Hausarbeiten dafür übernehmen, die das Mädchen bisher verrichtete. Wahrhaftig ...." und hier winkte sie dem Guardian, näher an das Gitter heran zu treten, und flüsterte ihm zu: „wahrhaftig, bei der theuren Zeit hatte man gar nicht daran gedacht, die Stelle des Mädchens wieder zu besetzen; ich werde mit der Mutter Aebtissin sprechen, und ein Wort von mir .... und die Fürbitte des Pater Guardian .... genug, sehen Sie die Sache als abgemacht an."

Der Guardian wollte seinen Dank aussprechen, aber die Nonne unterbrach ihn: „Keine Umstände; auch ich würde im Nothfalle Hülfe bei den Kapuzinern suchen. Und am Ende", fuhr sie mit einem ironischen Lächeln fort, „sind wir nicht am Ende Brüder und Schwestern?"

Nach diesen Worten rief sie eine Laienschwester (zwei von ihnen hatten den Vorzug, sie persönlich bedienen zu dürfen) und trug ihr auf, die Aebtissin davon zu benachrichtigen und dann die nöthigen Vorkehrungen mit der Schaffnerin und Agnese zu treffen. Damit entließ sie die Laienschwester, nahm Abschied vom Pater Guardian und behielt Lucia zurück. Der Guardian begleitete Agnese bis an die Thür, gab ihr noch viele gute Lehren und entfernte sich dann, um seinem Freund Cristoforo durch einen Brief Nachricht über alles zu geben. — Diese Signora ist doch eine sehr wunderliche

Person, dachte er unterwegs bei sich; aber wer sie nur recht zu nehmen versteht, der kann alles von ihr erlangen. Der gute Cristoforo kann sehr zufrieden sein, daß ich die Sache so schnell zu Stande gebracht habe, und er wird merken, daß wir hier auch noch zu etwas taugen.

Die Signora, die in Gegenwart eines bejahrten Kapuziners ihre Bewegungen und Worte sehr wohl berechnet hatte, sah sich nun einem jungen, unerfahrenen Landmädchen gegenüber und dachte nicht mehr daran, sich noch länger zu beherrschen; ihre Reden wurden nach und nach so seltsamer Art, daß wir, anstatt sie mitzutheilen, es für passender erachten, in aller Kürze die frühere Lebensgeschichte dieser Unglücklichen zu erzählen, um das Ungewöhnliche und Geheimnißvolle, welches wir an ihr bemerkt haben, zu erklären, und um die Beweggründe ihres Benehmens in den Begebenheiten, die wir noch mittheilen wollen, begreiflich zu machen.

Sie war die jüngste Tochter des Fürsten von ***, eines sehr bedeutenden mailändischen Edelmannes, der sich zu den reichsten der Stadt zählen konnte. Aber nach der hohen Meinung, die er von seiner Würde und seinem fürstlichen Namen hatte, schien ihm sein Vermögen viel zu gering und nicht ausreichend, um sein Ansehen mit Ehren zu behaupten.

Unsere Unglückliche hatte das Licht der Welt noch nicht erblickt, als ihr Geschick schon unwiderruflich bestimmt war. Es hatte sich nur noch zu entscheiden, ob es ein Mönch oder eine Nonne sein würde, und zu dieser Entscheidung bedurfte es nicht der Einwilligung des Kindes, sondern nur seiner Gegenwart. Als sie geboren wurde, nannte der Fürst, ihr Vater, sie Gertrud, weil eine hochgeborne Heilige diesen Namen führte und weil er zugleich den Gedanken an das Kloster damit wecken wollte. Als Nonnen angezogene Puppen waren das erste Spielzeug, das man ihr in die Hände gab; dann erhielt sie Nonnenbildchen, und diese Geschenke begleitete man stets mit vielen Ermahnungen, sie als kostbare Dinge wohl in Acht zu nehmen. Wenn die kleine Gertrud zuweilen irgend eine trotzige oder übermüthige Laune aufsetzte, zu der ihre Natur sie sehr leicht hinriß, so hieß es gleich: „Du bist noch ein Kind, so etwas schickt sich nicht für dich; wenn du erst

Mutter Aebtissin sein wirst, dann kannst du befehlen und allen mit der Ruthe drohen und kannst thun, was du willst. Und ein andermal, als der Fürst sie wegen eines allzu freien, vertraulichen Betragens schalt, sagte er zu ihr: „Ei, ei! so darf sich deines Gleichen nicht aufführen, wenn du willst, daß man dir einst die gebührende Achtung bezeigen soll; lerne schon jetzt dich beherrschen; erinnere dich immer, daß du die Erste im Kloster sein mußt, denn das Blut nimmt man überall mit, wohin man geht."

Dergleichen Reden setzten in dem Kopfe des jungen Mädchens endlich die Idee fest, daß sie eine Nonne werden müsse; und die Worte, die aus dem Munde des Vaters kamen, wirkten mehr als als alle übrigen.

Sechs Jahre alt wurde Gertrud zur Erziehung, oder eigentlich um für ihre wichtige Bestimmung vorbereitet zu werden, in das Kloster gebracht, in welchem wir sie gesehen haben, und gerade auf dieses war die Wahl nicht ohne Absicht gefallen. Der gute Führer der beiden Frauen hatte den Vater der Nonne den Ersten in Monza genannt, und wenn wir diese Aussage, wer sie auch gethan hat, mit einigen andern Andeutungen zusammenstellen, die der Anonymus sich hier und da hat entschlüpfen lassen, so können wir wohl mit Sicherheit annehmen, daß er der Lehnsherr von diesem Lande gewesen ist. Wie dem auch sei, er genoß dort des höchsten Ansehens und meinte, daß seine Tochter hier mit größerer Auszeichnung und Höflichkeit behandelt werde als irgend wo anders, und daß dadurch ihre Lust um so mehr angeregt würde, das Kloster zu ihrem beständigen Aufenthalt zu erwählen. Er irrte sich nicht. Die damalige Aebtissin und einige andere unruhige Nonnen, die, wie man zu sagen pflegt, vielerlei eingerührt hatten und darum in Streitigkeit mit andern Klöstern und umherwohnenden Familien verwickelt waren, freuten sich sehr, eine solche Stütze zu erwerben; sie nahmen das Anerbieten mit lebhafter Dankbarkeit an und entsprachen vollkommen allen Absichten, die der Fürst hatte durchblicken lassen, als er ihnen seine Tochter übergab; denn diese Absichten gingen mit seinem Vortheile Hand in Hand. Kaum ins Kloster getreten, wurde Gertrud die kleine Signora genannt; bei Tische und im Schlafzimmer erhielt sie einen besonderen Platz;

ihr Betragen wurde den andern Mädchen als Muster vorgehalten; dazu kamen tagtäglich süße Worte und Liebkosungen, mit jener ehrfurchtsvollen Vertraulichkeit gewürzt, wodurch Kinder so schnell eingenommen werden, wenn sie diese bei Personen antreffen, welche die übrigen Kinder mit Ernst und Strenge behandeln. So ging alles nach Wunsch und würde vielleicht bis ans Ende so gegangen sein, wenn Gertrud das einzige Mädchen im Kloster gewesen wäre. Aber unter ihren Gefährtinnen waren einige, die wohl wußten, daß ihre eigentliche Bestimmung die Ehe sei. Die kleine Gertrud, von den Vorstellungen ihres hohen Standes erfüllt, rühmte sich mit hochtrabenden Worten ihrer zukünftigen Bestimmung als Aebtissin, als Klosterfürstin; sie wollte durchaus ein Gegenstand des Neides für die Andern sein und sah mit Verwunderung und Aerger, daß einige von ihnen davon gar nichts wissen wollten. Den erhabenen, aber beschränkten und kalten Bildern, die sich die Phantasie von der Oberherrschaft in einem Kloster bilden konnten, hielten diese Mädchen die mannigfaltigen und glänzenden Vorstellungen von Hochzeiten, Gastmählern, Abendgesellschaften und Landhäusern entgegen; sie sprachen von ritterlichen Spielen, von ihren Anbetern und sahen sich bereits schön geputzt in prächtigen Kutschen fahren. Solche Gespräche brachten nun in Gertruds Seele eine Bewegung, einen Aufruhr hervor, wie ein Korb voll frisch gepflückter Blumen, den man vor einen Bienenstock stellt. Eltern und Erzieherinnen hatten die natürliche Eitelkeit in ihr erzeugt und genährt, damit sie am Klosterleben Gefallen fände; als aber diese Leidenschaft durch andere Vorstellungen, die ihr verwandter waren, aufgeregt wurde, überließ sie sich ihnen mit voller Gluth. Um nun hinter ihren Gefährtinnen nicht zurück zu bleiben und zugleich ihren neuen Neigungen zu willfahren, erklärte sie, daß sie am Ende doch Keiner zwingen könnte, den Schleier zu nehmen; daß sie sich ebenfalls verheiraten dürfte und das Leben mehr als sie alle genießen könnte; sie könnte es, sobald sie nur wollte; und sie wollte es wirklich. Der Gedanke, daß ihre Einwilligung zur Einkleidung nothwendig sei, hatte bis jetzt unbeachtet und gleichsam ihr selbst noch verborgen in ihrer Seele geschlummert; jetzt erwachte er plötzlich in seiner ganzen

Größe und Bedeutung. Um ungestört und unbekümmert in den Bildern einer frohen Zukunft schwelgen zu können, mußte sie diesen Gedanken jeden Augenblick wach rufen, denn es knüpfte sich an ihn sogleich immer noch ein anderer. Es handelte sich nämlich darum, jene Einwilligung dem fürstlichen Vater zu verweigern, der sie bereits hatte, oder als gegeben betrachtete, und bei diesem Gedanken war die Tochter nicht so muthig und beherzt, wie man es nach ihren prahlerischen Worten hätte vermuthen sollen. Sie verglich sich dann mit ihren Gefährtinnen, die viel glücklicher und ruhiger lebten als sie, und schmerzlich empfand sie den Neid gegen diese, den sie anfangs ihnen hatte einflößen wollen.

Unter so beklagenswerthen Kämpfen mit sich und Andern hatte sie die Kindheit überschritten und trat nun in die so gefährlichen Jahre, in denen die Seele wie von einer geheimnißvollen Macht regiert zu werden scheint, die alle Neigungen und Gedanken ins Leben ruft, sie schmückt und stärkt, sie umwandelt und ihnen oftmals eine ganz andere Richtung giebt. Was Gertrud bisher in ihren Träumen von der Zukunft am heißesten ersehnt hatte, waren äußerer Glanz und Pracht. Eine gewisse Weichheit und Empfindsamkeit, die anfangs nur flüchtig ihr Gemüth beherrschte und die deutlicheren Gestalten noch wie in einen Nebel gehüllt erscheinen ließ, gewann nun die Oberhand.

Es war gesetzlich, daß ein junges Mädchen nicht als Nonne aufgenommen werden konnte, wenn sie nicht von einem Geistlichen, welcher der Vicar der Nonnen genannt wurde, oder von irgend einem andern Stellvertreter vorher geprüft worden war, um sich zu versichern, daß sie aus freier Wahl den Schleier nahm. Erst ein Jahr darauf, nachdem sie ihren Wunsch dem Vicar in einer Bittschrift vorgetragen hatte, durfte die Prüfung stattfinden. Die Nonnen, die das traurige Amt übernommen hatten, Gertrud für immer an das Kloster zu binden, wählten einen jener trüben Augenblicke, von denen wir gesprochen haben, und ließen sie, völlig in Unkenntniß über das, was sie that, eine solche Bittschrift abschreiben und mit ihrem Namen unterzeichnen. Und um sie desto leichter zu diesem Schritte zu bewegen, unterließen sie nicht, ihr zu sagen und zu wiederholen, daß eine solche Schrift am Ende

doch nur eine bloße Förmlichkeit sei (worin sie auch die Wahrheit sprachen), die erst durch die nachfolgenden Handlungen, die noch von ihrem Willen abhingen, in Kraft treten könnte. Trotzdem wäre die Bittschrift vielleicht noch nicht an ihre Bestimmung gelangt; denn Gertrud bereute schon sie geschrieben zu haben. Dann machte sie sich wieder Vorwürfe über diese Reue und so verbrachte sie Tage und Monate in einem beständigen Wechsel von Wollen und Nichtwollen.

Ein anderes Gesetz befahl, daß ein junges Mädchen zur Prüfung ihres Berufes nicht zugelassen werden sollte, wenn sie nicht vorher wenigstens einen Monat außerhalb des Klosters, in welchem sie erzogen worden, zugebracht hätte. Seit Absendung der Bittschrift war fast ein Jahr verflossen, und Gertrud erhielt die Nachricht, daß sie binnen Kurzem aus dem Kloster abgeholt und nach dem väterlichen Hause gebracht werden würde, um jenen Monat daselbst zu verleben und alle die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, welche die Vollendung des begonnenen Werkes erforderten. Der Fürst und die übrige Familie betrachteten alles schon so gut wie abgemacht. Aber die Gesinnungen des jungen Mädchens hatten sich sehr verändert; anstatt die weiteren Schritte zu thun, sann sie nur auf ein Mittel, den ersten rückgängig zu machen. In dieser Qual beschloß sie, sich einer ihrer Gefährtinnen, der aufrichtigsten, anzuvertrauen, die ihr stets bereitwillig mit Rath und That beigestanden hatte. Diese rieth ihr, sie sollte ihrem Vater brieflich ihren Willen und ihren Entschluß mittheilen, weil sie nicht den Muth dazu hätte, ihm dreist ins Gesicht zu sagen „ich will nicht." Daß guter Rath in dieser Welt theuer ist, sollte Gertrud erfahren; denn ihre Rathgeberin machte sich durch allerlei Spöttereien über ihre Feigheit lustig. Der Brief ward indessen unter drei oder vier Vertrauten entworfen, heimlich geschrieben und auf sehr listigem Wege befördert. In ängstlicher Spannung erwartete Gertrud eine Antwort. Sie kam nicht. Einige Tage darauf ließ die Aebtissin sie in ihre Zelle kommen und war in ihrem Benehmen gegen sie sehr ernst und strenge; sie gab ihr zu verstehen, daß der Fürst sehr zornig sei, und sprach von einer Uebereilung, die sie begangen haben müsse; sie ließ jedoch

durchblicken, daß sie durch eine gute Aufführung alles wieder gut machen könnte und daß der Fürst alles vergessen wollte. Das junge Mädchen verstand den Wink und wagte nicht weiter zu fragen.

Endlich erschien der so gefürchtete und ersehnte Tag. Gertrud wußte wohl, daß sie einem Kampfe entgegen ging; doch das Kloster auf einige Wochen verlassen zu können, die Mauern, in denen sie acht Jahre lang eingeschlossen gewesen, hinter sich zu haben, in einer Kutsche durch die freien Felder hinzurollen, die Stadt, das Vaterhaus wiederzusehen — das waren Eindrücke, die sie mit einer stürmischen Freude erfüllten. Was den Kampf betraf, so hatte sie schon unter der Anleitung jener Vertrauten ihre Maßregeln genommen und war mit ihrem Plan so zu sagen im Reinen. Entweder werden sie mich mit Gewalt zwingen wollen, dachte sie, und dann werde ich Stand halten; ich werde gelassen und artig sein, aber nicht einwilligen; es handelt sich nur darum, durchaus nicht Ja zu sagen; und ich will es nicht sagen. Oder sie werden mich durch Güte einnehmen wollen, und dann werde ich noch sanfter sein als sie, ich werde weinen, flehen, ihr Mitleid rühren, denn am Ende verlange ich doch nur, nicht aufgeopfert zu werden. Aber wie es oft bei solchen Voraussetzungen geschieht, es traf weder die eine, noch die andere ein. Die Tage verflossen, ohne daß der Vater oder sonst Jemand ein Wort mit ihr von der Bittschrift oder dem Widerrufe sprach; weder durch Schmeicheleien, noch durch Drohungen wurde ihr irgend eine Zumuthung gemacht. Die Eltern waren ernst, mißmuthig und mürrisch gegen sie, ohne jedoch den Grund dafür anzugeben. Man ersah nur daraus, daß sie Gertrud wie eine Verbrecherin, als eine Unwürdige betrachteten; ein schwerer Fluch schien auf ihr zu ruhen und sie von der Familie zu scheiden; stets ließ man sie den Zwang fühlen, den man sich anthat, mit ihr verkehren zu müssen. So durfte sie nur sehr selten und zu gewissen festgesetzten Stunden mit den Eltern und dem ältesten Bruder verkehren. In den Gesprächen dieser drei herrschte eine große Vertraulichkeit und Einigkeit, wodurch Gertrud die Zurücksetzung noch schmerzlicher empfand. Keiner richtete das Wort an sie, und betrafen

die Worte, die sie schüchtern und ängstlich hervorbrachte, nicht eine ganz nothwendige Sache, so wurden sie nicht beachtet oder mit einem strengen, verächtlichen Blick beantwortet.

Diese Eindrücke bildeten einen schmerzlichen Kontrast mit den lachenden Bildern, die Gertrud in ihrer Einsamkeit so lange beseelt hatten und mit denen ihre Seele in der Stille sich noch immer beschäftigte. In dem glänzenden väterlichen Hause hatte sie gehofft, die geträumten Dinge auf einmal in Wirklichkeit zu genießen; aber sie fand sich darin getäuscht. Sie mußte streng im verschlossenen Zimmer bleiben, wie im Kloster; nicht einmal von einem Spaziergang war die Rede; und ein Gang, der vom Haus aus nach einer daranstoßenden Kirche führte, schnitt noch die einzige Gelegenheit ab, die sich dargeboten hätte, den Fuß auf die Straße zu setzen. Der Umgang war trauriger, spärlicher, und bot in seiner Eintönigkeit weniger Abwechselung dar als im Kloster. So oft ein Besuch angemeldet ward, mußte Gertrud in ihr Zimmer hinauf gehen und sich dort mit einigen alten Dienerinnen einschließen; hier speiste sie auch zu Mittag, so oft ihre Eltern Gäste zu Tische hatten. Die Dienerschaft richtete sich in ihrem Betragen und in ihren Reden nach dem Beispiele und den Absichten der Herrschaft. Gertrud hätte sie gern nach ihrer Gewohnheit mit vornehmer Herablassung und Vertraulichkeit behandelt, denn in der Lage, worin sie sich befand, würde sie jeden Beweis von Theilnahme, wie von ihres Gleichen kommend, mit Dank aufgenommen haben; sie erniedrigte sich fast so sehr, darum zu betteln, und mußte endlich, gedemüthigt und gekränkt, mit Schmerz erkennen, wie selbst der Geringste ihr mit offenbarer Geringschätzung entgegen trat, wenn er ihr auch den schuldigen Gehorsam nicht verweigerte. Um so weniger konnte es ihr entgehen, daß ein Page von allen Uebrigen eine Ausnahme machte, der ihr eine große Ehrfurcht bezeigte und ein eigenthümliches Mitleid für sie empfand. Dieser junge blühende Mensch hatte mit dem erträumten Wesen ihrer Phantasie die meiste Aehnlichkeit. Bald entdeckte man in dem Betragen des jungen Mädchens eine ungewöhnliche Veränderung, eine Ruhe und eine Unruhe, die von ihrem gewöhnlichen Wesen sehr abwich; es war, als hätte sie ein

längst ersehntes Gut gefunden, das sie jeden Augenblick bewachen müßte, um es den Blicken Anderer zu verbergen. Man beaufsichtigte sie mehr als je. Da überraschte sie eines Morgens eine Kammerfrau, wie sie ein Blatt Papier, worauf sie besser gethan hätte nichts zu schreiben, hastig zusammenfaltete. Nach kurzem Zank und Streit kam das Blatt in die Hände der Kammerfrau, die es dem Fürsten übergab.

Gertrudens Schrecken, als sie ihn kommen hörte, läßt sich weder beschreiben, noch denken; es war der Vater, der zornige Vater, der nahte, und sie fühlte sich strafbar. Als sie ihn aber mit finsterm Blick, das Blatt in der Hand, herein treten sah, da hätte sie gewünscht, hundert Klafter tief unter der Erde zu sein, oder in ihrem Kloster. Der Fürst richtete nur wenige Worte an sie, aber diese waren vernichtend; als Strafe wurde ihr angekündigt auf ihrem Zimmer bei verschlossenen Thüren zu bleiben, unter Aufsicht der Kammerfrau, welche die Entdeckung gemacht hatte. Aber das war nur der Anfang, nur eine Vorkehrung für den ersten Augenblick; man verhieß ihr noch eine andere Strafe, die um so schrecklicher war, da sie sich nur aus gewissen Drohungen ahnen ließ.

Der Page wurde natürlich sogleich fortgejagt; dabei wurde auch ihm mit einer schrecklichen Strafe gedroht, wenn er es jemals wagen sollte, von dem Vorfalle eine Silbe zu verrathen. Der Fürst gab ihm bei dieser Weisung noch zwei derbe Ohrfeigen, ein Denkzettel, der dem losen Buben alle Versuchung benehmen sollte, sich dessen zu rühmen.

So blieb denn Gertrud mit gebrochenem Herzen, voll Scham und Reue und mit dem Entsetzen vor der Zukunft allein auf ihrem Zimmer zurück, unter der Aufsicht jenes Weibes, das sie als einen Zeugen ihrer Schuld und als die Ursache ihres Mißgeschickes haßte. Und diese haßte Gertrud eben so sehr, weil sie durch sie, ohne zu wissen auf wie lange Zeit, zu dem langweiligen Leben einer Kerkermeisterin verdammt und für's ganze Leben die Mitwisserin eines gefährlichen Geheimnisses geworden war, das sie um keinen Preis verrathen durfte. Der erste Aufruhr dieser Gefühle wurde nach und nach stiller; bald

aber erfaßte er aufs neue das Gemüth, um es in Ruhe noch ärger zu quälen. Was für eine Strafe konnte nur mit jener räthselhaften Drohung gemeint sein? Der glühenden und erregten Phantasie Gertrudens stellte sich eine ganze Hölle von mannigfaltigen, ungewöhnlichen Strafen dar.

Nach vier oder fünf langen Tagen der Gefangenschaft fühlte sich Gertrud eines Morgens heftiger als je über die abscheuliche Behandlung ihrer Wächterin erbittert; sie setzte sich in eine Ecke ihres Zimmers, verbarg das Gesicht in beide Hände und blieb so eine Weile, um ihre Wuth in sich zu verzehren. Da empfand sie auf einmal ein übermäßiges Bedürfniß, andere Gesichter zu sehen, andere Stimmen zu hören, anders behandelt zu werden. Sie gedachte ihres Vaters, der ganzen Familie; sie schauderte vor diesem Gedanken zurück. Aber es fiel ihr ein, daß es nur von ihr abhinge, in ihnen Freunde zu finden, und es überkam sie plötzlich ein heftiges Verlangen nach ihnen; eine ungeheure Reue über ihr Vergehen folgte und ein eben so großes Verlangen, es abzubüßen. Nicht daß ihr Wille diesen Vorsatz schon fest gefaßt hätte, er hatte sich nur noch niemals ihm so geneigt gezeigt. Sie erhob sich, ging an einen kleinen Tisch, ergriff jene unheilvolle Feder und schrieb dem Vater einen Brief voller Begeisterung und Niedergeschlagenheit, voller Betrübniß und Hoffnung; sie flehte um Vergebung, und versprach, sich in Allem dem Willen des Vaters zu fügen.

Zehntes Kapitel.

Es giebt Augenblicke, wo das Gemüth, besonders in der Jugend, so gestimmt ist, daß schon ein klein wenig Bitten und Zureden hinreicht, alles von ihm zu erlangen, wenn es auch nur einen Schein des Rechten und Guten für sich hat; wo das Gemüth so weich und nachgiebig ist, wie eine kaum aufgebrochene Blume, die auf ihrem schwachen Stiele hin und herschwankt und ihren

lieblichen Duft willig in die sie umgebende Luft aushaucht. Diese Augenblicke, die mit ehrfurchtsvoller Scheu bewundert werden sollten, sind gerade diejenigen, auf welche die Bosheit sorgfältig lauert und sie schnell ergreift, um diese Schwäche zu benutzen.

Als der Fürst Gertrudens Brief gelesen hatte, erkannte er sogleich, daß er jetzt leichtes Spiel haben würde, um seinen Zweck zu erreichen. Er ließ sie zu sich rufen, und während er sie erwartete, beschloß er das Eisen zu schmieden, so lange es glühend sei. Gertrud erschien mit niedergeschlagenen Augen, sank ihrem Vater zu Füßen und „Verzeihung" war Alles, was sie hervorzubringen vermochte.

Der Fürst gebot ihr aufzustehen, und mit einer Stimme, die wenig geeignet war, zu ermuthigen, erklärte er ihr, daß es nicht genügend sei, um Verzeihung zu bitten, damit wäre natürlich Jeder gleich bei der Hand, der sich schuldig fühlt und die Strafe fürchtet; kurz, man müsse die Verzeihung auch zu verdienen suchen. Gertrud fragte unterwürfig und zitternd, was sie zu thun habe. Der Fürst (das Herz sträubt sich, ihm in diesem Augenblick den Namen Vater zu geben) ging über diese Frage hin und fing an eine lange Rede über Gertrudens Vergehen zu halten, bei der jedes Wort in der Seele der Aermsten einen Schmerz erzeugte, als ob eine rauhe Hand über eine brennende Wunde hinstreiche. Selbst wenn er wirklich die Absicht gehabt hätte . . . fuhr er fort . . . ihr eine Stellung in der Welt zu schaffen, so habe sie seiner Absicht jetzt selbst ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg gestellt; denn ein Edelmann, der auf Ehre halte, wie er, könnte nimmermehr das Herz haben, einem rechtschaffenen Manne die Hand eines Mädchens anzutragen, das solch eine Probe ihrer Sittsamkeit gegeben. Die unglückliche Zuhörerin war wie vernichtet. Die Stimme und die Worte des Fürsten wurden nun nach und nach milder und er fuhr fort, daß es für jedes Vergehen ein Mittel gäbe, dasselbe wieder gut zu machen, und das Mittel, durch welches sie ihre Schuld sühnen könnte, müßte ihr doch jetzt klar geworden sein, indem sie durch dieses traurige Ereigniß erkannt haben müßte, daß das Leben in der Welt zu gefahrvoll für sie sei . . .

„Ach ja, mein Vater", rief Gertrud, von Reue und Scham überwältigt, aus.

„Du siehst es also selbst ein", nahm der Fürst gleich wieder das Wort. „Nun gut, so soll von dem Vergangenen nicht mehr die Rede sein. Alles ist vergessen. Du hast den einzigen, ehrenvollen und schicklichen Entschluß gefaßt, der dir noch übrig blieb; und da du ihn aus freiem Willen und aus Ueberzeugung gefaßt hast, so ist es auch meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß er dir heilbringend werde. Ich nehme die Sorge dafür auf mich." Mit diesen Worten ergriff er eine Klingel, die auf dem Tische stand, schellte und sagte zu dem hereintretendeu Diener: „Die Fürstin und der junge Fürst! schnell. Sie sollen sogleich an meiner Freude Theil nehmen", fuhr er darauf zu Gertrud gewendet fort, „ich will, daß Alle sogleich anfangen, dich nach Gebühr zu behandeln. Du hast die väterliche Strenge erfahren; nun sollst du auch den zärtlichen Vater kennen lernen."

Gertrud stand bei diesen Worten wie betäubt da. Jetzt erst dachte sie darüber nach, ob das Ja, welches sie sich hatte entschlüpfen lassen, wirklich so bedeutungsvoll sei? Jetzt erst sann sie nach, ob sie es nicht auf die eine oder die andere Weise wieder zurücknehmen könnte? Umsonst. Der Fürst war so fest von ihrem Entschluß überzeugt, seine Freude darüber war so lebhaft, seine Ueberredung so fein und seine Güte hatte etwas so Zwingendes, daß Gertrud auch nicht den leisesten Einwand zu machen wagte.

Nach einigen Minuten erschienen die beiden Gerufenen, und als sie Gertrud erblickten, sahen Beide sie mit Erstaunen und Verwunderung an. Doch des Fürsten liebevolles Benehmen gegen die Tochter befahl ihnen, sich darnach zu richten. „Hier ist das verirrte Schaf", sagte er heiter und zufrieden, „und nun kein Wort mehr, das eine traurige Erinnerung zurückriefe. Gertrud ist jetzt die Freude und der Trost der Familie; sie bedarf des Rathes nicht mehr. Was wir zu ihrem Wohle wünschten, das will sie jetzt selbst, aus Ueberzeugung, aus freiem Willen .... sie ist entschlossen ... sie hat mir erklärt, daß sie entschlossen ist ..." Bei diesen Worten sah Gertrud den Vater mit einem halb erschrockenen, halb flehenden Blick an, als wollte sie ihn bitten,

seine Rede nicht zu vollenden; dieser aber fuhr, ohne darauf zu achten, fort, „daß sie entschlossen ist, den Schleier zu nehmen.“

„Vortrefflich! herrlich!“ riefen Mutter und Bruder zugleich und Beide umarmten Gertrud, die sich diese Beweise der Zärtlichkeit und freundlichen Theilnahme unter Thränen gefallen ließ, die natürlich für Thränen der Freude ausgelegt wurden. Nun ließ sich der Fürst weitläufig darüber aus, was er Alles thun werde, um den neuen Stand der Tochter so angenehm und glänzend als möglich zu machen. Er sprach von den Auszeichnungen, die sie im Kloster und in der ganzen Gegend genießen sollte; wie eine Fürstin, als die Vertreterin der Familie, würde sie daselbst leben, und sobald ihr Alter es nur gestatte, sollte sie zur ersten Würde erhoben werden. Die Fürstin und der junge Fürst wiederholten einmal über das andere ihre Glückwünsche und ihren Beifall. Gertrud glaubte zu träumen.

„Wir müssen nun auch den Tag festsetzen, um nach Monza zu gehen und der Aebtissin unser Gesuch vorzutragen“, sagte der Fürst. „Wie wird sie sich freuen! Ich kann euch versichern, das ganze Kloster wird die Ehre zu schätzen wissen, die Gertrud ihm erzeigt.“

„Warum gehen wir nicht lieber heute schon hin? Gertrud würde gewiß gern ein wenig Luft schöpfen.“

„So laßt uns gehen“, sagte die Fürstin.

„Ich werde sogleich die nöthigen Befehle geben“, sprach der junge Fürst.

„Aber . . .“, fiel Gertrud halblaut schüchtern ein.

„Still, still!“ nahm der Fürst das Wort, „lassen wir sie entscheiden. Vielleicht fühlt sie sich heute nicht gestimmt dazu, und möchte lieber bis morgen warten. Sprich, Gertrud, willst du, daß wir heute noch oder morgen hingehen?“

„Morgen“, versetzte Gertrud mit schwacher Stimme, die nur daran dachte, Zeit zu gewinnen.

„Also morgen“, sagte der Fürst feierlich; „sie hat erklärt, daß sie morgen geht. Inzwischen will ich den Vicar der Nonnen bitten, daß er mir den Tag für die Prüfung festsetzt.“ Gesagt, gethan. Der Fürst ging wirklich (was keine kleine Herablassung

war) zu dem genannten Vicar, der ihm seine Dienste auf übermorgen versprach.

Nach jener feierlichen Unterredung wurde Gertrud sogleich in das Kabinet der Fürstin geführt, um dort unter ihrer Aufsicht von der Kammerfrau geschmückt und umgekleidet zu werden. Man war noch nicht ganz damit fertig, als auch schon zu Tische gerufen wurde. Gertrud schritt durch die Dienerschaft, welche durch Verneigungen ihre Glückwünsche ausdrückte, und traf einige der nächsten Verwandten, die schnell noch ihr zu Ehren eingeladen waren, um sich ihrer wiederhergestellten Gesundheit und des neuen Berufes, den sie erwählt hatte, zu freuen.

Die junge Braut (so nannte man die jungen Mädchen, die Nonnen werden wollten, und darum ward Gertrud bei ihrem Erscheinen von Allen mit diesem Namen begrüßt) hatte vollauf zu thun, alle die Artigkeiten zu erwidern, mit denen man sie von allen Seiten überhäufte. Sie fühlte sehr gut, daß jede ihrer Antworten eine Annahme, eine Bestätigung enthielt; aber wie hätte sie anders antworten sollen? Gleich nach aufgehobener Tafel wurde eine Spazierfahrt gemacht. Gertrud stieg mit der Mutter in eine Kutsche; zwei Oheime, die ebenfalls eingeladen waren, begleiteten sie. Nachdem man eine Strecke gefahren, gelangte man auf die Marinastraße, die damals die Fläche durchschnitt, welche jetzt die öffentlichen Gärten einnehmen, und der Ort war, wohin sich die Vornehmen fahren ließen, um sich von den Anstrengungen des Tages zu erholen.

Als der Abend anbrach, kehrte man nach Hause zurück; die Diener eilten mit Fackeln herbei und meldeten, daß viele Besuche schon warteten. Die Nachricht hatte sich verbreitet und Verwandte und Freunde strömten herbei, um ihre Glückwünsche darzubringen. Man trat in den Gesellschaftssaal. Um die junge Braut drehte sich alles; sie war der Abgott der Gesellschaft, das Opferlamm. Endlich trennte sich die Gesellschaft; Alle schieden heiter und zufrieden und Gertrud blieb mit den Eltern und dem Bruder allein.

„Endlich“, sagte der Fürst, „habe ich die Freude gehabt, meine Tochter so behandelt zu sehen, wie es sich für ihren Stand gebührt. Man muß aber gestehen, daß auch sie sich ganz vor-

trefflich benommen hat; sie hat gezeigt, daß es ihr keine Schwierigkeit macht, die erste Rolle zu spielen und die Würde der Familie zu vertreten."

Die Abendmahlzeit war kurz, weil man sich bald niederlegen wollte, um am nächsten Morgen bei guter Zeit reisefertig zu sein.

Die betrübte und erbitterte Gertrud, durch die vielen Huldigungen, die sie den Tag hindurch erhalten hatte, noch ganz geschwellt, erinnerte sich in diesem Augenblick, was sie von ihrer Kerkermeisterin hatte leiden müssen; und da sie den Vater so geneigt sah, ihr bis auf einen Punkt in allem den Willen zu thun, so wollte sie diese Gunst dazu benutzen, von den Leidenschaften, die sie quälten, wenigstens eine, die Rachsucht, zu befriedigen. Sie äußerte daher eine große Abneigung gegen ihre Kammerfrau und beklagte sich schwer über deren Betragen.

„Wie!" sagte der Fürst, „sie hat es also an Ehrerbietung gegen dich fehlen lassen? Morgen, morgen will ich ihr den Kopf waschen, daß sie dran denken soll. Laß mich nur machen. Du sollst Genugthuung haben. Auf keinen Fall soll meine Tochter, die meine ganze Zufriedenheit besitzt, eine Person um sich dulden, die ihr widerwärtig ist." Nach diesen Worten ließ er eine andere Kammerfrau rufen und befahl ihr, die Tochter zu bedienen.

Als Gertrud ihre Rachsucht gestillt hatte, verdroß es sie, daß die Genugthuung, die sie erhalten, ihr im Vergleich zu der Begierde, die sie darnach gehabt, so wenig Freude machte; ihr Verdruß wurde noch größer als sie nachdachte und erkannte, wie große Fortschritte sie an diesem Tage auf dem Wege zum Kloster gemacht hatte. An Zurücktreten war nicht mehr zu denken; dazu hätte sie jetzt bei weitem mehr Muth und Entschlossenheit bedurft, als einige Tage früher hingereicht haben würde. Sie hatte nicht mehr die Kraft dazu.

Die Kammerfrau, die sie nach ihrem Zimmer begleitete, war eine alte Dienerin des Hauses, die schon den jungen Fürsten, als er noch in den Windeln lag, gewartet hatte, der ihr Stolz war und auf den sie alle ihre Hoffnungen setzte. Sie freute sich über

Gertrudens gefaßten Entschluß und über den glücklichen Ausgang dieses Tages so, als gälte es ihr eigenes Glück.

Als letztes Vergnügen dieses Tages mußte Gertrud auch noch die Glückwünsche, Lobsprüche und Rathschläge der guten Alten anhören; sie erzählte ihr von gewissen Tanten und Großtanten, die sich als Nonnen überglücklich gefühlt und ihrer fürstlichen Geburt wegen die höchsten Ehren genossen hätten; die so klug gewesen wären, immer noch eine Hand nach außen im Spiele zu behalten, so daß sie von ihrem Sprachzimmer aus in vielen Unternehmungen Siegerinnen geworden, denen die größten Damen mit all ihrem Scharfsinn unterlegen waren. Sie erzählte ihr von den Besuchen, die sie zu empfangen hätte; eines Tages würde der junge Fürst mit seiner Braut kommen, die sicherlich eine sehr vornehme Dame sein müßte, und dann würde nicht nur das Kloster, sondern die ganze Gegend in Bewegung kommen.

So schwätzte die Alte, während sie Gertruden entkleidete, als Gertrud schon im Bette lag; sie schwätzte noch, als Gertrud schon schlief. Jugend und Ermüdung hatte über die Traurigkeit gesiegt. Der Schlaf war unruhig und von schweren Träumen beängstigt; doch unterbrach ihn erst die kreischende Stimme der Alten, die sie am frühen Morgen wach rüttelte, damit sie sich zu der Fahrt nach Monza rüste.

„Auf, auf, Fräulein Bräutchen! es ist heller Tag; wir brauchen wenigstens eine Stunde, um Sie anzukleiden und zu schmücken. Die Frau Fürstin ist längst aufgestanden; man hat sie vier Stunden früher als gewöhnlich geweckt. Auch der junge Fürst ist längst auf den Beinen und munter wie ein Häschen, der kleine Kobold; so war er schon als Kind, wie ich ihn noch auf meinen Armen trug. Munter, munter, junges Fräulein! Was sehen Sie mich denn so verwundert an? Sie müßten schon längst aus dem Bette sein."

Gertrud gehorchte, kleidete sich schnell an, ließ sich schmücken und erschien im Saale, wo die Eltern und der Bruder schon versammelt waren. Sie mußte sich auf einem bequemen Armstuhl niederlassen und man reichte ihr eine Tasse Chocolade; was zu

jener Zeit ungefähr dasselbe bedeutete, wie bei den alten Römern das Anlegen der Toga.

Als gemeldet ward, daß die Kutsche bereit stehe, nahm der Fürst die Tochter bei Seite und sagte zu ihr: „Wohlan, Gertrud, gestern hast du uns Ehre gemacht, heute mußt du dich selbst übertreffen. Es kommt darauf an, in dem Kloster und in dem Orte, wo du bestimmt bist, die erste Rolle zu spielen, mit Würde und mit allem Anstande aufzutreten. Sie erwarten dich.“ — Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß der Fürst am Tage vorher der Aebtissin noch schleunigst Nachricht gegeben hatte. „Sie erwarten dich und Aller Augen werden auf dich gerichtet sein. Sei also ganz ungezwungen und unbefangen. Die Aebtissin wird dich fragen, was du willst; das ist aber nur eine Förmlichkeit. Du kannst antworten, du wünschest in diesem Kloster, wo du so liebevoll erzogen worden, wo man dich mit so vielen Freundlichkeiten überhäuft hätte, worin du doch auch die Wahrheit sprichst, eingekleidet zu werden. Trage diese wenigen Worte in ungezwungener Weise vor, damit es nicht etwa heiße, sie seien dir in den Mund gelegt worden, und du könntest nicht für dich selbst sprechen. Die guten Mütter wissen nichts von dem, was vorgefallen ist; das ist ein Geheimniß, welches in der Familie begraben bleiben soll. Trage also auf deinem Gesicht nicht etwa Zerknirschung oder Furcht zur Schau; das könnte Verdacht erregen. Vergiß nicht, aus welchem Geschlechte du entsprossen bist. Sei bescheiden und artig; aber denke auch daran, daß an diesem Orte, außer der Familie, Niemand über dir steht.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, brach der Fürst auf; Gertrud, die Fürstin und der junge Fürst folgten ihm, gingen die Treppe hinab und stiegen in den Wagen. Unterwegs gab der Fürst der Tochter noch viele gute Lehren und wiederholte ihr mehr als einmal die Formel, wie sie zu antworten habe. Als sie in Monza einfuhren, zog sich Gertrudens Herz krampfhaft zusammen. Doch wurde ihre Aufmerksamkeit für den Augenblick durch einige, ich weiß nicht, was für Herren, gefesselt, die den Wagen anhalten ließen, um sie durch eine kleine Anrede zu empfangen. Als darauf

der Wagen sich wieder in Bewegung setzte, fuhr man langsamer dem Kloster zu, mitten durch eine Schaar von Neugierigen, die von allen Seiten herbeiliefen. Der Wagen hielt endlich vor den bekannten Mauern, vor der Pforte still; Gertrudens Herz schlug noch weit ungestümer. Man stieg aus, von einem Haufen Volks umringt, welchen die Dienerschaft zurückdrängte. Alle die Blicke, die auf die Aermste gerichtet waren, zwangen sie, unaufhörlich auf ihr Benehmen zu achten; aber mehr als alle diese Blicke zusammen fürchtete sie die Augen des Vaters, die alle ihre Bewegungen und Mienen wie durch einen unsichtbaren Zügel lenkten. Man gelangte durch den ersten Hof in den zweiten; hier war die innere Klosterpforte weit geöffnet und dicht mit Nonnen besetzt. In der ersten Reihe die Aebtissin, von den ältesten Schwestern umgeben; hinter diesen standen andere Nonnen, dicht an einander gedrängt, einige auf den Fußspitzen; zuletzt die Laienschwestern auf Schemeln stehend. Hin und wieder sah man auch ein paar jugendliche Augen leuchten, einige junge Gesichtchen zwischen den Kapuzen durchblicken; es waren die keckesten und die muthigsten unter den Kostgängerinnen, die sich durch die Nonnen durchgedrängt und sich glücklich eine Oeffnung gemacht hatten, um auch etwas sehen zu können. Aus diesem Gedränge erschollen Bewillkommungen hervor; man sah viele Arme wie zu einem herzlichen Empfang ausgebreitet. Man erreichte die Pforte; Gertrud stand der Mutter Aebtissin gegenüber. Nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen fragte diese sie in einem halb heitern, halb ernsten Tone, was ihr Begehr an diesem Orte sei, wo ihr Niemand etwas verweigern würde.

„Ich bin hier ....", fing Gertrud an; aber als sie die Worte aussprechen sollte, die ihr Geschick unwiderruflich entschieden, zauderte sie einen Augenblick und heftete die Augen fest auf die sie umgebende Menge. In diesem Momente traf ihr Blick eine ihrer früheren Gespielinnen, die sie mit halb mitleidiger, halb boshafter Miene betrachtete, als wollte sie sagen: Ei, ei, hat sich die Prahlerin doch fangen lassen! Dieser Anblick regte in ihrer Seele alle die alten Empfindungen wieder lebhaft auf und gab ihr auch zugleich ein wenig von dem früheren Muthe zurück, und schon suchte

sie nach einer ausweichenden Antwort; doch als sie, gleichsam um ihre Kräfte zu prüfen, den Blick zum Angesichte des Vaters erhob, sah dieser sie so ungeduldig, so finster und drohend an, daß sie aus Furcht entschlossen, mit derselben Schnelligkeit, womit sie vor einem Gegenstande des Entsetzens die Flucht ergriffen haben würde, in ihrer Antwort fortfuhr: „Ich bin hier, um die Erlaubniß zu bitten, in diesem Kloster, worin ich so liebevoll erzogen worden, den Schleier nehmen zu dürfen.“ Die Aebtissin antwortete sogleich, es sei ihr sehr leid, daß die Gesetze es nicht zuließen, ihr augenblicklich eine bestimmte Antwort und ihre Einwilligung zu geben; diese könnte erst nach einer allgemeinen Abstimmung der Schwestern erfolgen, der die Erlaubniß der Obern vorangehen müsse. Gertrud aber kenne genugsam die Gesinnungen, die man für sie hege, und sie könnte daher wohl schon voraus wissen, wie die Antwort ausfallen würde; bis dahin aber verbiete es kein Gesetz der Aebtissin, noch den Schwestern, ihr die Freude zu erkennen zu geben, die sie über das Gesuch empfänden. Es erhob sich darauf ein verworrener Lärm von Glückwünschen und Beifallsbezeigungen. Zugleich brachte man große silberne Schalen voll Zuckerwerk, die zuerst der jungen Braut und dann den Eltern dargereicht wurden. Während einige von den Nonnen Gertruden umschmeichelten, sagten andere der Mutter und dem jungen Prinzen viel Schönes und Artiges. Die Aebtissin ließ den Fürsten ersuchen, an das Gitter des Sprachzimmers zu kommen, wo sie ihn erwarten würde. Zwei ältere Schwestern begleiteten sie, und als sie ihn erscheinen sah, sagte sie: „Um den Vorschriften zu gehorchen .... um einer nicht zu umgehenden Förmlichkeit zu genügen, obwohl in diesem Fall ... muß ich Ihnen sagen ... daß, so oft ein junges Mädchen den Schleier zu nehmen wünscht ... die Vorgesetzte, die ich unwürdiger Weise bin, verpflichtet ist ... den Eltern anzuzeigen, daß, wenn sie etwa dem Willen der Tochter Gewalt angethan hätten, sie in den Kirchenbann fallen. Sie müssen mich entschuldigen ...“

„Sehr wohl, sehr wohl, ehrwürdige Mutter. Ich lobe Ihre Gewissenhaftigkeit; es ist durchaus richtig ... aber Sie werden nicht zweifeln ...“

„O bedenken Sie, mein Fürst, daß es meine Pflicht ist, so zu sprechen . . . übrigens" —

„Gewiß, gewiß, Mutter Aebtissin."

Nachdem sie diese wenigen Worte gewechselt hatten, verneigten sich die beiden Sprechenden gegenseitig und trennten sich, als fiele es Beiden schwer, die Unterredung fortzusetzen; Jeder kehrte zu den Seinigen zurück; die Aebtissin ging hinein, der Fürst heraus.

„Nun wohlan", sagte der Fürst, „Gertrud wird bald Gelegenheit haben, sich nach Gefallen an der Gesellschaft dieser guten Mütter zu erquicken. Für jetzt wollen wir sie in Ruhe lassen; wir haben sie genug geplagt." Nach diesen Worten verneigte er sich und gab das Zeichen zum Aufbruch; die Familie rüstete sich mit ihm; die Höflichkeitsbezeigungen wiederholten sich noch einmal und man fuhr wieder ab.

Auf dem Heimwege fühlte sich Gertrud zum Sprechen nicht allzusehr aufgelegt. Erschreckt durch den Schritt, den sie gethan hatte, beschämt über ihre Zaghaftigkeit, über die Andern, wie über sich selbst aufgebracht, dachte sie über die Gelegenheiten nach, die ihr noch zum Neinsagen übrig blieben, und gab sich selbst in ihrer Niedergeschlagenheit und Bestürzung das Versprechen, sie wolle bei der ersten besten Gelegenheit dreister sein und den Kopf nicht wieder verlieren. Aber mit all diesen Gedanken konnte sie die Furcht vor den drohenden Blicken des Vaters nicht überwinden; erst als sie es wagte, ihm verstohlen einen Blick zuzuwerfen und sie sich überzeugte, daß jede Spur von Zorn aus seinem Gesichte verschwunden war, als sie merkte, daß er sehr zufrieden mit ihr sei, fühlte sie sich für einen Augenblick ganz ruhig und heiter.

Kaum nach Hause zurückgekehrt, wurde wieder Toilette gemacht; darnach die Mittagstafel, dann einige Besuche, dann ein Spaziergang, dann wieder Gesellschaft und endlich die Abendtafel. Als diese zu Ende war und die Gäste sich verabschiedet hatten, rückte der Fürst noch mit einer andern Angelegenheit heraus, mit der Wahl einer Pathe nämlich. So nannte man die Dame, welche, von den Eltern darum ersucht, die künftige junge Nonne in der Zeit zwischen dem Gesuche bis zur Einkleidung als Wäch-

terin überall hin begleitete; man besuchte während dieser Zeit die Kirchen, die öffentlichen Paläste, die Landhäuser, Gesellschaften, die Reliquien, kurz Alles, was in der Stadt und in der Umgegend sehenswerth war; damit die jungen Mädchen, ehe sie das unwiderrufliche Gelübde aussprechen, sich selbst überzeugten, welch einer Welt sie entsagten. „Wir müssen nun auch an eine Pathe denken", sagte der Fürst, „denn morgen wird der Vicar der Nonnen kommen, um die Prüfung abzumachen, und gleich darauf wird Gertrud von den frommen Müttern zur Aufnahme vorgeschlagen werden."

Er hatte sich bei diesen Worten gegen die Fürstin gewendet; diese glaubte sich dadurch aufgefordert, auch ihre Meinung abzugeben und fuhr fort: „da wäre . . ."; der Fürst aber unterbrach sie sogleich: „Nein, nein, Frau Fürstin; vor Allem muß die Pathe der jungen Braut gefallen; und wenn auch nach dem allgemeinen Gebrauche den Eltern die Wahl anheim gestellt ist, so hat Gertrud doch ein so gesundes Urtheil und einen so richtigen Takt, daß man mit ihr schon einmal eine Ausnahme machen kann." Hier wendete er sich Gertruden zu und fuhr mit einer sehr gnädigen und wichtigen Miene, die eine ganz besondere Vergünstigung ankündigen sollte, fort: „Jede von den Damen, die diesen Abend hier anwesend waren, besitzt die nöthigen Eigenschaften, um die Pathenstelle bei einem jungen Mädchen aus solchem Hause, wie unsere Tochter ist, zu vertreten; eine jede, sollte ich meinen, müßte sich geehrt fühlen, die Auserwählte zu sein; wähle also, meine Tochter."

Gertrud sah sehr wohl ein, daß eine Wahl treffen, aufs neue seine Zustimmung geben hieß; aber die Aufforderung geschah mit so vieler Freundlichkeit, daß eine Weigerung oder eine Entschuldigung wie eine abscheuliche Undankbarkeit ausgesehen haben würde. Sie that also auch diesen Schritt und nannte die Dame, die ihr diesen Abend am meisten gefallen, diejenige nämlich, die sie am meisten umschmeichelt, gelobt, und sie auf jene vertrauliche herzliche Weise behandelt hatte, die in den ersten Augenblicken der Bekanntschaft schon das Ansehn einer langgepflegten Freundschaft hat

„Eine vortreffliche Wahl", rief der Fürst aus, der gerade diese Dame für seine Tochter als Pathe wünschte und die Wahl auch nicht anders erwartet hatte.

Am andern Morgen erwachte Gertrud mit dem Gedanken an den Vicar, der zur Prüfung kommen sollte; und während sie noch darüber nachsann, ob sie nicht diese so entscheidende Gelegenheit noch zum Rücktritt benutzen könnte, ließ der Fürst sie rufen. „Wohlan, Tochter", redete er sie an, „bis jetzt hast du dich ganz vortrefflich benommen; heute kommt es darauf an, dem Werke die Krone aufzusetzen. Alles, was bis jetzt geschehen, ist mit deiner Einwilligung geschehen. Wenn während dessen Zweifel in dir aufgestiegen wären, oder Reue, jugendliche Grillen, so hättest du dich darüber erklären müssen; aber da die Sache nun einmal so weit vorgerückt ist, so ist zu dergleichen Kindereien keine Zeit mehr. Der gute, brave Mann, der heute Morgen kommen soll, wird dir hunderterlei Fragen über deinen Beruf vorlegen; ob du ihn aus freiem Willen erwählt hast, warum, wie du dazu gekommen bist und was weiß ich? Wenn du mit deinen Antworten zögerst, so wird er dich, wer weiß wie lange, auf die Folter spannen. Er würde dich bis zum Ueberdruß damit martern; es könnte aber auch noch ein anderes schlimmeres Uebel daraus entstehen. Nach all den öffentlichen Erklärungen, die bereits geschehen, würde schon das geringste Schwanken, welches man an dir wahrnähme, meine Ehre aufs Spiel setzen; man würde glauben, daß ich einen Gedanken, den du nur so hingeworfen, einen Einfall, für einen festen Entschluß genommen, daß ich die Sache gewaltsam herbeigezogen hätte und dergleichen mehr. In diesem Falle würde ich mich gezwungen sehen, zwischen zwei sehr ärgerlichen Auswegen wählen zu müssen; entweder müßte ich zugeben, daß die Welt von meiner Handlungsweise einen sehr schlechten Begriff bekommt, ein Ausweg, der sich durchaus nicht mit den Rücksichten verträgt, die ich mir selbst schuldig bin; oder ich müßte den wahren Beweggrund deines Entschlusses ans Licht ziehen und ...." Hier bemerkte er, daß Gertrudens Gesicht glühend roth ward, daß ihre Augen immer größer wurden und ihr Gesicht sich zusammenzog, wie die Blätter einer Blume in schwüler Luft, die einem Sturm-

wetter vorangeht. Er brach das Gespräch ab. „Nun, nun", nahm er mit heiterer Miene wieder das Wort, „es hängt alles von dir, von deinem Willen ab. Ich weiß, du hast Einsicht und bist vernünftig, du bist kein Kind, das eine abgemachte Sache noch zuletzt umstoßen und verderben wird; ich mußte doch aber auch für diesen unvorhergesehenen Fall denken. Wir wollen nun nicht mehr davon sprechen; wir sind darüber einig geworden, daß du mit Ungezwungenheit und Offenheit antworten wirst, damit in dem Kopfe des frommen Mannes nicht etwa Zweifel aufsteigen. Auf diese Weise bist du die Sache auch am schnellsten los." Und nachdem er ihr einige Antworten eingegeben, mit denen sie den muthmaßlichen Fragen begegnen sollte, ging er zu dem gewöhnlichen Gespräche von den Annehmlichkeiten und Genüssen über, die Gertrud im Kloster bevorständen; er unterhielt sie damit so lange, bis ein Diener den Vicar anmeldete. Der Fürst rief ihr noch einmal schnell alle Ermahnungen ins Gedächtniß zurück und ließ dann die Tochter, wie es die Sitte erheischte, mit dem Vicar allein.

Der fromme Mann kam schon mit der guten Meinung, daß Gertrud einen großen Beruf für das Kloster in sich fühle; denn so hatte ihm der Fürst gesagt, als er ihn um die Prüfung gebeten und eingeladen hatte. Nach den gewöhnlichen Redensarten begann er: „Mein junges Fräulein", sagte er, „ich komme, die Rolle des Teufels zu spielen; was Sie in Ihrem Gesuche für wahr und gewiß ausgegeben, werde ich in Zweifel ziehen; ich komme, Ihnen alle die Schwierigkeiten klar hinzustellen und mich zu überzeugen, ob Sie dieselben auch wohl überlegt haben. Sie werden also erlauben, daß ich Ihnen einige Fragen vorlege."

„Fragen Sie nur", versetzte Gertrud.

Der gute Priester fing nun an, sie nach der vorgeschriebenen Form zu befragen. „Haben Sie in Ihrem Herzen den Entschluß, Nonne zu werden, aus freiem Willen, aus Ueberzeugung gefaßt? Sind Sie nicht durch Drohungen, oder durch Schmeicheleien, oder durch Ueberredung dazu gedrängt worden? Hat Niemand Sie dazu gezwungen? Sprechen Sie ohne Rückhalt zu einem Manne, dessen Pflicht es ist, Ihren wahren Willen zu erfahren,

damit er verhüte, daß diesem auf keinerlei Weise Gewalt angethan werde."

Die wahre Antwort auf eine solche Frage stellte sich Gertrudens Geist sogleich mit schrecklicher Klarheit dar. Um aber diese Antwort zu geben, mußte sie erst zu einer Erklärung schreiten, sie mußte von den Drohungen sprechen, die man ausgestoßen, eine ganze Geschichte erzählen .... die Unglückliche bebte vor diesem Gedanken zurück; sie sann schnell auf eine Antwort, die sie am schnellsten und sichersten von diesem Verhör erlöste.

„Ich will Nonne werden", sagte sie, ihre Unruhe verbergend, „ich will Nonne werden aus eigener Neigung, aus freiem Willen."

„Seit wann haben Sie diesen Gedanken gefaßt?" fragte der gute Priester weiter.

„Ich habe ihn immer gehabt", antwortete Gertrud, die nach diesem ersten Ausspruche dreister und kühner geworden war, um gegen sich selbst zur Lügnerin zu werden.

„Welches aber ist der Hauptgrund, der Sie dazu bestimmt, ins Kloster zu gehen?"

Der gute Priester wußte nicht, welche schreckliche Seite er berührte; Gertrud that sich große Gewalt an, damit ihr Gesicht nicht die Wirkung verrieth, die seine Worte in ihrer Seele hervorbrachten.

„Der Grund", sagte sie, „ist, Gott zu dienen und den Gefahren dieser Welt zu entfliehen."

„Sollte es nicht etwa nur ein augenblicklicher Unmuth sein? vielleicht nur eine Grille? Sie entschuldigen mich, aber eine vorübergehende Ursache kann zuweilen einen Eindruck machen, von dem man meint, er müsse ewig dauern; das Herz ändert aber seine Meinung und dann ...."

„Nein, nein", fiel Gertrud hastig ein, „die Ursache ist keine andere, als die ich Ihnen gesagt habe."

Mehr um seine Pflicht und Schuldigkeit zu thun, als daß er es für nöthig gehalten hätte, beharrte der Vicar in seinen Nachforschungen; Gertrud aber war entschlossen, ihn zu täuschen, der Gedanke, diesen ernsten würdigen Priester, der so weit entfernt

war, eine solche Abscheulichkeit bei ihr zu argwöhnen, zum Mitwisser ihrer Schwäche zu machen, erfüllte sie mit Schauder; und dann wieder dachte die Aermste daran, daß er es allein verhindern könnte, daß sie Nonne würde; aber damit hatte auch seine Macht und Gewalt über sie, wie sein Schutz ein Ende. Sobald er sie verlassen hatte, stand sie dem Fürsten allein gegenüber. Was sie dann in diesem Hause zu leiden gehabt hätte, davon würde der gute Priester nie etwas erfahren haben, oder hätte er es auch erfahren, so konnte er doch bei all seinem guten Willen nichts für sie thun als sie bemitleiden. Der Examinator war früher müde zu fragen als die Unglückliche zu lügen; und da er beständig dieselben Antworten hörte und keinen Grund hatte, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, so änderte er endlich die Sprache; er drückte ihr seine Freude über ihren Entschluß aus und sagte ihr, was ihm am meisten geeignet schien, sie in ihrem guten Vorsatze zu bestärken; darnach nahm er Abschied.

Als er beim Weggehen durch die Zimmer schritt, stieß er auf den Fürsten, der zufällig an ihm vorüberzugehen schien; auch ihm wünschte er Glück zu der guten Stimmung, in welcher er die Tochter angetroffen hatte. Der Fürst hatte bis dahin in der peinlichsten Ungewißheit geschwebt; bei dieser Nachricht des Vicars athmete er wieder auf und vergaß ganz seine gewohnte ernste Haltung; er stürzte fast zu Gertruden und überhäufte sie mit Lobeserhebungen, mit Versprechungen und mit Zärtlichkeiten, die in diesem Augenblicke zum großen Theile aufrichtig waren. Aus solchem Mischmasch besteht das menschliche Herz. —

Während dessen hatte der Vicar der Nonnen das nöthige Zeugniß ausgestellt und die Erlaubniß, die Versammlung zu Gertrudens Aufnahme zu halten, langte an. Diese fand statt, und wie zu erwarten war, sprachen, der Vorschrift gemäß, zwei Drittel der Wahlstimmen für die junge Braut, und Gertrud ward aufgenommen. Der langen Quälereien müde, verlangte sie endlich selbst, so bald als möglich ins Kloster eintreten zu dürfen. Einem so eifrigen Verlangen widersetzte sich natürlich Niemand. Ihr Wille geschah also; sie wurde unter großem Pomp nach dem Kloster geleitet und nahm den Schleier. Nach einem zwölfmonat-

lichen Noviziate voll Reue und Schwanken, erschien der Tag, an dem sie das Gelübde ablegen sollte, an dem sie ein entschiedenes Nein oder das verhängnißvolle Ja, welches sie schon so oft gesagt, aussprechen sollte; sie wiederholte es und war Nonne für immerdar.

Es ist eine der guten und vortrefflichen Eigenschaften der christlichen Religion, daß sie einem Jeden, der sich in der Bedrängniß zu ihr flüchtet, Trost spendet. Sie giebt die Mittel an die Hand, Geschehenes wieder gut zu machen, verleiht Einsicht und Kraft, es um jeden Preis auch auszuführen; und wenn dem nicht also ist, so weiß sie es auszugleichen und macht, wie das Sprüchwort sagt, aus der Noth eine Tugend. Was aus Leichtsinn unternommen wurde, das lehrt sie mit Weisheit durchführen, und bewegt die Seele, das mit Neigung zu umfassen, was ihr eine höhere Macht auferlegt zu tragen; eine Wahl, die frevelhaft war und unwiderruflich ist, spricht sie heilig und gut. Sie ist ein so beschaffener Weg, daß, aus welcher Verwirrung, aus welcher Verderbniß der Mensch auch auf ihn gelangt, er mit Ruhe und Zuversicht darauf weiter schreiten und zufrieden ein glückliches Ziel erreichen kann. Auf diese Weise hätte Gertrud eine fromme und glückliche Nonne werden können. Aber die Unglückliche trug ihr Joch nur gezwungen und empfand darum den Druck um so schwerer und um so stärker.

Sie härmte sich heimlich ab, daß ihre Jugend in einer langsamen Marter hinwelke; sie bejammerte ihre Schönheit und beneidete in solchen Augenblicken jedes Weib, das die Glückseligkeiten der Welt genießen konnte.

Der Anblick der Nonnen, die zu ihrem Eintritt ins Kloster die Hand mit im Spiele gehabt hatten, war ihr verhaßt. Sie dachte an alle die feinen Künste, die sie dazu in Bewegung gesetzt hatten, und ließ sie dafür durch Unhöflichkeit und Eigensinn büßen; sie machte ihnen sogar unverhohlen Vorwürfe.

Zuweilen schien sie einigen Trost im Befehlen zu finden; sie sah es gern, daß man ihr im Kloster den Hof machte, daß ihr von auswärts Ehrerbietung bezeigt wurde, daß ihr irgend ein Unternehmen glückte, daß sie Einfluß hatte und daß man sie die

Signora nannte. Aber was waren das für Tröstungen! das Herz fühlte recht gut ihre Unzulänglichkeit und hätte oftmals gern die Tröstungen der Religion hinzugefügt, um aus ihnen wieder neue Kraft zu schöpfen; diese aber werden nur Demjenigen zu Theil, der jeden andern Trost als unwirksam verschmäht, wie der Schiffbrüchige, der das rettende Brett fassen will, Schilf und Zweige, die seine Hand in der Todesangst gefaßt hielt, fahren läßt. —

Bald nach Ablegung des Gelübdes war Gertrud zur Oberin der Kostgängerinnen ernannt worden; man denke sich jetzt, wie es den armen Mädchen unter einer solchen Zuchtmeisterin erging. Ihre alten Gefährtinnen hatten alle das Kloster verlassen; sie hatte alle Leidenschaften aus jener Zeit behalten, und in der einen oder der andern Art mußten ihre Zöglinge schwer darunter leiden. Wenn es ihr durch den Sinn fuhr, daß viele unter denselben zu der Lebensweise bestimmt waren, der sie hatte entsagen müssen, so empfand sie gegen diese Armen einen Groll, der sich bis zur Rachsucht steigerte; sie bewachte sie streng, behandelte sie hart und ließ sie die Freuden, die sie einst in der Welt genießen sollten, schon im Voraus büßen. Wer in solchen Augenblicken mitangehört hätte, mit welchem Jähzorn sie dieselben wegen einer kleinen Uebereilung anschrie, der würde sie für ein sehr wildes, gottloses Weib, aber nicht für ein frommes, gottergebenes Wesen gehalten haben. Zu anderer Zeit machte sich der Abscheu vor dem Kloster und dessen Sitten wieder in einer völlig entgegengesetzten Laune Luft. Sie ertrug dann nicht nur den Lärm und die Ungezogenheiten ihrer Zöglinge, sie regte sie vielmehr noch dazu an; sie nahm an ihren Spielen Theil und gab sich der größten Ausgelassenheit mit ihnen hin, mischte sich in ihre Gespräche, und ließ eine der Zöglinge einmal über die Geschwätzigkeit der Mutter Aebtissin ein Wort fallen, so sprach Gertrud, ihre Stimme nachahmend, ihr jedes Wort nach und machte sie dadurch lächerlich; dann wieder verzog sie das Gesicht wie die eine oder die andere Nonne und brach in ein unmäßiges Gelächter aus; aber dieses Lachen kam nicht aus dem Herzen und hatte etwas Gezwungenes. —

So hatte sie einige Jahre verlebt, ohne daß sich etwas Beson-

deres zutrug, als plötzlich ihr Mißgeschick sie aus dieser Ruhe wieder herauswarf.

Unter den Vorrechten und Auszeichnungen, die ihr eingeräumt waren, um sie einstweilen für die Aebtissinwürde zu entschädigen, gehörte auch die, daß sie eine abgesonderte Wohnung inne haben durfte. Diese lag auf einer Seite des Klosters, die an ein Haus stieß, in welchem ein junger Mann wohnte, der sich ein Geschäft daraus machte, lasterhafte Streiche auszuführen. Er gehörte zu den Vielen, die in jener Zeit, im Bunde mit einer ganzen Bande von Raufern, bis zu einem gewissen Grad sich über die öffentliche Gewalt und über die Gesetze lustig machen konnten. In unserm Manuskripte wird er einfach Egidio genannt. Dieser hatte zum Zeitvertreib aus einem seiner Fenster, das nach einem kleinen Hofe jener Klosterseite herauslag, Gertrud einige Male dort lustwandeln sehen. Von der Gefahr und der Gottlosigkeit seines Vorhabens eher angereizt als zurückgeschreckt, wagte er es, sie eines Tages anzureden. Die Unglückselige antwortete ihm.

Gertrud empfand zum ersten Male wieder eine wahrhafte Befriedigung. In ihr verstimmtes Gemüth ergoß sich ein frischer Lebensstrom; diese Befriedigung aber glich dem Stärkungstranke, welchen die erfinderische Grausamkeit der Alten dem Verurtheilten kredenzte, um seine Kräfte für die Folter zu stärken. Es ging in dieser Zeit eine große Veränderung mit Gertrud vor; sie wurde plötzlich ordnungsliebender und ruhiger, sie verhöhnte die Andern nicht mehr, sie zeigte sich vielmehr liebreich und höflich, so daß die Schwestern sich über ihre Verwandlung aufrichtig freuten; sie waren weit entfernt, den wahren Grund davon zu ahnen und zu begreifen, daß die neue Tugend nichts weiter als eine ihren alten Fehlern noch hinzugefügte Heuchelei war. Diese scheinbare Bekehrung, dieses sogenannte Sichweißbrennen dauerte nicht lange; wenigstens zeigte sie auch hiebei keine Ausdauer. Der gewohnte Unmuth und die gewöhnlichen Launen stellten sich sehr bald wieder ein, die Verwünschungen und Verspottungen des klösterlichen Gefängnisses ließen sich wieder hören und wurden oftmals in einer Sprache ausgestoßen, wie man sie an diesem Orte und aus diesem Munde nicht hätte vermuthen sollen. Einem jeden solcher

Ausbrüche folgte aber auch gleich die Reue, und sie versuchte durch Schmeicheln und schöne Worte ihren Fehler wieder gut zu machen. Die guten Nonnen ertrugen alle diese Launen mit Geduld und entschuldigten Alles mit der eigensinnigen, leicht erregbaren Gemüthsart Gertruds.

Eine Zeitlang schien Niemand weiter darüber nachzudenken. Eines Tages aber gerieth Gertrud mit einer Laienschwester um irgend eine Kleinigkeit in Streit und ließ sich so von ihrer Wuth hinreißen, daß sie diese mit einem wahren Sturz von Schmähreden überhäufte. Die Laienschwester ließ sich diese Behandlung eine Weile gefallen und unterdrückte ihren Aerger. Endlich aber, als Gertrud gar kein Ende finden konnte, sie zu beschimpfen, riß ihr die Geduld; sie warf ein Wort hin, daß sie gar Mancherlei wisse und bei Gelegenheit reden würde.

Von diesem Augenblick an war der Friede Gertruds dahin. Nicht lange darauf wurde die Laienschwester eines Morgens vergebens zu ihren gewöhnlichen Dienstverrichtungen erwartet. Man suchte sie in ihrer Zelle und fand sie nicht darin; man rief sie mit lauter Stimme, sie antwortet nicht. Man durchstöbert alle Winkel von oben bis unten, sie ist nirgends zu finden, und wer weiß, auf welche Vermuthungen man gerathen wäre, wenn man nicht beim Suchen eine große Oeffnung in der Gartenmauer entdeckt hätte. Alle meinten nun, sie habe sich auf diesem Wege aus dem Kloster davon gemacht. Ueberall wurden Nachforschungen angestellt, ganz Monza und die Umgegend kam in Bewegung; aber die Vermißte war nicht aufzufinden und man erhielt auch niemals die geringste Kunde über sie. Vielleicht hätte man sich über ihren Verbleib Gewißheit verschaffen können, wenn man, anstatt in der Ferne Nachforschungen über sie anzustellen, die Nähe noch genauer durchsucht hätte. Nach vielen Verwunderungen und Schwätzereien, weil Niemand dem Frauenzimmer so etwas zugetraut hatte, gelangte man endlich zu der Ueberzeugung, daß sie eine sehr weite Reise unternommen haben müßte; um so mehr, da die Entflohene einmal zu einer andern Schwester eine Aeußerung gethan, aus der man schließen konnte, sie sei nach Holland geflüchtet. Gertrud scheint indessen nicht der Meinung gewesen zu sein. Sie

that zwar nicht, als ob sie an derselben zweifelte, sie bestritt nicht die allgemeine Annahme und trat auch nicht mit Vermuthungen hervor; wenn sie solche hatte, so wurden sie niemals so gut verhehlt. Sie vermied nichts ängstlicher und sorgfältiger, als sich in diese Geschichte zu mengen; sie zeigte nicht die geringste Neugierde, diesem Geheimniß auf den Grund zu kommen. Je weniger sie aber darüber sprach, desto mehr dachte sie darüber nach. Wie oft des Tages drängte sich unversehens das Bild jenes Frauenzimmers ihrem Geiste auf und schien nicht wanken, nicht weichen zu wollen. Wie oft wünschte sie dieselbe lieber lebendig von Fleisch und Blut vor sich zu sehen, als sie unaufhörlich in Gedanken vor Augen zu haben und Tag und Nacht sich in Gesellschaft dieser leblosen, schrecklichen Gestalt befinden zu müssen! —

Seit diesem Vorfalle war ein Jahr verflossen, als Lucia der Signora vorgestellt wurde und die Unterredung mit ihr hatte, bei der wir in unserer Erzählung stehen geblieben sind.

Don Rodrigo war der Gegenstand, um den sich die Fragen der Nonne drehten; sie ging dabei auf gewisse Einzelheiten mit einer Zudringlichkeit und Dreistigkeit ein, die Lucien sehr befremden mußte, denn sie hätte niemals geglaubt, daß die Neugier der Nonnen durch dergleichen Begebenheiten so sehr erregt werden könnte. Die Aussprüche, die Gertrud bei ihren Fragen und Ausforschungen mit einmischte, waren nicht weniger zweideutig und seltsam. Es hatte fast den Anschein, als mache sie sich über Lucia's Abscheu gegen Don Rodrigo lustig; sie fragte sie, ob er denn ein so sehr zu fürchtendes Ungeheuer wäre, und fand die Sprödigkeit des jungen Mädchens fast unvernünftig und närrisch, wenn sie nicht etwa aus sehr guten Gründen Renzo den Vorzug gegeben hätte. Auch über diesen that sie sehr kühne Fragen, über die Lucia erröthete und ganz verdutzt dastand. Als die Nonne gewahr wurde, daß sie ihrer Phantasie und ihrer Zunge doch wohl zu freien Lauf gelassen, suchte sie ihr Geschwätz dadurch wieder gut zu machen, daß sie ihm eine gute Absicht unterschob.

Bei Lucia blieb aber doch ein Gefühl zurück, von dem sie nicht recht wußte, ob es Erstaunen oder Furcht sei, und kaum fand sie sich mit ihrer Mutter allein, so theilte sie dieser ihre Gedanken

darüber mit; Agnese aber, die schon mehr Erfahrung hatte, zerstreute durch wenige Worte alle ihre Zweifel und klärte sie über das ganze Geheimniß auf.

„Wundere dich darüber nicht, meine Tochter", sagte sie: „wenn du erst die Welt so kennen wirst, wie ich, so wirst du einsehen, daß diese Dinge gar nicht so wunderbar sind. Die vornehmen Leute sind alle auf die eine oder die andere Art ein wenig närrisch. Man muß sie reden lassen, besonders wenn man sie nöthig hat; man muß thun, als hörte man ihre Gelehrsamkeit, die sie auszukramen meinen, sehr aufmerksam an. Hast du nicht gehört, wie sie mir über den Mund gefahren ist, als ob ich unanständige Reden geführt hätte? Ich habe mir durchaus nichts daraus gemacht. Sie sind Alle so. Und bei alledem müssen wir dem Himmel noch danken, daß sie sich so schnell deiner angenommen hat und uns wirklich beschützen zu wollen scheint. Uebrigens, mein Kind, wenn du hier der Gefahr entgehst und es sich wieder einmal trifft, daß du mit vornehmen Leuten zu thun hast, so wirst du gescheidter sein, wirst gescheidter sein."

Das Verlangen, sich dem Pater Guardian zu verpflichten, das angenehme Gefühl, als Beschützerin zu gelten, der Gedanke, daß dieser so fromme Schutz den günstigsten Eindruck hervorbringen würde, eine gewisse Zuneigung zu Lucien und auch eine gewisse Beruhigung, einem unschuldigen Geschöpfe Gutes zu erweisen, diesen armen Unterdrückten mit Rath und That beizustehen, dies Alles hatte die Signora wirklich bewogen, sich das Schicksal der beiden armen Flüchtlinge zu Herzen zu nehmen. Aus Achtung vor den Befehlen, die sie gab, und vor dem Eifer, den sie zeigte, wurden Lucia und Agnese in der dicht an das Kloster stoßenden Wohnung der Schaffnerin untergebracht und so angesehen, als ob sie im Dienste des Klosters ständen. Mutter und Tochter freuten sich herzlich, so schnell einen sichern und ehrenvollen Zufluchtsort gefunden zu haben. Gern wären sie vor Jedermann unbemerkt geblieben; aber in einem Kloster war dies keine Kleinigkeit, um so mehr, da sich ein Mensch daselbst befand, der sehr darauf brannte, über eine von ihnen Näheres zu erfahren, ein Mensch, in dessen Seele sich mit der Leidenschaft und dem gereizten Eigen-

sinn auch noch der Zorn verband, daß man ihm zuvorgekommen war und ihn getäuscht hatte. Wir lassen die Frauen in ihrer Zufluchtsstätte und kehren nach dem Palaste Don Rodrigo's zurück, der zu dieser Stunde gerade Nachricht über den Erfolg seines schändlichen Unternehmens erwartete.

Elftes Kapitel.

Wie eine Koppel Spürhunde, die vergebens einem Hasen nachgesetzt, mit gesenkter Schnauze und eingezogenem Schwanze zu ihrem Herrn zurückkommt, so kehrten die Bravi in jener wilden Nacht abgehetzt und muthlos nach dem Palaste Don Rodrigo's zurück. Dieser schritt im Dunkeln in einem alten, unbewohnten Zimmer des oberen Stockwerks, welches nach dem Platze herauslag, auf und nieder. Zuweilen stand er still, horchte auf und blickte durch die Spalten der morschen Fensterladen. Er war ungeduldig und unruhig, nicht allein über das Gelingen des Unternehmens, denn dieses war in der That das Aergste und Gewagteste, welches der gute Mann noch unternommen hatte, sondern auch wegen der Folgen, die es möglicherweise nach sich ziehen konnte. Der Gedanke jedoch, daß bei der That mit aller Vorsicht zu Werke gegangen würde und daß alles sorgfältig vermieden sei, was Verdacht erwecken könnte, ermuthigte ihn wieder. — Was den Verdacht betrifft — dachte er — den verlache ich. Den Wagehals möchte ich doch kennen lernen, der hier herauf käme, um zu sehen, ob ein Mädchen hier ist oder nicht. Den frechen Kerl wollten wir schön empfangen. — Auch der Mönch soll uns nur kommen, er soll nur kommen. Aber die Alte? sie wird nach Bergamo aufs Gericht laufen und alles zusammen schreien. Immerhin. Die Gerechtigkeit? Pah, die Gerechtigkeit! der Richter ist weder ein dummer Junge noch ein Narr. Und in Mailand? Wer kümmert sich in Mailand um das Volk hier? Wer wird sie anhören? Wer kennt das Gesindel, das vogelfrei umherläuft, das nicht einmal ein

Oberhaupt hat und Niemandem angehört? Weg damit, nur keine Furcht! Wie wird Attilio morgen früh sich erstaunen! Er wird sehen, ob ich nur ein ohnmächtiger Prahler bin. Und dann .... wenn wirklich die Geschichte unangenehm ablaufen sollte .... wenn irgend ein Feind diesen Streich benutzen wollte, oder was weiß ich .... so ist Attilio der Mann, der guten Rath bei der Hand hat, denn die Ehre der ganzen Verwandtschaft stünde hierbei auf dem Spiele. — Der Gedanke aber, bei dem er am meisten verweilte, weil er in ihm zugleich eine Beschwichtigung seiner Zweifel und eine Nahrung für seine Leidenschaft zu Lucia fand, war der Gedanke, wie er sie durch Schmeicheleien und Versprechungen für sich gewinnen wollte. — Sie wird sich so fürchten, sich hier allein unter all den Fratzen zu sehen, daß sie ..... denn meiner Treu, das menschlichste Ansehn habe ich hier, daß sie wohl ihre Zuflucht zu mir nehmen muß; sie wird mich sogar bitten .... und wenn sie mich bittet ....

Während er so alles sehr schön überlegte, hörte er ein Geräusch von Tritten; er geht ans Fenster, öffnet ein wenig und steckt den Kopf hinaus; sie sind es. — Und die Sänfte? Teufel! wo ist die Sänfte? — Drei, fünf, acht, keiner fehlt, auch der Graue ist dabei; aber die Sänfte haben sie nicht. Hölle und Teufel! das soll mir der Graue entgelten.

Als die Bande eingetreten war, stellte der Graue in einen Winkel des untern Zimmers seinen Pilgerstab, legte Hut und Mantel ab und ging, wie es sein Posten gebot, um welchen ihn in diesem Augenblicke Keiner beneidete, die Treppe hinauf, um Don Rodrigo über den Verlauf des Unternehmens Bescheid zu bringen. Dieser erwartete ihn schon oben an der Treppe und als er ihn mit der verlegenen, dummen Miene eines angeführten Schurken ankommen sah, schrie er ihm zu: „Nun, Herr Eisenfresser, Herr Klugsprecher, Herr Lassen-Sie-mich-nur-machen?"

„Es ist hart", antwortete der Graue, auf der ersten Stufe stehen bleibend, „es ist hart, auch noch mit Vorwürfen überhäuft zu werden, nachdem man redlich wie für seine eigene Sache gehandelt und sogar noch sein Leben dabei aufs Spiel gesetzt hat."

„Wie ist es abgelaufen? Laß hören, laß hören“, sagte Don Rodrigo und schritt nach seinem Zimmer, wohin der Graue ihm folgte. Dieser stattete nun eiligst seinen Bericht ab; was er angeordnet und gethan, gesehen und nicht gesehen, was er gehört, gefürchtet und verhütet hatte; er erzählte dies Alles durcheinander, in der Verwirrung und Betäubung, wie sie natürlich nach solchen Vorfällen alle seine Vorstellungen beherrschen mußte.

„Du bist nicht Schuld daran, du hast dich gut dabei benommen“, sagte Don Rodrigo, „du hast deine Schuldigkeit gethan; aber ... aber wenn unter meinem Dache hier ein Spürhund wäre! Wenn einer hier ist und ich erwische ihn, und wir erwischen ihn gewiß, dann will ich ihn dir zurichten; ich sage dir, Grauer, ich will ihn durchgerben, daß ihm das Aufstehen schwer fallen soll.“

„Auch mir, Herr“, fuhr der Graue fort, „ist schon dieser Verdacht durch den Sinn gefahren; und wenn es so wäre, wenn sich ein solcher Hallunke hier fände, dann müssen der gnädige Herr ihn mir überliefern. Einen Kerl, der sich einen Spaß gemacht hat, mich eine solche Nacht erleben zu lassen, einen solchen Schuft muß ich ablohnen. Indessen, wenn ich mir alles so recht überlege, so hat es mir doch den Anschein, als müßte irgend eine Intrike dahinter stecken, aus der man noch nicht klug werden kann. Morgen, Herr, morgen soll uns darüber ein Licht aufgehen.“

„Seid ihr wenigstens nicht erkannt?“

Der Graue antwortete, daß er es nicht hoffe; und das Ende der Unterredung war, daß Don Rodrigo ihm für den nächsten Morgen drei Dinge anbefahl, auf welche dieser auch wohl von selbst verfallen wäre. Mit dem frühesten Morgen sollte er zwei Leute abschicken, um dem Schulzen jene gewisse Weisung zu ertheilen, was auch geschah, wie wir schon erfahren haben; zwei Andere sollten bei dem verfallenen Hause die Wache halten, um jeden Müßiggänger, der sich dort herumtrieb, zu verscheuchen und die Sänfte allen neugierigen Blicken zu entziehen; diese sollte in der nächsten Nacht abgeholt werden, weil man sich jetzt nicht rühren dürfe, um keinen Verdacht zu erregen; endlich sollte sich

der Graue selbst unter das Volk mischen und zugleich einige Andere, auf deren Klugheit und Schlauheit man sich verlassen könne, auf Entdeckungen aussenden, um die Ursache von dem Wirrwarr dieser Nacht zu erforschen. Nachdem Don Rodrigo diese Befehle gegeben, ging er schlafen und ließ auch den Grauen zu Bette gehen; er verabschiedete ihn mit vielen Lobeserhebungen, die offenbar die Absicht verriethen, ihm die übereilten Schimpfreden und Vorwürfe abzubitten, womit er ihn empfangen hatte.

„Geh schlafen, armer Grauer; du bist müde und die Ruhe wird dir gut thun. Armer Grauer! Du warst den ganzen Tag und die halbe Nacht hindurch auf den Beinen; dabei die Gefahr, den Bauern in die Klauen zu fallen, und um den Raub eines tugendhaften Mädchens dir noch einen Preis mehr auf deinen Kopf setzen zu lassen, als schon darauf stehen; und dann auf eine solche Weise empfangen zu werden! Aber so vergelten die Menschen fast immer die Treue. Du hast jedoch bei dieser Gelegenheit sehen können, daß die Vergeltung einmal an uns Alle kommt, früher oder später, aber sie kommt. Geh jetzt zu Bett; vielleicht belehrst du uns einst eines Bessern."

Den nächsten Morgen hatte der Graue schon wieder alle Hände voll zu thun, als Don Rodrigo sich aus dem Bette erhob. Dieser suchte sogleich den Grafen Attilio auf, der, als er ihn hereintreten sah, ihm sogleich mit höhnischem Gelächter entgegenrief: „Sankt Martin, Vetter!"

„Ich kann Euch weiter nichts darauf antworten", erwiderte Don Rodrigo und trat auf ihn zu, „als daß ich die Wette bezahle; aber das ist es nicht, was mich am meisten wurmt. Ich hatte Euch nichts davon gesagt, weil, . . . ich gesteh' es, weil ich Euch diesen Morgen damit zu überraschen dachte. Aber . . . ich will Euch jetzt Alles erzählen."

„In dieser Geschichte hat auf jeden Fall der Mönch die Hand mit im Spiele", sagte Graf Attilio, nachdem er alles mit gespannterer Aufmerksamkeit angehört hatte, als man von einem so wunderlichen Menschen hätte vermuthen sollen. „Jenen Mönch, sage ich Euch", fuhr er fort, „der sich so dumm anstellte und so einfältige Reden führte, ihn halte ich für einen schlauen,

abgefeimten Schurken. Ihr habt mir niemals anvertraut und rein heraus gesagt, was für eine schöne Rede er Euch neulich hier gehalten hat." — Don Rodrigo theilte die Unterredung mit dem Pater Cristoforo mit. — „Und so viel Ausdauer habt Ihr gehabt", rief Graf Attilio aus, „und habt ihn so ruhig wieder abziehen lassen?"

„Hätte ich mir etwa alle Kapuziner in Italien auf den Hals hetzen sollen?"

„Ich weiß nicht", bemerkte der Graf, „ob ich in dem Augenblick daran gedacht haben würde, daß außer diesem vermessenen Schurken noch andere Kapuziner in der Welt sind. Doch genug, ich lasse die Klugheit und Vorsicht gelten; giebt es denn aber gar kein Mittel, an so einem Kapuziner Rache zu nehmen? Man muß bei Zeiten seine Artigkeiten gegen den ganzen Orden verdoppeln und dann kann man auch einen Einzelnen einmal mit einem Dutzend Stockschlägen nach Hause schicken. Genug, er ist der Strafe jetzt entgangen, die ihm zukam; jetzt werde ich es mit ihm aufnehmen und will mir das Vergnügen machen, ihm beizubringen, wie man zu Unsersgleichen spricht."

„Macht die Sache nur nicht schlimmer."

„Verlaßt Euch nur auf mich, ich werde Euch als Verwandter und als Freund beistehen."

„Was denkt Ihr zu thun?"

„Noch weiß ich es nicht; aber dem Mönch will ich den Kopf zurechtsetzen. Ich will es mir überlegen und... der gräfliche Herr Oheim im geheimen Rathe kann mir diesen Dienst erweisen. Der liebe Oheim! Wie ergötzt es mich jedesmal, wenn ich ihn für mich kann arbeiten lassen, einen Politiker von diesem Kaliber. Uebermorgen bin ich in Mailand, und auf die eine oder die andere Weise soll der Mönch klug gemacht werden."

Das Frühstück, welches unterdessen aufgetragen war, unterbrach dieses wichtige Gespräch nicht. Graf Attilio schwätzte, ohne sich stören zu lassen, fort; und obgleich er so lebhaften Antheil nahm, als die Freundschaft für seinen Vetter und die Ehre des gemeinsamen Namens nach den Vorstellungen, die er von Freundschaft und Ehre hatte, es forderten, so konnte er hin und

wieder sich doch nicht enthalten, über das Mißgeschick seines Vetters in ein lautes Gelächter auszubrechen. Don Rodrigo aber, der die Veranlassung davon war, weil er gemeint hatte, ganz in der Stille einen recht pfiffigen Streich auszuführen, der ihm nun durch den Lärm nicht gelungen war, wurde von stärkeren Leidenschaften bewegt und von verdrießlicheren Gedanken geplagt. „Eine schöne Klatscherei wird das Gesindel hier in der ganzen Gegend davon machen", sagte er, „aber was geht's mich an? Die Gerechtigkeit verlache ich; Beweise haben sie nicht; und wenn sie auch welche hätten, ich würde sie auch verlachen. Aus Vorsicht habe ich aber diesen Morgen den Schulzen benachrichtigen lassen, er solle sich in Acht nehmen, von dem Vorfalle etwas bekannt zu machen. Es wird also nichts weiter erfolgen; wenn die Geschichte aber überall herumkäme, das würde mich ärgern. Es ist schon genug, daß ich auf so schändliche Weise angeführt bin."

„Das habt Ihr sehr klug gemacht", antwortete Graf Attilio. „Euer Bürgermeister hier ist ein Starrkopf, ein Dummkopf, ein langweiliger Kerl....., dabei aber ein rechtschaffener Mensch, der seine Pflicht kennt; und wenn man mit solchen Leuten zu thun hat, muß man sich sehr in Acht nehmen, sie in böse Händel zu verwickeln. Wenn so ein Taugenichts von einem Schulzen eine Anzeige macht, so muß der Bürgermeister, und wenn er auch noch so wohlgesinnt ist, doch...."

„Ihr aber", unterbrach ihn Don Rodrigo ärgerlich, „Ihr verderbt mir meine Angelegenheiten mit euren ewigen Widersprüchen, Ihr gebt ihm immer gleich Eins drauf, sowie er den Mund aufthut und habt ihn bei Gelegenheit auch wohl zum Besten. Zum Teufel, kann denn ein Bürgermeister nicht ein Dummkopf sein, wenn er sonst nur ein Ehrenmann ist?"

„Wißt Ihr, Vetter", sagte der Graf und blickte ihn verwundert an, „wißt Ihr, ich fange an zu glauben, daß Ihr Euch fürchtet? Ihr haltet den Bürgermeister für eine gar zu wichtige Person...."

„Geht, geht, habt Ihr es nicht selbst ausgesprochen, daß man sich mit solchen Leuten in Acht nehmen muß?"

„Das habe ich freilich gesagt, und handelt es sich wirklich um eine ernste Sache, so werde ich Euch beweisen, daß ich kein Kind bin. Wißt Ihr, was ich im Stande bin, für Euch zu thun? Ich bin entschlossen, stehenden Fußes dem Herrn Bürgermeister einen Besuch abzustatten. Wie wird er sich dadurch geehrt fühlen! Ich bin im Stande, Vetter, ihn eine halbe Stunde lang vom Grafen Herzog, von unserm spanischen Castellan schwätzen zu lassen, ihm in allen Stücken Recht zu geben, auch wenn er den gröbsten Unsinn hervorbrächte. Ich ließe dann so ein Wörtchen vom Grafen Oheim im geheimen Rathe fallen, und Ihr kennt die Wirkung, die solche Worte auf den Herrn Bürgermeister machen. Wenn wir die Sache genau betrachten, so bedarf er unser mehr als wir seiner."

Nach diesen und ähnlichen Worten ging Graf Attilio auf die Jagd, und Don Rodrigo erwartete in ängstlicher Spannung die Rückkehr des Grauen. Um die Mittagsstunde kam dieser endlich zurück und stattete seinen Bericht ab.

Der Lärm in der Nacht war so arg gewesen, das Verschwinden der drei Menschen aus dem kleinen Dorfe war ein solches Ereigniß, daß natürlich aus Theilnahme sowohl als aus Neugierde die eifrigsten Nachforschungen angestellt wurden; und auf der andern Seite wußten schon zu Viele von der Sache, als daß man sie noch hätte verschweigen können. Perpetua durfte sich nur blicken lassen, so wurde sie auch schon von dem Einen oder dem Andern angehalten und mit Fragen bestürmt, wer denn eigentlich ihrem Herrn eine solche Angst und Furcht eingejagt habe; und dachte Perpetua über alle Umstände des Vorgefallenen nach, wie Agnese sie so listig angeführt hatte, dann gerieth sie über diese Falschheit in eine solche Wuth, daß es ihr ein wahres Bedürfniß war, ihrem Herzen Luft zu machen. Don Abbondio mochte ihr immerhin streng anbefehlen und sie herzlich bitten, still zu schweigen; sie wiederholte ihm stets, daß er gar nicht nöthig habe, ihr über eine so klare Sache, die sich von selbst verstünde, gute Lehren einzuschärfen. Gervaso, dem es ganz unglaublich vorkam, einmal mehr zu wissen als Andere und dem es kein geringer Ruhm schien, eine so große Angst ausgestanden zu haben, brannte vor

Verlangen, sich seines Heldenmuthes zu rühmen; und obgleich sein Bruder Tonio, der schon ängstlich an alle die Untersuchungen und Processe dachte, ihm unter allerlei Drohungen auf die Seele band, an Niemand etwas zu verrathen, so war es doch unmöglich, ihm den Mund zu stopfen. Uebrigens konnte auch Tonio, da er in jener Nacht zu ungewöhnlicher Stunde außer dem Hause gewesen und erst spät in sehr aufgeregtem Gemüthszustande heimkehrte, das Geschehene vor seinem Weibe nicht verhehlen; diese aber war auch nicht stumm. Wer am wenigsten sprach, war Menico; denn kaum hatte er seinen Eltern die Geschichte und den Grund seiner Absendung erzählt, so schien es diesen eine so fürchterliche Sache, daß ihr Sohn dazu geholfen habe, ein Vorhaben Don Rodrigo's zu hintertreiben, daß sie den Knaben mit seiner Erzählung gar nicht zu Ende kommen ließen. Sie befahlen ihm sogleich mit den stärksten Drohungen, er solle sich hüten, ein Wort davon zu verrathen; und als sie sich am folgenden Morgen auch dadurch noch nicht gesichert genug glaubten, beschlossen sie, ihn mehrere Tage unter Schloß und Riegel zu Hause zu halten. Aber siehe da! als sie darauf mit den Leuten aus dem Dorfe schwatzten und die Rede auf die Flucht unserer drei Unglücklichen, auf das Wie? Warum? das Wohin? kam, erklärten sie selbst, ohne daß sie es wollten, als sei es eine ganz bekannte Sache, daß die Aermsten sich nach Pescarenico geflüchtet. So kam auch dieser Umstand unter die Leute.

Bei all diesen Redereien, hier und da noch gehörig ausgeschmückt, wie es zu geschehen pflegt, kam am Ende eine Geschichte heraus, so wahr und überzeugend, daß sie auch der klügste Kopf nicht in Zweifel gezogen hätte. Nur der Einbruch der Bravi, der ein zu wichtiges Ereigniß war, um übergangen zu werden, ein Ereigniß, von dem Niemand eine genaue Kenntniß hatte, hüllte die Geschichte in Dunkel. Man murmelte den Namen Don Rodrigo's, und über diesen Punkt waren Alle einig; im Uebrigen herrschte die größte Unklarheit.

Der Graue hatte Don Rodrigo den ganzen Hergang ausführlich mitgetheilt und dieser war froh, daß kein Verräther dabei

im Spiele gewesen und daß seine Mitwirkung keine Spuren hinterlassen hatte; aber dies war nur eine vorübergehende Heiterkeit.

„Zusammen entflohen!“ schrie er, „zusammen! Und dieser Schurke von Mönch! Dieser Mönch!“ Er murmelte die Worte mit heiserer Stimme nur undeutlich zwischen den Zähnen, die an den Nägeln kauten; sein Anblick war widerwärtig, wie seine Leidenschaften. „Der Mönch soll es mir büßen, Grauer, oder ich bin nicht der ich bin .... ich muß wissen .... heute Abend noch muß ich es wissen, wo sie sind. Ich habe nicht eher Ruhe. Sogleich nach Pescarenico! geschwind, damit wir wissen, woran wir sind. Heute noch muß ich es wissen. Und dieser Schurke!.... dieser Mönch!....“

Der Graue ging von Neuem auf Entdeckungen aus, und am Abend desselben Tages konnte er seinem würdigen Schutzherrn die gewünschte Nachricht überbringen; man höre, auf welche Weise.

Unser Autor hat nicht ergründen können, durch wie vieler Leute Mund das Geheimniß, welches der Graue erforschen sollte, schon gegangen war. So viel aber steht fest, daß der gute Mann, der die beiden Frauen nach Monza gebracht hatte, als er mit seinem Karren um die Vesperstunde nach Pascarenico zurückkehrte, ehe er noch sein Haus erreichte, einen guten Freund traf und diesem ganz im Vertrauen das gute Werk, das er gethan, und den Erfolg erzählte; ebenso ist es Thatsache, daß der Graue zwei Stunden darauf nach dem Palaste eilen konnte, Don Rodrigo zu hinterbringen, daß Lucia und ihre Mutter in einem Kloster in Monza eine Zufluchtsstätte gefunden hätten und daß Renzo nach Mailand gegangen sei.

Don Rodrigo empfand eine boshafte Freude über diese Trennung; er schöpfte wieder Hoffnung, seine schändliche Absicht zu erreichen. Er dachte über die Art und Weise einen großen Theil der Nacht hindurch nach und stand schon früh mit zwei Plänen auf, von denen der eine fest beschlossen und der andere schon entworfen war. Der erste war, den Grauen so schnell als möglich nach Monza zu schicken, um noch genauere Nachrichten über Lucia einzuziehen und zu erfahren, ob sich daselbst etwas unternehmen ließe. Sein Getreuer mußte also sogleich kommen; er drückte ihm vier Scudi

in die Hand, lobte seine Gewandtheit, für die er sie verdient hatte, und gab ihm den schon vorher überlegten Auftrag.

„Herr ....“, sagte der Graue zögernd.

„Nun? habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt?“

„Wenn Sie irgend einen Andern schicken könnten ...“

„Wie?“

„Gnädiger Herr, ich bin immer bereit, das Leben für Sie zu wagen; es ist meine Schuldigkeit; aber ich weiß auch, daß Sie das Leben Ihrer Untergebenen nicht tollkühn aufs Spiel setzen.“

„Nun weiter?“

„Euer Gnaden wissen, daß schon verschiedene Preise auf meinen Kopf gesetzt sind ... und ... hier bin ich unter Eurer Gnaden Schutz, hier sind wir eine ganze Bande, der Herr Bürgermeister ist ein Freund des Hauses, die Häscher haben Respekt vor mir, und auch ich — es ist nicht gerade ehrenvoll ... um ruhig zu leben ... behandle sie wie gute Freunde.

„So wie in Mailand Euer Gnaden Livree bekannt ist, so kennt man mich in Monza. Und Euer Gnaden wissen, wer mich der Gerechtigkeit ausliefert, oder ihr meinen Kopf vorzeigt, ich sage es nicht, um mich zu rühmen, aber der würde einen guten Fang thun. Hundert Scudi, einen nach dem andern aufgezählt und das Recht, zwei Banditen frei zu machen.“

„Ei zum Teufel“, sagte Don Rodrigo, „so hab ich jetzt einen alten nichtsnutzigen Hund an dir, der kaum das Herz hat, von seinem Strohe aufzuspringen und einem Vorübergehenden in die Beine zu fahren ... der sich erst umsieht, ob ihm das Volk im Hause auch beisteht, und der sich nicht heraus wagt!“

„Ich glaube doch Proben gegeben zu haben, gnädiger Herr...“

„Also?“

„Also“, fuhr der Graue gereizt fort, als er sich so behandelt sah, „thun Euer Gnaden, als hätte ich nichts gesagt. Muthig wie ein Löwe, flink wie ein Hase, so bin ich bereit aufzubrechen.“

„Ich habe aber nicht gesagt, daß du allein gehen sollst. Nimm einige von den Besten mit ... die Schmarre und den Treffer. Gehe guten Muthes. Was Teufel! Wer würde drei solche Gesichter nicht gern ruhig vorbei lassen, wenn sie ihm in den Weg

kommen? Die Häscher in Monza müßten ihres Lebens sehr satt geworden sein, wenn sie es für hundert Scudi aufs Spiel setzen wollten. Und dann glaube ich auch nicht, so unbekannt dort zu sein, daß man es nicht für etwas gelten lassen sollte, mein Diener zu heißen."

Nachdem er so den Grauen ein wenig beschämt hatte, gab er ihm noch genauere Anweisungen. Der Graue nahm die beiden Gefährten und zog mit heiterer, kecker Miene ab, obgleich er in seinem Herzen Monza, die Kopfpreise, die Frauen und die Grillen seines Herrn verwünschte.

Der andere Plan, den Don Rodrigo geschmiedet hatte, betraf die Art und Weise, wie man verhindern könnte, daß Renzo jemals wieder in Lucia's Nähe käme, noch je wieder einen Fuß ins Dorf setzte. Um diesen Zweck zu erreichen, beschloß er, Gerüchte von Drohungen und Verfolgungen aussprengen zu lassen, die irgend ein Freund ihm hinterbringen sollte, damit ihm die Lust verginge, sich in der Gegend wieder blicken zu lassen. Der sicherste Weg aber, dachte er, wäre, wenn man es fertig bringen könnte, ihn ganz aus dem Staate zu vertreiben; aber er sah ein, daß, um dies durchzusetzen, ihm die Gerechtigkeit weit mehr als die Gewalt dienen konnte. Man könnte zum Beispiel den gemachten Versuch im Pfarrhause als einen Ueberfall, als eine aufrührerische Handlung auslegen und mit Hilfe des Doktors dem Bürgermeister beibringen, daß dieser Fall durchaus einen scharfen Verhaftsbefehl gegen Renzo nöthig mache. Der kluge Mann bedachte jedoch auch sogleich, daß es sich für ihn nicht schicke, sich mit dem unsaubern Handel zu befassen, und ohne sich weiter den Kopf darüber zu zerbrechen, beschloß er, den Doktor Händel-Fischer zu Rathe zu ziehen. — Gerichtliche Verordnungen haben wir genug! — dachte Don Rodrigo, und der Doktor ist keine Gans; irgend etwas wird er doch auffinden können, das für meine Angelegenheit zu brauchen ist, und das er dem Grobian anhängen kann; sonst taufe ich ihn um. — Aber ..... wie es oftmals in der Welt zugeht .... während Don Rodrigo an den Doktor, als an den fähigsten Mann dachte, der ihm hierbei dienen könnte, arbeitete schon ein anderer Mann, den Keiner errathen würde, denn Renzo

war es selbst, aus allen Kräften ihm in die Hände, sicherer und schneller als der Doktor es jemals mit all seinen Verordnungen und mit all seiner Schlauheit vermocht hätte.

Nach der schmerzlichen Trennung, von der wir erzählt haben, wanderte Renzo von Monza gegen Mailand. Wie ihm zu Muthe war, kann sich Jeder leicht denken. Er hatte sein Haus, seine Heimat verlassen, und was ihm am schmerzlichsten war, er hatte sich von Lucia trennen müssen. Wenn er über alle diese Dinge nachdachte, so ergriff ihn eine fürchterliche Wuth und er versank ganz und gar in Rachegedanken, so daß er auf dieser Reise Don Rodrigo wenigstens zwanzigmal in seinem Herzen leben und sterben ließ. Der Weg war von zwei hohen Ufern eingeschlossen, voll von Koth und Steinen, von tiefen Räderfurchen durchschnitten, stand nach einem starken Regen unter Wasser und war fast ungangbar. Hier und da zeigte ein schmaler, steiler Fußpfad, der sich stufenartig die eine Uferseite heraufzog, daß andere Wanderer ihren Weg durch die Felder genommen hatten. Renzo erstieg auf einem dieser Pfade die Anhöhe, schaute vor sich hin und sah nur den ungeheueren Dombau aus der Ebene emporragen, der nicht aus einer Stadt, sondern aus einer Wüste aufzusteigen schien. Der Jüngling vergaß sein Leid und stand still, um aus der Ferne dieses achte Wunder der Welt zu betrachten, von dem er in seiner Kindheit schon so viel sprechen gehört hatte. Als er sich aber nach einigen Minuten umwandte, gewahrte er am Horizonte die Spitzen der Gebirge, die sich hier und da erhoben; er sah deutlich seinen Resegone hervorragen und fühlte sein Herz bei diesem Anblick stärker schlagen; traurig stand er eine Weile still, dann drehte er sich rasch um und setzte seinen Weg fort. Allmählich entdeckte er Thürme, Kirchenspitzen, Kuppeln und Dächer; so wanderte er noch eine Strecke fort und als er erkannte, daß er der Stadt ziemlich nahe war, trat er auf einen Wanderer zu, grüßte ihn höflich und sagte: „Erlauben Sie, mein Herr" —

„Was wollt Ihr, junger Mensch?"

„Könnten Sie mir wohl den kürzesten Weg angeben, um zu dem Kapuzinerkloster zu kommen, wo Pater Buonaventura wohnt?"

Der Mann, an welchen Renzo sich wandte, war ein wohlhabender Bewohner der Umgegend, der sich am Morgen dieses Tages in Geschäften nach Mailand begeben hatte, und der jetzt unverrichteter Sache zurückkehrte. Da er sehr eilig war und so schnell als möglich wieder zu Hause sein wollte, so ließ er sich durch diese Anrede nur ungern aufhalten. Ohne jedoch seine Ungeduld merken zu lassen, antwortete er höflich: „Mein lieber Sohn, es giebt hier in Mailand der Klöster mehr als eins; Ihr müßt mir genauer angeben, welches Ihr sucht.“

Renzo zog nun den Brief des Paters Cristoforo aus seinem Busen und zeigte ihn dem Manne, der, nachdem er die Aufschrift „am Thore Orientale“ gelesen, ihm denselben zurückgab und sagte: „Das trifft sich gerade gut, junger Mensch; das Kloster, das Ihr sucht, ist nicht mehr weit von hier. Schlagt diesen kleinen Weg da zur Linken ein, er ist der kürzeste; nach einigen Minuten werdet Ihr an ein langes, niedriges Gebäude kommen, das ist das Krankenhaus; haltet Euch nur immer an den Graben, der da vorbeifließt, so gelangt Ihr an das Thor Orientale. Wenn Ihr hineingetreten seid, so werdet Ihr nach drei- oder vierhundert Schritten einen Platz mit schönen Ulmen vor Euch sehen; dort ist das Kloster. Ihr könnt's nicht verfehlen. Gott mit Euch, mein Sohn.“ Er begleitete die letzten Worte mit einer freundlichen Handbewegung und ging weiter. Renzo blieb ganz erstaunt stehen und konnte sich nicht genug wundern, daß die Städter ein so artiges Benehmen gegen die Landleute hatten; er wußte nicht, daß dies ein außergewöhnlicher Tag war, ein Tag, an welchem die Mäntel sich vor den Jacken erniedrigten. Er schlug den ihm bezeichneten Weg ein und erreichte das Thor Orientale. Der Leser muß sich aber bei diesem Namen nicht etwa die Vorstellungen machen, die jetzt damit verbunden sind. Als Renzo durch das Thor trat, ging der Weg außerhalb, das ganze Krankenhaus gerade entlang, dann aber lief er krumm und eng zwischen zwei Hecken hin. Das Thor bestand aus zwei Pfeilern, über welchen ein Dach, um die Flügel zu schirmen; auf der einen Seite befand sich ein ärmliches Haus für den Zolleinnehmer. Die Basteien senkten sich in unregelmäßigen Abhängen herab, der

Boden war eine feuchte, unebene Fläche mit Schutt und Scherben bedeckt, die zufällig hingeworfen waren. Die Straße der Vorstadt, die sich dem Hineintretenden durch dieses Thor öffnete, könnte man sehr richtig mit derjenigen vergleichen, in die man heute durch das Tosathor gelangt. Ein kleiner Graben durchlief sie in der Mitte bis auf wenige Schritte vom Thore und theilte sie dann in zwei kleine Wege, die je nach der Jahreszeit voll Staub und Schmutz lagen. Da, wo jetzt noch das Gäßchen, die Borghetto genannt, mündet, floß der Graben in einen andern Fluß, der längs der Mauer hinlief. Hier stand eine Säule mit einem Kreuze darauf, die Säule des heiligen Dionysius genannt; rechts und links waren Gärten, hin und wieder von Bleichern bewohnte Hütten.

Renzo ging durch das Thor; keiner der Zollbeamten achtete auf ihn. Das ist ihm etwas ganz Neues; denn von den Wenigen aus seinem Dorfe, welche sich rühmen konnten, in Mailand gewesen zu sein, hatte er Wunderdinge erzählen gehört, wie Jeder, der von außerhalb in die Stadt kam, mit Fragen und Untersuchungen geplagt würde. Die Straße war menschenleer, und hätte er nicht ein fernes Geräusch gehört, welches eine große Bewegung verrieth, so würde er geglaubt haben, er befinde sich in einer ganz verlassenen Stadt. So schritt er vorwärts und wußte nicht, was er davon denken sollte; da wurde er auf dem Pflaster weiße Streifen gewahr, als wäre es Schnee; aber Schnee konnte es nicht sein, der fällt weder in Streifen, noch um diese Jahreszeit. Er bückte sich, sah genauer hin, untersuchte mit den Händen und erkannte, daß es Mehl war. — Hier in Mailand — dachte er — muß ein großer Ueberfluß sein, wenn man die Gottesgabe auf diese Weise verschwendet. Uns wollen sie weiß machen, daß die Theuerung überall sei, hier ist aber nichts davon zu merken. Da sieht man, wie sie es machen, um die armen Leute auf dem Lande hinzuhalten. — Aber kaum war er einige Schritte weiter gegangen und kam an die Säule, so erblickte er am Fuß derselben etwas noch Seltsameres; auf den Stufen des Untergestelles sah er Dinge liegen, die sicherlich keine Kieselsteine waren, und hätten sie auf dem Brette in einem Bäckerladen gelegen, so würde

er keinen Augenblick angestanden haben, sie für Brode zu halten. — Wir wollen doch einmal untersuchen, was es ist — dachte er — und trat dicht an die Säule heran, bückte sich und nahm eines dieser seltsamen Dinge auf; es war wirklich ein rundes weißes Brod, so weiß wie Renzo es nur an Festtagen zu verzehren pflegte. — Wahrhaftig, es ist Brod! — sagte er laut, so groß war seine Verwunderung; wirft man hier zu Lande so damit herum? bei dieser Theuerung? und es nimmt sich nicht einmal Einer die Mühe, es aufzuheben, wenn er es liegen sieht? Ist hier vielleicht das gelobte Land? — Nach zehn Meilen Weges in der frischen Morgenluft erregte das Wunderbrod seine Eßlust. — Soll ich davon essen? — überlegte er — Pah! sie haben es hier für die Hunde hingeworfen; so wird sich wohl auch ein ehrlicher Christ daran satt essen dürfen. — Und wenn wirklich der Eigenthümer dazu kommt, so bezahle ich's ihm. — Indem er so dachte, steckte er das Brod, welches er schon in der Hand hatte, in die Tasche, nahm noch eins auf, steckte es in die andere Tasche und fing davon an zu essen. So machte er sich wieder auf den Weg und war begierig, über diese Begebenheit aufgeklärt zu werden. Kaum hatte er einige Schritte gethan, so sah er aus dem Innern der Stadt Leute daherkommen und faßte die ersten, die sich zeigten, aufmerksam ins Auge. Es war ein Mann, eine Frau, und einige Schritte dahinter ein Knabe; alle drei trugen eine Last auf dem Rücken, die über ihre Kräfte zu gehen schien; sie waren in einem seltsamen Aufzuge. Die Kleider, oder vielmehr die Lumpen voller Mehl, die Gesichter, die erhitzt und verzerrt waren, auch voller Mehl. Sie schleppten sich mühsam fort, als hätten sie zerbrochene Glieder. Der Mann trug mühsam einen großen Mehlsack auf den Schultern; dieser hatte hier und da Löcher, durch welche bei jedem Schritt, bei jeder Bewegung etwas herausfiel. Noch übler aber war das Aussehen der Frau; ein unförmlich dicker Bauch, Arme, die ihn nur mühsam zu halten schienen und die zwei gebogenen Eimerhenkeln glichen; die Füße, die vorwärts wankten, waren bis zum Knie entblößt. Renzo sah genauer hin und erkannte, daß der dicke Bauch ein Rock war, den die Frau aufgenommen hielt; er war mit Mehl gefüllt, so viel er nur fassen

konnte und noch darüber, so daß bei jedem Schritt ein weißer Staub aufflog. Der Knabe trug auf dem Kopfe mit beiden Händen einen Korb voll Brode; da er aber kleinere Beine als seine Eltern hatte, so blieb er immer ein wenig hinter ihnen zurück, und wenn er dann anfing zu laufen, um sie wieder einzuholen, verlor der Korb das Gleichgewicht und einige Brode fielen auf die Erde.

„Wenn du noch eins fallen läßt, du Taugenichts" — sagte die Mutter mit den Zähnen knirschend und sah grimmig den Jungen an.

„Ich lasse sie nicht fallen, sie fallen von selbst heraus", antwortete der Junge. „Wie soll ich es denn machen?"

„Sei froh, daß ich die Hände nicht frei habe", fing die Frau wieder an und bewegte die Fäuste, als wollte sie dem armen Jungen einen Hieb versetzen. Bei dieser Bewegung stieg eine neue Mehlwolke auf, aus der man hätte mehr backen können, als die zwei Brode, die der Knabe hatte fallen lassen.

„Nur vorwärts, vorwärts", sagte der Mann, „wenn wir zurückkommen, wollen wir sie wieder aufnehmen, wenn sie nicht ein Anderer aufnimmt. Wir haben lange genug Elend und Noth ausgehalten; jetzt, wo wir einmal etwas haben, wollen wir es auch in Ruhe und Friede genießen."

Während dessen kamen noch mehr Leute dazu; Einer trat auf die Frau zu und fragte sie: „Wo holt man das Brod her?"

„Vorwärts, vorwärts", erwiederte sie, und als sie etwa zehn Schritte weit entfernt waren, sagte sie mürrisch: „Diese Bauernschelme möchten auch noch die Backöfen und die Vorrathskammern ausräumen, damit für uns gar nichts mehr übrig bleibt."

„Es kriegt ein Jeder genug, du Quälgeist", sagte der Mann.

Aus Diesem und Aehnlichem, was Renzo sah und hörte, fing er an zu begreifen, daß er sich in einer aufrührerischen Stadt befinde und dies ein Tag der Plünderung sei, wo nämlich ein Jeder nach Herzenslust zugriff und mit Schlägen bezahlte. So sehr wir nun auch wünschen, unsern armen Bergbewohner eine gute Rolle spielen zu lassen, so zwingt uns doch die historische Treue, zu gestehen, daß diese Zustände sich im ersten Augenblicke

seines Beifalls erfreuten. Er hatte so wenig Ursache, mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zufrieden zu sein, daß er sich geneigt fühlte, jede Veränderung, wie sie auch sei, zu billigen. Und da er übrigens kein Mann war, der sich über sein Jahrhundert erhob, so theilte er auch die allgemeine Meinung und legte die Theuerung des Brodes den Aufkäufern und Bäckern zur Last; er hielt daher jedes Mittel für recht und gut, das diesen Wucherern die Nahrungsmittel entriß, die sie, nach jener Meinung, einem ganzen hungrigen Volke vorenthielten. Jedoch beschloß er, sich von dem Aufruhr fern zu halten und war froh, auf dem Wege zu einem Kapuziner zu sein, bei dem er bleiben konnte und der sich seiner annehmen wollte. So schritt er nachdenklich weiter, betrachtete die glücklichen Eroberer, die, mit Beute beladen, heimzogen, und erreichte nach einer kurzen Strecke das Kloster.

Wo sich jetzt der schöne Palast mit dem hohen Altane erhebt, war damals und noch vor wenigen Jahren ein kleiner Platz und am Ende desselben die Kirche und das Kloster der Kapuziner, vor welchem vier große Ulmen standen.

Wir wünschen nicht ohne Neid denjenigen unserer Leser Glück, die diesen Zustand der Dinge — denn die Unruhstifter waren noch zu jung, um über ihren Unfug nachzudenken — nicht mitangesehen haben.

Renzo ging gerade auf die Pforte des Klosters zu, steckte das übrige halbe Brod in den Busen, nahm den Brief hervor, um ihn sogleich bei der Hand zu haben, und zog die Klingel. Es öffnete sich ein Pförtchen mit einem Gitter, an dem sich der Bruder Pförtner zeigte, welcher fragte, wer da sei.

„Einer vom Lande, der dem Pater Buonaventura einen wichtigen Brief vom Pater Cristoforo bringt."

„Gebt her", sagte der Pförtner und steckte die Hand durchs Gitter.

„Nein, nein", sagte Renzo, „ich muß ihn in seine eigenen Hände abgeben."

„Er ist jetzt nicht im Kloster."

„So erlaubt, daß ich eintrete und ihn erwarte."

„Thut, wie ich Euch sage", antwortete der Mönch, „geht so lange, bis er zurückkehrt, in die Kirche und betet. In das Kloster darf ich jetzt Niemand einlassen." Mit diesen Worten verschloß er das Pförtchen wieder.

Renzo blieb, mit seinem Brief in der Hand, verdutzt stehen. Er that ungefähr zehn Schritte nach der Kirchthüre zu, um dem Rathe des Pförtners zu folgen; aber es fiel ihm ein, doch erst noch einmal nach dem Aufruhr zu sehen. Er ging über den kleinen Platz, trat an die Ecke der Straße, blieb mit über der Brust verschränkten Armen stehen und blickte dahin, wo das Gewühl am dichtesten und am lärmendsten war. Der Strudel zog den Zuschauer an. — Ich will mir doch die Sache einmal mitansehen — dachte er — zog das Brod wieder hervor und machte sich kauend auf den Weg.

Wir wollen indessen so kurz als möglich die Ursachen und den Anfang jenes Aufruhrs erzählen.

Zwölftes Kapitel.

Es war der zweite Sommer, daß die Ernte so schlecht ausfiel. Was von den früheren Jahren in den Speichern übrig geblieben, hatte im vorhergehenden noch so ziemlich ausgereicht; die Bevölkerung wurde von dem Vorrathe nicht gerade satt, sie litt aber auch keinen Hunger. Bei der Ernte des Jahres 1628, in welchem wir uns eben jetzt in unserer Geschichte befinden, sah sich Jeder seines Vorraths völlig beraubt. Und nun fiel diese Ernte, auf die man so große Hoffnungen gesetzt, noch dürftiger aus als die vorhergehende, nicht nur im Mailändischen, sondern auch theilweise in den benachbarten Ländern, woran die ungünstigen Jahreszeiten, zum großen Theil aber auch die Menschen selbst schuld waren. Die Verwüstungen des Krieges oder vielmehr des schönen Aufruhrs, dessen wir schon erwähnt, waren der Art gewesen, daß in den nächsten Umgebungen ganze Strecken Landes un=

beackert blieben und, von den Bauern verlassen, dalagen; denn anstatt durch Arbeit sich und den Andern Brod zu erwerben, bettelten sie bei mildthätigen Menschen. Ganze Strecken Landes blieben unbeackert, sagte ich, weil die mit einer fast grenzenlosen Habgier und Unbesonnenheit auferlegten Lasten alle Vernunft überstiegen. Die einheimischen Truppen hatten sogar in Friedenszeiten, nach den traurigen Berichten jener Zeit, eine kriegerische Haltung angenommen, und eine Menge von andern Ursachen, die hier aufzuzählen nicht der Ort, hatten schon seit längerer Zeit dazu beigetragen, diese traurigen Ereignisse im ganzen mailändischen Gebiete vorzubereiten; die besondern Vorfälle, von denen wir jetzt sprechen, waren nur die plötzliche Verschlimmerung eines langwierigen Uebels.

Kaum war die Ernte beendet, so riß die Versorgung des Heeres und die Vergeudung, die damit verbunden, in den Vorrath der Scheunen so gewaltsame Lücken, daß der Mangel sich sogleich wieder fühlbar machte, und mit dem Mangel jene traurige, aber ebenso heilsame, als unvermeidliche Wirkung, die Theuerung, sich einstellte.

Wenn indessen die Theuerung bis auf einen gewissen Punkt gestiegen, so entsteht immer — wenigstens ist es bis jetzt so gewesen, und wenn es, nach den Schriften so vieler vortrefflicher Männer, noch der Fall ist, so denke man sich, wie es damals sein mußte — es entsteht in den meisten Köpfen die Meinung, daß die Theuerung nicht durch die Noth der Zeiten entstanden sei. Man vergißt, daß man sie gefürchtet, vorhergesagt hat; man nimmt mit einem Male an, es sei hinreichend Getreide vorhanden und die Noth rühre nur von den Aufkäufern her, die für den Bedarf nicht genug herausgeben. Diese Voraussetzungen, die weder Hand noch Fuß haben, schmeicheln jedoch ebenso sehr der Entrüstung wie der Hoffnung. Die Aufkäufer des Getreides, mochten sie es nun wirklich oder nur in der Einbildung sein, die Landbesitzer, die nicht Alles an einem Tage losschlugen, die Bäcker, die es aufkauften, kurz Alle, von denen man meinte, sie hätten Getreide liegen, wurden als die Veranlassung des Mangels und der Theuerung angesehen. Diese traf denn auch der allgemeine Haß,

der Abscheu der begüterten, wie der armseligen Menge. Man vertraute einander als Thatsache, wo sich gefüllte Kornböden und Vorrathsspeicher befänden; man übertrieb die Anzahl der Säcke und sprach mit Sicherheit von der ungeheuern Menge Getreide, welche man heimlich ins Ausland schaffte, wo man höchst wahrscheinlich mit derselben Bestimmtheit und mit demselben Geschrei die Ausführung des Getreides nach Mailand behauptete; man verlangte, die Obrigkeit sollte diejenigen Vorkehrungen treffen, welche der Menge stets so einfach und zweckmäßig scheinen, oder wenigstens bis jetzt geschienen haben, um das versteckte, eingeschlossene und vergrabene Getreide, wie sie sich ausdrückten, hervorzuholen und den Ueberfluß wieder herbeizuführen. Die Obrigkeit versuchte auch etwas dafür zu thun; sie stellte die höchsten Preise verschiedener Lebensmittel fest, sie drohte Jedem mit Strafen, der sich zu verkaufen weigerte, und erließ noch andere ähnliche Verordnungen. So weise aber auch alle menschlichen Vorkehrungen getroffen werden mögen, so können sie doch nicht das Bedürfniß der Nahrung verringern, noch können sie Lebensmittel außer der Jahreszeit hervorbringen; hier besaßen sie wenigstens nicht die Macht, welche herbeizuschaffen, und so nahm die Noth denn kein Ende, sie wurde von Tag zu Tag nur größer. Die Menge schrieb diese Wirkung den schwachen Maßregeln zu und forderte mit lautem Geschrei eine kräftigere und entschiedenere Hülfe.

In der Abwesenheit des Statthalters Don Gonzalo Fernandez, der die Belagerung bei Casale del Monferrato kommandirte, vertrat seinen Posten in Mailand der Großkanzler Antonio Ferrer, ein Spanier. Dieser sah ein — und wer hätte es nicht eingesehen? — daß der mäßige Preis des Brodes schon an und für sich eine sehr wünschenswerthe Sache sei; er dachte also — und hierin lag der Irrthum, — ein Befehl von ihm sei hinreichend, diese mäßigen Preise einzuführen. Er setzte die Taxe nach dem Werthe fest, den das Brod gehabt haben würde, wenn der Scheffel Getreide zu dem gewöhnlichen Preise von dreiunddreißig Lire verkauft worden wäre; und man schlug ihn fast bis zu achtzig herauf. Der Herr Großkanzler machte es hierin wie

ein bejahrtes Frauenzimmer, das sich zu verjüngen meint, wenn sie ihren Taufschein verfälscht.

Minder thörichte und minder ungerechte Verordnungen waren mehr als einmal, weil sie in denselben Dingen ihren Widerstand fanden, unbefolgt geblieben; über die Ausführung dieser letzten Verordnung jedoch wachte die Menge, denn sie sah endlich ihren Wunsch in ein Gesetz umgewandelt, und wollte dieses nicht nur zum Scherze gegeben sehen. Man bestürmte die Bäcker und forderte zu dem anbefohlenen Preise Brod; man forderte es mit jener entschlossenen, drohenden Miene, welche die Leidenschaft annimmt, wenn sie mit der Macht und dem Gesetze Hand in Hand geht. Daß die Bäcker ein großes Geschrei erhoben, bedarf keiner Frage. Sie blieben in einem Aermelaufstreifen, Teigkneten und Backen; das Volk belagerte fortwährend die Oefen, um so viel als möglich diesen Vortheil sich zu Gute kommen zu lassen. Die Bäcker arbeiteten und plagten sich also zu ihrem eigenen Schaden, und wie behaglich und zufrieden sie sich dabei fühlten, kann sich Jeder leicht denken. Aber auf der einen Seite drohte die Obrigkeit mit Strafen, auf der andern drängte und lärmte das Volk, wenn Einer einmal nicht gleich seine Schuldigkeit that; es wollte gleich selbst Gericht halten, gewiß das schlimmste, welches man auf dieser Welt kennt; es war also an keine Weigerung zu denken, man mußte kneten, backen und verkaufen. Um sie aber in dieser Thätigkeit zu erhalten, genügten die Befehle und die Furcht, die sie davor hatten, nicht allein, es gehörten auch ihre eigenen Kräfte dazu, und wenn die Sache noch länger so fortgegangen wäre, so würden diese nicht mehr ausgereicht haben. Die Bäcker beklagten sich fortwährend über die Unbilligkeit, über die schwere Last, die ihnen aufgebürdet war, schworen die Schuppe in den Ofen zu werfen und davon zu gehen; dabei zogen sie aber immer wieder mit an dem allgemeinen Strang und hofften von Tag zu Tag, daß der Großkanzler doch endlich Vernunft annehmen werde.

Antonio Ferrer aber, der nach unsern heutigen Begriffen ein Mann von Charakter war, erwiderte, die Bäcker würden schon längst ihr Schäfchen ins Trockene gebracht haben; die Zeiten würden auch wieder besser werden, und sobald es sich thun ließe,

sollte ihnen vom Staate ein Schadenersatz werden; sie möchten nur den Muth nicht sinken lassen. Ob er selbst nun von den Gründen, die er gegen die Andern anführte, überzeugt war, oder ob er aus den Erfolgen die Unmöglichkeit erkannte, seinen Befehl aufrecht zu erhalten und das übele Geschäft, seine Verordnungen zu widerrufen, andern überlassen wollte, ist nicht zu ergründen, denn wer wäre im Stande, die Gedanken Antonio Ferrers zu errathen? Thatsache ist, daß er nicht ein Haar breit von dem abwich, was er angeordnet hatte. Die Decurionen — eine städtische, aus Edelleuten bestehende Obrigkeit, die sich bis 1796 erhielt — statteten endlich dem Statthalter einen schriftlichen Bericht ab, worin sie ihm die Lage der Dinge auseinander setzten, damit er ein Mittel fände, die alte Ordnung wieder herzustellen.

Don Gonzalo, der bis über den Kopf in Kriegsgeschäften steckte, that, was der Leser sich wohl schon denken kann. Er ernannte eine Behörde, der er das Recht übertrug, einen Preis für das Brod zu bestimmen, der festgehalten werden sollte; beide Theile kamen auf diese Weise zu ihrem Recht. Die Abgeordneten traten zusammen; man machte einander Kratzfüße, Complimente, man hielt große Reden, beklagte die traurigen Zeiten, man trat mit Vorschlägen hervor, die nicht Stich hielten, und suchte durch elende Ausflüchte Zeit zu gewinnen. Alle erkannten die Nothwendigkeit einer Berathschlagung an, und fühlten sehr wohl, welch ein gewagtes Spiel sie spielten, und doch ließ sich nichts Anderes thun, als den Preis des Brodes zu erhöhen. Die Bäcker athmeten auf, das Volk wüthete.

Am Vorabende dieses Tages, als Renzo nach Mailand kam, wimmelten Straßen und Plätze von Menschen; alle wurden von einer gemeinsamen Wuth, von einem gemeinsamen Gedanken beherrscht, und Bekannte und Fremde hatten sich ohne Verabredung und ohne daß sie es selbst gewahr wurden, wie Tropfen, die sich in denselben Abgrund ergießen, zu einem Ziele vereinigt. Jede Rede steigerte die Ueberzeugung und die Leidenschaftlichkeit der Zuhörer, wie des Redners. Unter so vielen Hitzköpfen waren auch Einige, die mit kaltem Blute beobachteten, wie das Wasser immer trüber wurde; sie versuchten es durch allerlei Redensarten und Geschichtchen, die

nur Schelme ersinnen und nur so erregte Gemüther glauben können, immer trüber zu machen, und nahmen sich vor, das Wasser nicht eher wieder klar fließen zu lassen, bis sie sich etwas herausgefischt hätten. Tausende von Menschen gingen mit der dunklen Ahnung zu Bett, daß hier Etwas geschehen müsse, daß Etwas geschehen werde. Noch vor Tagesanbruch standen die Menschen schon wieder truppweise beisammen; Kinder, Weiber, Männer, Greise, Handwerker und Bettler rotteten sich aufs Gerathewohl zusammen; hier ein verworrenes Gemurmel von Stimmen; dort hielt Einer eine Rede und die Andern jubelten ihm Beifall zu; der richtete an seinen Nachbar die nämliche Frage, die so eben an ihn gethan war; Jener wiederholte den Ausruf, der so eben an sein Ohr schlug; überall Klagen, Drohungen und Verwunderung; eine kleine Anzahl Worte war der Inhalt so vieler Redereien.

Es fehlte nur noch eine Veranlassung, ein Anstoß, irgend ein Zufall und die Worte verwandelten sich in Thaten, was auch schnell genug geschah.

Mit Tagesanbruch kamen die Bäckerjungen aus ihren Läden mit Körben voll Brod, das sie zu ihren Kunden trugen. Kaum ließ sich Einer dieser schlecht angeschriebenen armen Burschen bei einem Haufen Volks sehen, so war's, als ob ein brennender Schwärmer in ein Pulverfaß fiel. „Da giebt's Brod!" schrien hundert Stimmen auf einmal. „Ja, aber das ist für die Tyrannen", sagt Einer, „die im Ueberfluß schwimmen und die uns vor Hunger sterben lassen." Mit diesen Worten geht er auf den Bäckerjungen los, faßt mit einem Ruck den Korb und sagt: „Laß sehen." Der Junge wird bald roth, bald blaß, zittert und möchte gerne sagen: Laßt mich weiter gehen; aber das Wort bleibt ihm im Munde stecken. „Herunter mit dem Korbe", wird während dessen geschrien. Viele Hände packen zugleich an; er steht auf der Erde; man reißt das Tuch herunter, welches ihn bedeckt; ein warmer Brodduft verbreitet sich umher. „Wir sind auch Christen", sagt der Erste wieder, „wir müssen auch essen." Er nimmt ein Brod, hält es in die Höhe, daß es der ganze Haufen sieht und beißt hinein; da fällt Alles über den Korb her

und ehe man sichs versieht, ist er ausgeleert. Diejenigen, die nichts erbeutet hatten, wurden durch den Anblick des fremden Gewinnes auch angereizt, und durch die Leichtigkeit des Unternehmens muthig gemacht; haufenweise brechen sie auf, um ihr Glück bei andern Bäckerjungen zu versuchen; sie plünderten alle Körbe, die ihnen in den Weg kamen. Man brauchte auf die Träger gar keinen Angriff mehr zu machen; diejenigen, die sich unglücklicherweise unterwegs befanden, setzten ihre Last freiwillig nieder, als sie die Horde sahen und machten sich aus dem Staube. Bei alledem mußten jedoch die Meisten mit trockenem Munde abziehen. Die Plünderer selbst fanden sich durch ihre Beute wenig befriedigt und zu diesen gesellten sich nun diejenigen, die auf eine noch schlimmere Unordnung ihren Plan gegründet hatten. Und so wurde plötzlich geschrien: „Zum Bäcker! zum Bäcker!“

In der Straße Corsia de' Servi war eine Bäckerei, die noch heute unter dem Namen: der Krückenofen besteht. Dahin stürzte der Schwarm. Die Gesellen im Laden fragten eben den Jungen aus, der bleich und bestürzt ohne seinen Korb heimgekehrt war, und dieser fing gerade an, den traurigen Vorfall hervorzustammeln, als das Geräusch einer bewegten Volksmenge sich hören ließ; der Lärm kommt immer näher, die Vorläufer des Gewühls werden sichtbar.

Zugemacht, zugemacht; schnell, schnell! Der Eine läuft nach Hülfe zum Stadthauptmann; die Andern verschließen in aller Eile den Laden. Das Volk versammelt sich davor und fängt an zu schreien: „Brod! Brod! aufgemacht! aufgemacht!“

In diesem Augenblicke erscheint der Stadthauptmann mit einer Schaar Hellebardiere. „Platz, Platz, Kinder!“ rufen die Hellebardiere dem Haufen zu, „geht nach Hause; macht eurem Hauptmann Platz.“ Das Volk weicht ein wenig zurück, so daß der Hauptmann und seine Leute den Bäckerladen erreichen können; sie stellen sich vor der verschlossenen Thür desselben, wenn auch nicht in Reihe und Glied, doch Einer dicht neben dem Andern auf.

„Aber, Kinder“, redet sie von hier aus der Hauptmann an, „was macht ihr hier? Geht nach Hause. Habt ihr euch ganz

von Gott abgewendet? Was wird der König, unser allergnädigster Herr, dazu sagen? Es soll euch nichts widerfahren, aber geht nach Hause. Ihr seid rechtschaffene Leute! — Zum Teufel! was steht ihr hier so zusammengepfropft? Was habt ihr hier vor? Macht, daß ihr nach Hause kommt."

Aber nur die Vordersten sahen das Gesicht des Sprechers und vernahmen seine Worte; hätten sie ihm nun auch gehorchen wollen, so wären sie es doch nicht im Stande gewesen; denn diejenigen, welche hinter ihnen standen, drängten sie wieder vor und diese wurden wieder gedrängt, wie Welle an Welle, und so ging's bis zum äußersten Ende des immer mehr anwachsenden Gewimmels. Dem Hauptmann verging die Luft. „Heißt sie zurückweichen, damit ich wieder Athem schöpfen kann", sagte er zu den Hellebardieren, „aber thut Keinem etwas zu Leide. Laßt uns in den Laden eintreten, klopft an, drängt sie zurück."

„Zurück! zurück!" riefen die Hellebardiere, gingen auf die Vordersten los und trieben sie mit ihren Waffen zurück.

Diese brüllen und weichen so viel sie können, drücken die Nächsten hinter ihnen mit dem Rücken gegen die Brust, stoßen sie mit dem Ellenbogen in den Bauch und treten mit den Fersen auf ihre Zehen; es entsteht ein Gedränge, ein Stoßen und Pressen, daß diejenigen, die sich in der Mitte befanden, wer weiß was darum gegeben haben würden, wenn sie heraus gekonnt hätten. Um die Thür herum ist etwas mehr Platz geworden; der Hauptmann klopft und ruft, daß man ihm öffne. Die Bewohner sehen erst zum Fenster heraus, kommen dann schnell und öffnen. Der Hauptmann tritt ein, ruft die Hellebardiere, die ebenfalls Einer nach dem Andern hereinkommen, indem die Letzten das Volk mit den Waffen zurückdrängen. Als alle eingetreten sind, stellen sie sich in Reihe und Glied auf; der Hauptmann tritt schnell ans Fenster. O weh, welch ein Gewimmel! „Kinder!" schreit er und viele schauen hinauf. „Kinder, geht nach Hause. Vergebung Jedem, der jetzt gleich nach Hause geht."

„Brod! Brod! aufgemacht! aufgemacht!" Diese Worte hörte man am deutlichsten aus dem Gebrüll, womit die Menge antwortete, heraufschallen.

„Seid vernünftig, Kinder! Bedenkt noch bei Zeiten, was ihr thut. Fort, geschwind, geht nach Hause. Ihr sollt Brod haben; aber nicht auf solche Weise. Heh! ... he! was macht ihr da unten! He! fort da von der Thüre! Wartet! ich sehe Alles! Seid vernünftig! bedenkt, was ihr thut! Es ist ein grobes Vergehen! Ich komme gleich herunter. He! He! Weg mit dem Eisen; die Hände los! O Schmach! Mailänder, die ihr überall eurer guten Sitten wegen bekannt seid! Hört mich, hört! Ihr seid immer gut .... Ha, das Lumpengesindel!"

Dieses plötzliche Umschlagen des Styls war die Wirkung eines Steines, der aus den Händen eines der guten Kinder dem Hauptmann an die Stirn flog; er hatte gerade die linke Seite, den Sitz des metaphysischen Tiefsinns, getroffen. „Gesindel! Gesindel!" fuhr er fort zu schreien, warf schnell das Fenster zu und trat zurück. Aber hätte er auch aus vollem Halse geschrien, seine Worte, die guten wie die bösen, wären in dem fürchterlichen Gebrüll von der Straße herauf tonlos verklungen. Was er aber vorher zu sehen gemeint hatte, war ein Arbeiten gegen Thür und Fenster mit Steinen und Eisen, die man sich unterwegs verschafft hatte, um Thür und Fenster einzuschlagen; das schöne Werk war bereits gut vorgeschritten.

Während dessen waren der Bäckermeister, die Gesellen und die Lehrjungen mit einem ziemlichen Vorrath von Steinen (sie hatten wahrscheinlich den Hof entpflastert) an die Fenster des oberen Stockwerks getreten und gaben den Stürmenden unten durch Mienen und Geberden zu verstehen, daß sie von ihrer Arbeit ablassen sollten; dabei zeigten sie die Steine und drohten ihnen, damit zu werfen. Da sie sahen, daß die Drohungen nichts halfen, so fingen sie wirklich damit an. Nicht ein Stein verfehlte den Feind; das Gedränge war so groß, daß kein Apfel, wie man zu sagen pflegt, zur Erde fallen konnte.

„O die Schurken! die Bösewichter! Ist das das Brod, das ihr den armen Leuten gebt? Weh! O weh! Au! Wartet nur! gleich ist's an uns!" brüllten sie von unten herauf. Mehr als Einer ward übel zugerichtet; zwei Jungen blieben auf der Stelle todt liegen. Die Wuth erhöhte die Kräfte der Menge; die Thür-

pfosten und Fensterflügel wurden herausgerissen; wild stürzte die Menge durch alle Oeffnungen hinein. Die Leute im Hause sahen die Gefahr vor Augen und flüchteten sich auf den Boden. Hier verkrochen sich der Hauptmann, die Hellebardiere und einige aus dem Hause unter das Dach; andere kletterten zu den Dachluken hinaus und schlichen wie Katzen auf den Dächern umher.

Der Anblick der Beute ließ die Sieger nicht weiter an ihre blutigen Rachepläne denken. Sie fallen über die Kasten her und fangen an zu plündern. Einer dagegen stürzt auf die Kasse los, reißt das Schloß ab, greift mit beiden Händen zu, füllt sich die Taschen mit kleiner Münze und wendet sich dann zu dem Brodkasten, um auch hier noch etwas zu erraffen. Darauf dringt die Menge in die Speicher ein. Sie packen die Säcke an und schleppen sie weg. Dieser zieht einen aus einem Winkel hervor, reißt ihn auf und schüttet einen Theil des Mehles auf den Boden, um sich die Last leichter zu machen; ein Anderer schreit: „Warte, warte!" bückt sich und breitet Tücher und Kleider aus, um von der lieben Gottesgabe auch etwas abzukriegen. Jener macht sich an einen Backtrog und läuft mit einem Klumpen Teig davon, der so dünn ist, daß er ihm nach allen Seiten hin wegfällt. Noch ein Anderer hat einen Mehlbeutel erwischt, trägt ihn, hoch in die Höhe gehoben, davon; der geht, der kommt; Männer, Weiber und Kinder drängen und werden gedrängt; alles schreit durcheinander, und eine weiße Staubwolke, die überall aufsteigt und sich überall niedersenkt, hüllt Alles wie in einen undurchdringlichen Nebel ein. Vor der Thüre begegnen sich die Wogen zweier entgegengesetzter Züge; die Einen wollen mit Beute beladen heraus, die Andern drängen herein, um Beute zu machen. Dieser Sturm gegen einander brachte die größte Verwirrung hervor.

Während dieser Bäckerladen auf solche Art verwüstet wurde, war auch kein anderer in der Stadt außer Gefahr. Bei keinem aber lief das Volk in solcher Masse zusammen, um Alles zu wagen und zu unternehmen. In einigen hatte man sich mit Hülfsmannschaft versehen und stand gerüstet; anderwärts, wo man weniger zahlreich war, oder auch ängstlicher, schloß man eine Art Bund und vertheilte an Diejenigen, die sich bereits vor den Läden

versammelt hatten, unter der Bedingung Brod, daß sie sich entfernten. Diese gingen auch ruhig ab; nicht sowohl, weil sie mit ihrem Erwerbe zufrieden waren, als vielmehr, weil die Hellebardiere und die Häscherschaar, die bei dem Krückenofen nicht stark genug gewesen war, sich an andern Orten in ausreichender Stärke gezeigt hatte, um ein kleines Häuflein Meuterer in Zaum zu halten. So nahm der Aufruhr vor jenem unseligen Krückenofen kein Ende; denn Alle, denen das Fell juckte und die durchaus Händel anfangen wollten, versammelten sich dort; die Unruhstifter waren daselbst in größerer Anzahl versammelt und die Straflosigkeit war gesicherter.

So standen die Sachen, als Renzo, an seinem Brode kauend, wie wir erzählt haben, aus der Vorstadt vom Thor Orientale kam und ohne es zu wissen gerade seinen Weg nach dem Mittelpunkte des Aufruhrs einschlug. Er ging bald rasch, bald langsam durch das Gewühl hindurch, und so vorwärts schreitend, sperrte er Augen und Ohren auf, um aus dem verworrenen Gesumme von Stimmen etwas Genaueres über den Stand der Dinge zu erfahren. Auf der ganzen Strecke vernahm er ungefähr folgende Worte:

„Jetzt ist doch endlich die abscheuliche Betrügerei der Schurken entdeckt, die immer sagen, es sei weder Brod, noch Mehl, noch Getreide da. Jetzt liegt die Sache klar am Tage und sie können uns nichts mehr aufbinden. Es lebe der Saus und Braus!"

„Ich sage es euch, ich, daß das alles noch gar nichts hilft!" sprach ein Anderer, „es ist wie ein Tropfen auf einen heißen Stein; es wird noch schlimmer werden, wenn die Obrigkeit nicht ordentlich dazwischen fährt. Das Brod wird wohlfeil werden, aber sie werden es vergiften, daß die armen Leute wie die Fliegen hinsterben. Sie haben es ja schon gesagt, daß wir unserer zu viele sind; in der Gerichtsversammlung haben sie's ohne Hehl ausgesprochen; ich weiß es ganz gewiß und kann darauf nachsprechen, denn ich habs mit diesen meinen beiden Ohren von einer Gevatterin erzählen hören; die aber hat einen Freund und der ist ein Verwandter von einem Küchenjungen bei einem der Gerichtsherrn."

„Platz, Platz, Leute, seid so gut; laßt einen armen Familienvater durch, der fünf kleinen Kindern daheim zu essen bringt.“ So sagte Einer, der mit einem großen Mehlsack daher wankte; und ein Jeder machte ihm bereitwillig Platz.

„Ich“, raunte ein Anderer seinem Gefährten leise ins Ohr, „ich mache mich durch. Ich kenne die Welt und weiß aus Erfahrung, wie diese Dinge verlaufen. Alle diese Dummköpfe, die jetzt Hahn im Korbe sind, werden noch ganz kleinlaut und kommen morgen oder übermorgen gar nicht wieder zum Vorschein.“

„Wer die Bäcker eigentlich unter seine Flügel nimmt“, rief eine klangvolle Stimme, die Renzo's Aufmerksamkeit auf sich zog, „das ist der Proviantverwalter.“

„Sie sind Alle Schelme“, sagte Einer neben ihm.

„Ja, der aber ist ein Erzschelm“, erwiederte der Erste.

Der Proviantverwalter, der alljährlich vom Statthalter aus sechs Edelleuten, die den Ausschuß der Decurionen bildeten, erwählt wurde, hatte im Gerichtshofe für die öffentlichen Angelegenheiten den Vorsitz Dieser Gerichtshof, der aus zwölf Edelleuten bestand, hatte neben andern Obliegenheiten vornehmlich dem Ankauf und der Auflagerung des Getreides vorzustehen. Ein Mann, der ein solches Amt bekleidete, mußte natürlich in so stürmischen Zeiten, wo Hunger und Unwissenheit Hand in Hand gingen, für den Urheber der Noth gelten, obgleich er das nicht gewagt hatte, was Ferrer that; wäre es ihm auch in den Sinn gekommen, so hätte es ihm doch gänzlich an Macht dazu gefehlt.

„Die Schurken!“ rief ein Anderer aus, „kann man es noch weiter treiben? haben sie sich nicht unterstanden, öffentlich zu behaupten, der Großkanzler sei ein kindisch gewordener alter Mann; sie denken ihn dadurch um sein Ansehn zu bringen, damit sie das Kommandiren haben. Man sollte die Schurken alle in einen Stall treiben und ihnen den Bauch mit Wicken und Unkraut füllen, wie sie uns abspeisen wollen.“

„Brod, he?“ schrie Einer, der sich durchdrang. „Brod? — Wartet nur, pfundschwere Steine hagelt es herunter. Und wie

viele zerschlagene Köpfe, wie viele zerbrochene Rippen! Ich bin froh, wenn ich erst wieder zu Hause bin."

Unter diesen und ähnlichen Reden, von denen es dahingestellt bleiben muß, ob sie ihn aufklärten oder verblüfften, und unter Püffen und Stößen kam Renzo endlich bei jenem Bäckerladen an. Dem Volke war daselbst schon tüchtig zugesetzt, und es hatte sich bereits ziemlich verlaufen; so konnte er sich die scheußliche, noch ganz frische Verwüstung hinlänglich betrachten. Von den Mauern des Hauses hatten Feld- und Backsteine den Kalk abgerissen, die Fenster waren eingeschlagen, die Thüren zertrümmert.

— Daran haben sie aber doch nicht gut gethan, — dachte Renzo; wenn sie alle Backöfen so zurichten, wo wollen sie denn Brod hernehmen?

Von Zeit zu Zeit kam Einer oder der Andere aus dem Laden und schleppte einen Brodkasten, ein Stück von einem Backtrog, oder einen Mehlbeutel, eine Bank, einen Korb, auch wohl ein Rechenbuch und allerlei Kleinigkeiten aus dem armen Bäckerhause fort und drang mit dem Rufe: „Platz, Platz!" durch die Menge. Alle diese schlugen ein und denselben Weg ein und begaben sich augenscheinlich nach einem verabredeten Orte.

Was wird denn da los sein? — dachte Renzo und folgte einem Manne nach, der sich aus Brettern und Spänen ein Bündel gemacht, es auf die Schultern genommen und seinen Weg, wie die Andern, durch die Straße nahm, die sich an der Südseite des Domes hinzieht und die nach den Stufen, die einst daselbst waren, ihren Namen führte. So groß auch die Neugierde unseres Renzo war, die Ereignisse mit anzusehen, so mußte der Bergbewohner doch stehen bleiben, als er das große Bauwerk des Domes vor sich hatte und sich erst satt daran sehen. Dann verdoppelte er seine Schritte, um den Mann, den er sich als Wegweiser erkoren hatte, wieder einzuholen; als er um die Ecke bog, warf er noch einen Blick auf die Vorderseite des Doms, die damals zum großen Theile noch unvollendet war; dabei folgte er seinem Manne, der sich nach der Mitte des Platzes wandte, auf Tritt und Schritt.

Je weiter man vorwärts schritt, desto größer ward das Gedränge, das jedoch dem schwer beladenen Manne Platz machte. So durchschnitt er die Wogen des Volks, und Renzo, der sich dicht hinter ihm hielt, gelangte mit ihm in den Mittelpunkt des Aufruhrs. Hier war auf einem freien Platze ein großes Freudenfeuer angezündet, wo die Reste der schon erwähnten geraubten Gegenstände hineingeworfen wurden. Ein schallendes Händeklatschen und Getrampel mit den Füßen, Freudengeschrei und Flüche begleiten diese Handlung.

Der Mann schleudert seinen Bündel in die Kohlen; ein Anderer schürt mit dem halbverbrannten Stumpf einer Schaufel die Glut und facht die Kohlen von unten und von den Seiten an; eine dicke Wolke von Rauch steigt auf, die Flamme schlägt wieder empor und mit ihr zugleich erhebt sich ein noch wüthenderes Geschrei: „Es lebe der Ueberfluß! Tod den Hungerleidern! Der Theuerung den Tod! Nieder mit den Speichern! Es lebe das Brod! Es lebe das Brod!"

Aber die Mehlbeutel und Backtröge zu verderben, die Backöfen zu verwüsten und die Bäcker wild zu machen sind eben nicht die besten Mittel, das Brod leben zu lassen; doch dies ist eine der metaphysischen Spitzfindigkeiten, die dem Pöbel nicht in den Sinn kam. Ohne nun ein großer Metaphysiker zu sein, kam unserm Renzo doch gleich dieser Gedanke; er behielt ihn jedoch für sich, denn unter all diesen Gesichtern war nicht eins, das zu sagen schien: Bruder, wenn ich Unrecht thue, so weise mich zurecht, ich werde es dir danken.

Schon war die Flamme abermals erloschen; es erschien Niemand mit neuen Brennmaterialien und die Leutchen fingen an sich zu langweilen. Da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, am Cordusio — einem kleinen Platze in der Nähe — sei man eben dabei, einen Backofen zu stürmen. Bei solchen Gelegenheiten wird oft durch ein Gerücht die That wirklich hervorgerufen. Der Pöbel bekam sogleich Lust, hinzulaufen. „Ich gehe hin; kommst du mit? ich gehe mit; ich auch; ich auch; laßt uns gehen, kommt", hört man von allen Seiten, und unter neuem Lärm bricht das Volk dahin auf. Renzo ging hinterher und wurde vom Strome

mit fortgerissen. Während dessen ging er mit sich zu Rathe, ob er nicht lieber versuchen sollte, aus dem Gedränge wieder heraus zu kommen, um den Pater Buonaventura vielleicht jetzt im Kloster anzutreffen, oder ob er sich die Geschichte noch weiter mitansehen sollte. Die Neugierde siegte wieder. Indessen beschloß er, sich nicht in das größte Gedränge hinein zu begeben, denn er verspürte durchaus keine Lust, sich die Knochen zerbrechen zu lassen, oder wohl gar noch etwas Schlimmeres zu wagen. In dieser guten Absicht folgte er dem Haufen von ferne, nahm das zweite Brod hervor und ließ es sich gut schmecken.

Die Menge hatte bereits die alte, enge Gasse Peschiera vecchia erreicht und zog aus dieser unter dem schrägen Schwibbogen weg auf den Platz dei Mercanti. Während man an der Nische vorüberging, welche die Säulenhalle des Gebäudes in der Mitte theilt, das damals das Doctorencollegium hieß, warf wohl Niemand einen Blick auf die große Statue, die hier stand; streng und finster blickte Philipp II. und flößte den Vorübergehenden aus dem Marmor sogar noch Ehrfurcht und Entsetzen ein; sein erhobener Arm schien zu sagen: was willst du, Gesindel?!

Von dem Platze dei Mercanti drängte sich der wilde Schwarm in das Gäßchen dei Fustagnai, und belagerte von dort den Cordusio. Ein Jeder wandte sogleich den Blick nach dem bezeichneten Bäckerladen. Aber anstatt schon eine Menge Freunde in Thätigkeit dabei zu sehen, erblickten sie nur Einige, die müßig herumstanden oder gaffend in einiger Entfernung von dem Laden hin und hergingen. Der Laden war verschlossen und an den Fenstern standen Bewaffnete, die ganz das Ansehen hatten, sich im Nothfalle zu vertheidigen. Man stand still und erkundigte sich bei den Hinzugekommenen, was sie zu thun gedächten. Einige ziehen wieder ab; Andere bleiben da. Das war ein Gewimmel, ein Gefrage, ein Stehenbleiben, ein Berathen. Mit einem Male aber läßt sich aus dem dicksten Haufen eine verwünschte Stimme mit dem Rufe hören: „Hier nebenan wohnt der Proviantverwalter; den wollen wir fassen, kommt.“

Es war, als erinnerte man sich plötzlich einer längst getroffenen Verabredung. „Auf! Auf! zum Proviantverwalter!“ ertönte

es von allen Seiten wie aus einem Munde. So brach die Horde wüthend nach der Straße auf, wo das Haus stand, das in einem so unglücklichen Augenblick genannt wurde.

Dreizehntes Kapitel.

Der unglückliche Proviantverwalter saß gerade bei einem wenig erquicklichen Mittagsmahle und dachte darüber nach, welch ein Ende wohl der Aufruhr nehmen würde; er war aber weit entfernt zu ahnen, daß derselbe sich mit so furchtbarer Wuth auf sein Haupt entladen würde. Ein oder der andere rechtschaffen gesinnte Mensch lief dem Haufen spornstreichs voraus und benachrichtigte ihn von der ihm drohenden Gefahr. Die Diener, die, von dem Lärm erschreckt, an die Thür geeilt waren, schauten bestürzt die Straße hinab nach der Seite, woher der Lärm kam. Während sie noch den Bericht anhören, sehen sie den Vortrab schon erscheinen; so schnell als möglich wird dem Hausherrn die Gefahr gemeldet, und während dieser noch über die mögliche Art einer Flucht sinnt, kommt schon ein Zweiter und sagt ihm, es sei zum Fliehen zu spät. Die Diener haben kaum noch Zeit, die Thüren zu verschließen. Sie verriegeln und verrammeln sie, verschließen geschwind die Fenster, wie wenn man ein schwarzes Ungewitter heraufziehen sieht und jeden Augenblick den Hagelschlag erwartet. Das immer mehr zunehmende Gebrüll, welches wie Donner aus der Luft herniederdringt, hallt in dem leeren Hofe erschütternd wieder; es durchdringt jeden Winkel des Hauses, und mitten in dem fürchterlichen Lärm hört man die Steinwürfe gegen die Thür immer heftiger krachen, immer schneller aufeinander folgen.

„Der Proviantverwalter! der Tyrann! der Aushungerer! den wollen wir haben, lebendig oder todt!"

Der arme Mann lief bleich und verstört von Zimmer zu Zimmer, rang die Hände, empfahl Gott seine Seele und beschwor

seine Diener, sich tapfer zu halten und ihm auf irgend eine Weise zur Flucht zu verhelfen. Aber wie war das möglich? Er stürzte auf den Boden, blickte durch eine Dachluke vorsichtig und ängstlich auf die Straße herunter; sie wimmelte von einer wüthenden Volksmenge; er vernahm das Geschrei, welches seinen Tod verlangte, und entsetzt fuhr er zurück und verkroch sich in einen Winkel. Zusammengekauert horchte er hier, horchte, ob der schreckliche Lärm nicht ein wenig nachließe, ob das Getümmel nicht vielleicht ruhiger würde; da er aber statt dessen das Gebrüll nur wilder und tobender sich erheben hörte, und die Schläge gegen die Thür immer heftiger wurden, so hielt er sich in seiner Todesangst die Ohren zu, klapperte mit den Zähnen, verzerrte das Gesicht, streckte beide Arme vor sich aus, als wollte er Jeden von sich abwehren .... wie er sich sonst noch benahm, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, denn er war allein; die Geschichte ist gezwungen, es zu errathen. Ein Glück, daß uns dies aus Gewohnheit nicht schwer fällt.

Renzo befand sich im stärksten Gewühl; er hatte sich freiwillig hinein begeben. Bei jenem ersten Schrei nach Blut fühlte er, wie das seinige ihm vor Schauder in den Adern erstarrte. Was die Plünderung betraf, so war er nicht ganz klar darüber, ob sie in diesem Falle recht oder unrecht sei; der Gedanke jedoch, daß hier ein Mord begangen werden sollte, erfüllte seine Seele mit Schauder. Leidenschaftliche Gemüther besitzen eine unglückselige Gelehrigkeit; was die Andern in Leidenschaftlichkeit ihnen vorreden, glauben sie aufs Wort, und so war auch unser Renzo sogleich völlig überzeugt, daß der Proviantverwalter die erste Ursache der Hungersnoth, der Feind der Armen sei. Die Ermordung des Mannes war ihm aber doch ein Greuel; und da er gleich anfangs beim Aufbruch des Pöbels zufällig einige Worte gehört hatte, aus denen er errieth, daß Einige alles aufbieten wollten, um den Mann zu retten, so war er auch sogleich entschlossen, bei diesem Werke hülfreiche Hand zu leisten. In dieser guten Absicht war er fast bis an die Thür mit vorgedrungen, die man auf hunderterlei Art bearbeitete. Einer zerschlug mit Steinen die Nägel des Schlosses, um es heraus zu reißen;

andere kamen mit Brecheisen und Hammer herbei und versuchten die Sache geschickter zu machen. Noch andere zerschlugen mit spitzen Steinen, mit abgebrochenen Messern und mit alten Hufeisen die Mauer; und wenn sie nichts Anderes hatten, so kratzten sie mit ihren eigenen Fingern die Steine heraus, um eine Bresche zu machen. Die nicht mit Hand anlegen konnten, ermuthigten die Andern durch ihr Geschrei. Aber durch dieses Drängen und Toben hinderten sie nur die Arbeit, die schon durch den zu feurigen Wetteifer der dabei Beschäftigten nicht vorwärts kam; denn die Gnade des Himmels läßt auch zuweilen bei bösen Thaten zu, was bei guten nur allzu oft geschieht, daß zu hitzige Freunde ein Hinderniß werden.

Die obrigkeitlichen Personen, welche zuerst die Nachricht von diesem Aufruhr erhalten hatten, sandten sogleich zu dem Befehlshaber der Festung, die damals Porta di Giovia genannt wurde, und baten ihn um Hülfe; er schickte ihnen einige Soldaten. Während aber die Nachricht ankam, der Befehl gegeben wurde, die Schaar sich versammelte und in Bewegung setzte, rückten sie erst bei dem Hause an, als die Belagerung schon völlig im Gange war; sie machten in einiger Entfernung von dem Gedränge Halt. Der kommandirende Offizier wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Er hatte es dort eigentlich nur mit einem Haufen zusammengelaufenen Volks, sagen wir es nur dreist heraus, mit Gesindel zu thun. Auf die Aufforderung, auseinander zu gehen und Platz zu machen, antworteten sie nur mit einem dumpfen Gemurmel; keiner bewegte sich von der Stelle. Auf das Gesindel Feuer zu geben, schien dem Offizier nicht allein eine grausame, sondern auch eine sehr gefährliche Sache; er würde die Heftigen dadurch nur aufgereizt und die weniger zu Fürchtenden beleidigt haben; übrigens hatte er dazu auch keine Vollmacht.

In die Menge eindringen und sie rechts und links auseinander treiben und dann mit den Waffen gegen die Uebermüthigen einzuschreiten, das wäre das Beste gewesen; aber ob es gelang, das war hier die Frage. Wer weiß, ob die Soldaten alle beisammen geblieben wären, wenn man den Anlauf genommen hätte? und ob sie nicht, anstatt die Menge zu durchbrechen, sich

einzeln darin verloren hätten? Die Unentschlossenheit des Anführers und die Unbeweglichkeit der Soldaten hatte mit Recht oder Unrecht den Anschein von Furcht. Das Volk, welches sich dicht neben ihnen befand, begnügte sich, sie mit einer Miene zu betrachten, die zu sagen schien: du thust mir leid. Die ein wenig ferner standen, enthielten sich nicht, sie mit Grimassen und Spöttereien zu verhöhnen; noch weiter hin wußte man kaum, daß sie da waren; die Zerstörer fuhren fort die Mauer einzureißen und hatten keinen andern Gedanken dabei, als mit ihrer Arbeit so schnell als möglich zu Stande zu kommen; die Zuschauer hörten nicht auf, sie durch ihr Geschrei zu ermuntern.

Unter diesen fiel ein elender Greis von widrigem Aussehen auf, der ein seltsames Schauspiel darbot; er riß die beiden hohlen, glühenden Augen weit auf, verzog sein verschrumpftes Gesicht zu einem teuflischen Lächeln, hielt über sein spärlich behaartes graues Haupt die Hände empor, schwang einen Hammer in der Luft, einen Strick und vier große Nägel und sagte, er wolle damit den Hund von Proviantverwalter an die Pfosten seiner eigenen Thür festnageln, sobald er kalt gemacht wäre.

„Ei, schämt Euch doch“, brach Renzo unwillkürlich über diese Worte los, die ihn mit tiefem Abscheu erfüllten. „Pfui der Schande! Wollen wir dem Henker ins Amt pfuschen und einen Christenmenschen ermorden? Wie wollt Ihr, daß uns Gott Brod schenke, wenn wir solche Uebelthaten begehen? Er wird uns seine Blitze herabsenden, und kein Brod!“

„Ha Hund! du Vaterlandsverräther!“ schrie ihm mit der Wuth eines Besessenen Einer von denen zu, die durch den Lärm hindurch diese frommen Worte hatten vernehmen können. „Warte, warte! Er ist, in seiner Landmannstracht, Eine von den Kreaturen des Proviantverwalters! ein Spion! Faßt ihn, faßt ihn!“

Hundert Stimmen erschallen rings umher: „wo steckt er? wer ist's? Ein Spion, als Landmann verkleidet; der Proviantverwalter ist es selbst, um sich weg zu schleichen; faßt ihn, faßt ihn!“

Renzo verstummt, kriecht kleinlaut zusammen und möchte sich gern durchmachen; einige der ihm zunächst Stehenden um-

ringen ihn und suchen durch anderartiges Geschrei die wüthenden Mordstimmen zu übertönen und zu verwirren. Was aber mehr als alles Andere zu seiner Rettung beitrug, war der dicht in der Nähe erschallende Ausruf: „Platz! Platz da! Hier ist Hülfe! Heda! Platz!“

Was war es? Eine hölzerne Leiter, die einige herbeitrugen, um sie an das Haus anzulegen und dann zum Fenster hinein zu steigen. Glücklicherweise aber war dieses Mittel, welches die Sache leicht gemacht hätte, nicht so leicht auszuführen. Die Träger an dem einen und an dem andern Ende wurden von dem Gewimmel gedrängt und gestoßen und schwankten hin und her; der Eine, welcher mit dem Kopfe zwischen zwei Stufen steckte und die Seitenleisten auf den Schultern liegen hatte, erhob unter seiner Last ein klägliches Geschrei; ein Anderer wurde durch einen Stoß von seiner Last weggeschleudert; die losgelassene Leiter fiel auf Köpfe, Schultern und Arme nieder; man denke sich, was die davon Getroffenen sagten. Andere heben indessen die gesunkene Last wieder auf, nehmen sie auf die Schultern und schreien: „wir wollen es versuchen, kommt, vorwärts!“ Hin und her geschleudert, bald gerade, bald schief, bewegt sich die verhängnißvolle Maschine vorwärts. Sie kam gerade zur rechten Zeit, um die Feinde Renzo's von ihm abzulenken; der Bedrohte benutzte diese Verwirrung, duckte und bückte sich anfangs, arbeitete mit den Ellenbogen so viel er konnte in der Absicht, so schnell als möglich aus dem Gedränge herauszukommen und den Pater Buonaventura im Kloster aufzusuchen oder zu erwarten. Da geräth mit einem Male die ganze Volksmasse in eine neue Bewegung; ein Gerücht geht schnell von Mund zu Mund; ringsumher ertönt der Ausruf: „Ferrer! Ferrer!“ Und überall, wo dieser Name erschallt, ruft er die verschiedensten Empfindungen hervor: Einer erstaunt, der Andere freut sich, Dieser wird wüthend, Jener macht ein verächtliches Gesicht und schreit die Kunde nach; noch ein Anderer will nichts davon wissen und möchte sie unterdrücken; hier wird der Name gesegnet, dort verflucht.

„Ferrer ist hier! — Es ist nicht wahr, es ist eine Lüge! — Ja, ja; Ferrer soll leben! er hat uns wohlfeiles Brod verschafft! —

Nein, nein! — Hier ist er, in der Kutsche, die dort kommt! — Was will der hier? — Wir brauchen hier Niemand! — Ferrer! Ferrer soll leben! Der menschenfreundliche Ferrer soll leben! er kommt, den Proviantverwalter ins Gefängniß zu stecken. — Nein, nein; wir wollen selbst Gericht über ihn halten; zurück, zurück! — Ja, ja, Ferrer! Ferrer soll kommen! der Proviantverwalter soll eingesperrt werden!"

Alle stellen sich auf die Fußspitzen und wenden die Gesichter nach der Seite hin, von wo der Unerwartete ankommen soll. Da sie sich aber Alle zugleich in die Höhe gerichtet hatten, so sahen sie gerade ebenso viel, als wenn sie ruhig stehen geblieben wären. Nichts desto weniger richteten sie sich aber doch in die Höhe.

Wirklich kam am Ende des Haufens, der Seite gegenüber, wo sich die Soldaten aufgestellt hatten, der Großkanzler Antonio Ferrer in seiner Kutsche daher gefahren; wahrscheinlich machte ihm sein Gewissen Vorwürfe darüber, daß er durch seine verkehrten Befehle und durch sein Bestehen darauf, die Veranlassung, oder doch die Gelegenheit zu diesem Aufstande gegeben, und so kam er jetzt in der Absicht, ihn zu besänftigen, oder wenigstens noch schlimmere Dinge zu verhüten. Er rechnete hierbei auf seine Popularität.

Die friedlich Gesinnten standen natürlich dem Großkanzler in jeder Weise bei; die ihm zunächst Stehenden suchten durch ihre grüßenden Zurufe das Beifallsgeschrei der Menge zu wecken und drängten, so viel dies möglich war, das Volk zurück, um der Kutsche den Weg frei zu machen; die Uebrigen brachten ihm ein Lebehoch, wiederholten seine Worte und riefen ihren Nachbarn zu, was er allenfalls gesagt haben könnte; sie suchten die wüthenden Starrköpfe mit ihrer Stimme zu überschreien und die neue Aufregung der wankelmüthigen Versammlung gegen sie zu lenken. Wer hat etwas dagegen, daß Ferrer leben soll? He, steht es dir etwa nicht an, daß wir das Brod wohlfeiler kaufen? Schurken sind sie, die dagegen sind, die Gerechtigkeit auszuüben, und es stecken hier welche darunter, die nur deshalb die Andern so überschreien, weil sie den Proviantverwalter wollen entwischen lassen.

„Ins Gefängniß mit dem Proviantverwalter! Ferrer lebe! Macht Platz für Ferrer!“ Je größer die Zahl derer anwuchs, welche diese guten Gesinnungen für Ferrer an den Tag legten, um so kleinmüthiger und schwächer wurde die Gegenpartei. Jene ließen es aber nicht bei bloßen Redensarten bewenden, sie ergriffen die Schändlichen, die noch immer fortfuhren, das Haus zu zerstören, stießen sie zurück und rissen ihnen die Werkzeuge aus den Klauen. Diese tobten, fluchten und suchten wieder Kräfte zu gewinnen; aber die Mordlust war ihnen vergangen, und das vorherrschende Geschrei war: Gefängniß, Gerechtigkeit, Ferrer! Nach kurzem Kampfe wurden die Stürmer zurückgetrieben; die Andern bemächtigten sich der Thüre, vertheidigten sie gegen wiederholte Angriffe und suchten für die Ankunft des Großkanzlers alles vorzubereiten; einige derselben riefen durch die Oeffnungen, an denen es nicht fehlte, ins Haus hinein, daß Hülfe käme und daß der Proviantverwalter sich bereit halten möchte ... „sogleich ... ins Gefängniß zu wandern; he, habt ihr verstanden?“

„Ist jener Ferrer derjenige, welcher die Verordnungen macht?“ fragte unser Renzo einen dicht neben ihm Stehenden, denn es fiel ihm jenes vidit Ferrer ein, welches ihm der Doktor Händel-Fischer so in die Ohren geschrieen, als er ihm jene Verordnungen vorgelesen.

„Freilich, der Großkanzler“, wurde ihm geantwortet.

„Er ist doch ein rechtschaffener Mann, nicht wahr?“

„Ob er ein rechtschaffener Mann ist! Es ist derselbe, der den Preis des Brodes herunter gesetzt hatte; das hat aber den Andern nicht gefallen; und nun kommt er, den Proviantverwalter einzusperren, weil er ein Schurke ist und Unrecht über Unrecht gethan hat.“

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß Renzo augenblicklich für Ferrer eingenommen war. Er wollte ihm entgegenlaufen, aber das war nicht so leicht; doch da er es als ein rüstiger Bergbewohner an Stößen mit Schultern und Ellenbogen nicht fehlen ließ, so drang er sich glücklich bis in die vorderste Reihe durch und stand dicht neben der Kutsche.

Diese war bereits weiter ins Gedränge vorgerückt. Durch ein Hinderniß, wie es in solchen Fällen unvermeidlich ist, stand sie in diesem Augenblick still. Der alte Ferrer zeigte sich bald an dem einen, bald an dem andern Fenster des Kutschenschlages und schnitt ein so leutseliges Gesicht, wie er es gewiß nur für die Gegenwart Philipp IV. aufzubewahren pflegte; er war nun gezwungen, es auch einmal bei dieser Gelegenheit aufzusetzen. Er sprach auch; doch vor dem Lärmen und Gesumse so vieler Stimmen, vor all' den Lebehochs, die man ihm entgegen schrie, konnten seine Worte nur von den Wenigsten gehört werden, und diese vernahmen sie nicht einmal deutlich. Er mußte sich also durch Geberden verständlich zu machen suchen; bald legte er die Fingerspitzen an die Lippen und warf nach allen Seiten Kußhände zum Dank für das Wohlwollen, welches man ihm bezeigte; dann wieder streckte er die Arme durch eines der Fenster und gebot der Menge durch abwehrende Bewegungen Stillschweigen. Kaum hatte der Lärm so weit nachgelassen, daß die ihm Zunächststehenden seine Worte verstehen konnten, so schrieen sie dieselben nach, „Brod, Ueberfluß, Gerechtigkeit ausüben, ein wenig Platz, bitte."

Das Geschrei so vieler Stimmen erstickte seine Worte und überwältigt von dem Lärm, von dem Anblick so vieler Gesichter, die ihn mit ihren Augen durchbohrten, lehnte er sich einen Augenblick in den Wagen zurück, und sagte mit einem schweren Seufzer: por mi vida, que' de gente.

„Ferrer soll leben! Nur keine Furcht. Der Herr Großkanzler sind ein rechtschaffener Mann. Brod, Brod!"

„Jawohl; Brod, Brod", erwiederte Ferrer, „Brod sollt ihr im Ueberfluß haben; ich verspreche es euch", und bei diesen Worten legte er die Hand auf die Brust. —

„Ein wenig Platz", fügte er schnell hinzu, „ich komme, den Proviantverwalter ins Gefängniß zu setzen und die verdiente Strafe über ihn zu verhängen;" leise fügte er hinzu: „si es culpable." Dann beugte er sich nach vorn zu dem Kutscher hin und rief ihm zu: „Vorwärts, Pedro, schnell."

Der Kutscher lächelte ebenfalls der Menge so huldvoll zu, als wäre er eine höchst wichtige Person; mit einer unaussprech-

lichen Höflichkeit bewegte er sehr sanft die Peitsche nach rechts und links, um die ihm den Weg Vertretenden ein wenig zur Seite zu drängen. „Ich bitte“, sagte auch er, „ich bitte, meine Herren, ein wenig Platz, nur ein ganz klein wenig Platz; nur so viel, daß ich zur Noth durchkomme.“

Die Friedlichgesinnten beeiferten sich auch sogleich, die so höflich geäußerte Bitte um Platz zu erfüllen. Einige brachten durch gute Worte und sanfte Stöße die Menschen vorn bei den Pferden weg; „zurück, zurück, ein wenig Platz, meine Herren“, sagten sie und schoben sie höflich zur Seite. Andere machten es zu beiden Seiten der Kutsche ebenso, damit diese, ohne Füße zu rädern, oder wohl gar Schnauzbärte zu beschädigen, weiter rollen konnte, denn außer dem Schaden, welchen die Menschen dabei genommen, hätte auch das Ansehen des Großkanzlers sehr dadurch gelitten.

Nachdem Renzo einige Augenblicke diesen würdigen Greis, der durch die Angst und Sorge, die er ausgestanden, ein wenig erschöpft aussah, den aber der Eifer, mit welchem er sprach, auch wieder verjüngte, mit inniger Theilnahme betrachtet hatte, gab er seinen Vorsatz, Pater Buonaventura aufzusuchen, für jetzt wieder auf und beschloß, dem Großkanzler seinen Beistand zu leisten und diesen nicht eher zu verlassen, als bis er seine Absicht erreicht hätte. Gesagt, gethan; er mischte sich unter die Andern, um auch Platz zu machen; und er war nicht faul dabei. Es wurde bald Platz; „nur immer vorwärts“, rief mehr als Einer dem Kutscher zu und lief dabei voraus, um auch weiterhin den Weg zu bahnen. „Schnell vorwärts, aber vorsichtig“, sagte auch der Herr, und so setzte sich die Kutsche in Bewegung.

Mitten unter den Grüßen, welche Ferrer aufs Gerathewohl an das Volk verschwendete, gab er denen, die sich für ihn abmühten, seinen Dank durch ein freundliches, beifälliges Lächeln zu erkennen; auch unserm Renzo lächelte er mehr als einmal zu, der es wirklich verdiente, denn er leistete dem Großkanzler an diesem Tage bessere Dienste, als es der Thätigste unter seinen Schreibern würde vermocht haben. Von solcher Güte bezaubert, dünkte es dem guten, einfältigen Bergbewohner, als habe der

Herr Großkanzler Antonio Ferrer schon Freundschaft mit ihm geschlossen.

Da die Kutsche einmal im Gange war, so rollte sie auch bald rascher, bald langsamer vorwärts. Der ganze Weg betrug vielleicht nicht mehr als eine Schußweite; zog man aber die Zeit in Betracht, die er hier erforderte, so konnte er auch wohl einem Andern, der nicht gerade Ferrers glühende Ungeduld empfand, eine kleine Reise scheinen. Wie Meereswogen um ein Schiff, welches mitten auf stürmischer See vorwärts segelt, so wimmelte das Volk auf allen Seiten um die Kutsche; nur daß der Lärm hier noch schrecklicher war, als das Wüthen des Sturmes. Ferrer, der bald hier, bald dorthin blickte und unablässig sich bewegte und gesticulirte, gab sich alle Mühe, um irgend etwas zu vernehmen, wonach er hätte nöthigenfalls seine Antworten einrichten können; er wollte sich, so gut es anging, in ein Gespräch mit diesem Haufen Freunde einlassen; aber die Sache war schwierig, die schwierigste vielleicht, auf welche er während der langen Jahre seiner Großkanzlerschaft gestoßen. Von Zeit zu Zeit schlug aber doch ein Wort, eine wiederholte Redensart beim Vorüberfahren an sein Ohr, wie sich etwa der stärkere Knall einer Rakete in dem Durcheinanderkrachen eines Feuerwerks heraus hören läßt. Bald strengte er sich an, in befriedigender Weise auf all dies Geschrei zu antworten, dann wieder warf er, so laut er konnte, Worte hin, von denen er wußte, daß sie Eindruck machten, und so war auch er gezwungen, die ganze Fahrt hindurch die Zunge zu rühren. „Ja, meine Herren, Brod im Ueberfluß. Ich werde ihn ins Gefängniß bringen; er soll bestraft werden .... wenn er schuldig ist. Ja, ja, ich werde den Befehl geben, daß das Brod wohlfeiler wird. Asi es, ... So ist es .... wollte ich sagen .... der König, unser Herr, will nicht, daß seine treuen Unterthanen hier Hunger leiden sollen. Ah, ah geben Sie Acht, thun Sie sich keinen Schaden, meine Herren. Pedro vorwärts, aber vorsichtig. Ueberfluß, Ueberfluß! Bitte, ein wenig Platz! Brod, Brod! Ins Gefängniß, ja ins Gefängniß. Wie?“ fragte er darauf einen Kerl, der sich halb zum Kutschenfenster hineingebogen hatte, um ihm seinen Rath, oder eine Bitte, oder seinen Beifall zuzubrüllen.

Dieser aber hatte die Frage noch nicht vernommen, so wurde er schon von einem Andern, welcher ihn in Gefahr sah, unter die Räder zu kommen, zurückgerissen. Unter solchen Erklärungen und Antworten, unaufhörlichen Beifallsbezeigungen, unter denen sich auch einige Stimmen der Gegner hören ließen, die aber gleich wieder erstickt wurden, langte Ferrer endlich, zumeist durch die Bemühungen seiner wackern Helfer, vor dem Hause an.

Die Andern, welche, wie wir schon gesagt haben, mit denselben guten Absichten hier standen, hatten inzwischen nichts unversucht gelassen, ein wenig mehr Platz vor dem Hause des Proviantverwalters zu machen. Man bat, ermahnte, drohte, drückte zusammen, stieß zurück, und drängte und arbeitete nach allen Seiten mit verdoppeltem Eifer, der die Kräfte wieder stärkt, wenn man das erwünschte Ziel bald erreicht zu haben glaubt; und so war es ihnen denn endlich gelungen, das Gedränge in zwei Massen zu scheiden, so daß zwischen der Thür und der Kutsche, die vor derselben still hielt, ein kleiner Zwischenraum entstand. Renzo, der immer vorauf gelaufen war, um den Weg frei zu machen, kam mit der Kutsche zugleich vor der Thüre an, und konnte so in eine der Vorderreihen der Gutgesinnten treten, die zugleich die Kutsche gegen die beiden andrängenden Wogen des Volkes schützten. Und während seine beiden mächtigen Schultern ihm hierbei treffliche Dienste leisteten, hatte er zugleich einen guten Platz inne, von dem er Alles gehörig mitansehen konnte.

Ferrer athmete tief auf, als er den kleinen Platz und die noch verschlossene Thür frei sah. Eine verschlossene Thür heißt hier eine noch nicht erbrochene; übrigens waren die Angeln schon fast aus den Seitenpfosten herausgerissen; die zerstoßenen und mitten auseinander gerissenen Thürflügel ließen durch eine große Oeffnung ein Stück eines verbogenen eisernen Riegels sehen, der, wenn man so sagen kann, sie noch zusammenhielt. Einer der Gutgesinnten trat an diese Oeffnung heran und schrie hinein, man solle aufmachen; ein Anderer eilte den Kutschenschlag zu öffnen; der alte Herr steckte den Kopf hinaus, erhob sich, faßte mit der Rechten den Arm des hülfreichen Mannes, und setzte den Fuß auf den Kutschentritt.

Die Volksmenge ringsumher reckte die Köpfe in die Höhe, um nichts von dem Schauspiele zu verlieren; die allgemeine Neugierde und Erwartung rief auf einen Moment eine feierliche Stille hervor. Ferrer blieb auf dem Kutschentritt stehen, warf einen Blick rings umher, grüßte die Menge mit einer Verbeugung, wie von einem Rednerstuhle herab; dann legte er die linke Hand auf die Brust, und rief: „Brod und Gerechtigkeit!" Darauf stieg er unter dem Beifallsjubel des Volks von dem Kutschentritt herunter.

Die Leute im Hause hatten unterdessen, um den so heiß ersehnten Gast schnell einzulassen, schon die Thüre geöffnet, oder vielmehr den Riegel mitsammt dem wackeligen Zubehör vollends losgerissen; vorsichtig öffneten sie die Thür nur so weit als hinreichte, um den würdigen Herrn allein hereinzulassen. — „Schnell, schnell", sagte er, „macht ordentlich auf, damit ich hinein kann, und ihr, ehrliche Leute, haltet mir das Volk vom Halse ... sorgt, daß mir um des Himmels willen Keiner nachstürzt! Haltet mir nur auf einen Augenblick den Platz frei ... Ei, ei, meine Herrschaften ... einen Augenblick nur", sagte er darauf zu den Hausbewohnern, „langsam mit der Thüre, laßt mich erst durch. Eh! meine Rippen; schont meine Rippen! Jetzt macht zu ... nein, nein ... mein Mantel! mein Mantel!" Der Mantel würde wahrscheinlich zwischen der Thüre sitzen geblieben sein, wenn Ferrer nicht mit vieler Geschicklichkeit die Schleppe nach sich gerissen hätte, die so schnell verschwand wie der Schwanz einer verfolgten Schlange, die in ihr Loch schlüpft.

Die Thürflügel wurden, so gut es ging, wieder zugemacht, und von innen einstweilen durch Stangen gestützt. Während dessen arbeiteten draußen Diejenigen, welche den Großkanzler als Leibwache schützten, mit Schultern, Armen und Kehle, um den Platz frei zu halten, und beteten in ihrem Herzen zu Gott, daß Ferrer nicht zu lange drinnen verweilen möchte.

„Schnell, schnell", sagte er auch drinnen in der Halle zu den Bedienten, die ihn umringten und schrien: „Seid gesegnet, Excellenz! Ach, Excellenz! Oh Excellenz! Uh Excellenz!"

„Schnell, schnell", wiederholte Ferrer, „wo ist der unglückliche Mann?"

Der Proviantverwalter kam todtenblaß die Treppe herunter, halb von seinen Leuten geschleift und getragen. Als er seinen Retter erblickte, that er einen tiefen Athemzug, der Puls fing ihm wieder an zu schlagen, er fühlte neues Leben in seine Glieder zurückkehren und eilte auf Ferrer zu, indem er sagte: „Ich bin in Gottes Hand und Eurer Excellenz. Aber wie soll ich hier hinauskommen? Rings von Menschen umgeben, die meinen Tod beschlossen haben?"

„Venga usted conmigo ... sein Sie guten Muthes; mein Wagen steht draußen, schnell, schnell." Mit diesen Worten nahm er ihn bei der Hand, führte ihn an die Thür, und suchte ihm beständig Muth einzusprechen; in seinem Herzen aber dachte er ... aqui està el busilis; Gott steh uns bei!

Die Thüre geht auf; Ferrer tritt zuerst hinaus; der Andere kommt ängstlich hinter ihm her und hält sich an dem Mantel des Großkanzlers so fest wie ein furchtsames Kind an dem Rocke der Mutter. Die Geschäftigen, die während dessen den Platz frei erhalten, streckten Hände und Hüte in die Höhe und umringten den Proviantverwalter so dicht, daß er vor den gefährlichen Blicken der Menge wie in eine Wolke gehüllt schien; derselbe steigt zuerst in die Kutsche und drückt sich in eine Ecke.

Darauf steigt Ferrer ein; der Kutschenschlag fliegt zu. Die Menge späht hindurch, sie erräth, sie weiß, was geschehen ist, und bricht in ein Gebrüll von Beifallsbezeigungen und Verwünschungen aus.

Der Weg, der nun noch zurückzulegen war, konnte der schwierigste und gefahrvollste scheinen; doch das Volk hatte hinlänglich durch sein Geschrei erklärt, daß der Proviantverwalter ins Gefängniß gesteckt werden sollte; und während die Kutsche vor der Thüre hielt, waren Diejenigen, die das Heranfahren Ferrers erleichtert hatten, schon bemüht gewesen, mitten durch das Gedränge einen Weg zu bahnen und offen zu erhalten, so daß die Kutsche diesmal ein wenig schneller ohne Unterbrechung fahren konnte. Bei jeder Handbreit, die sie sich fortbewegte, stürzten hinter ihr die an beiden Seiten zurückgehaltenen Massen wieder zusammen.

Kaum saß Ferrer, so neigte er sich zu dem Proviantverwalter hin und erinnerte ihn, ja in der Ecke versteckt sitzen zu bleiben und sich ums Himmels willen nicht sehen zu lassen; doch diese Warnung war ganz überflüssig. Er hingegen mußte sich zeigen, um die Aufmerksamkeit des Volkes zu beschäftigen und auf sich zu lenken. Daher hielt er auch auf dieser Fahrt, wie bei der ersten, an seine wechselnde Zuhörerschaft eine Rede, die längste, unzusammenhängendste und sinnloseste, die wohl jemals gehalten worden ist; hin und wieder ließ er auch ein Wörtchen Spanisch mit unterfließen, das er in aller Geschwindigkeit seinem in die Ecke gekauerten Gefährten ins Ohr raunte. —

„Ja, meine Herren, Brod und Gerechtigkeit! ins Castell, ins Gefängniß! ich selbst will ihn bewachen! Dank, Dank, tausend Dank! Nein, nein, er soll nicht entwischen! Por ablandarlos. Es ist nur allzu gerecht; es soll untersucht werden; wir wollen schon sehen. Ich meine es gut mit Ihnen, meine Herren. Eine scharfe Züchtigung. Esto lo digo por su bien. Einen billigen Brodpreis und eine Strafe für die Aushungerer. Ein wenig Platz, ich bitte. Ja, ja, ich bin ein rechtschaffener Mann, ein Freund des Volkes. Er soll bestraft werden; es ist wahr, er ist ein Schurke, ein Bösewicht. Perdone usted. Er soll übel ankommen ... si es culpable. Ja, ja, wir wollen den Bäckern schon das Handwerk legen. Es lebe der König und die guten Mailänder, seine getreuen Unterthanen! Nur Muth, Muth! Animo; estamos ya quasi fuera.“

Sie hatten jetzt schon das größte Gedränge hinter sich und waren beinahe in Sicherheit; Ferrer will eben seinen Lungen eine kleine Erholung gönnen, als er die Hülfe von Pisa, jene spanischen Soldaten, erblickt, die zuletzt sich noch nützlich erwiesen hatten; denn von den Bürgern unterstützt, war es ihnen gelungen, einen Theil der Leute nach Hause zu treiben, und dadurch den Rückweg zu erleichtern.

Als die Kutsche ankam, stellten sie sich zu beiden Seiten auf und präsentirten das Gewehr vor dem Großkanzler. Dieser grüßte auch hier zur Rechten und Linken, und als der Offizier näher herantrat, um ihn zu salutiren, sagte er, die Worte mit einem

bedeutsamen Winke der rechten Hand begleitend: „beso à usted las manos . . .“

Der Offizier begriff sogleich, daß diese Worte eigentlich heißen sollten: Ihr habt mir da eine schöne Hülfe geleistet! Anstatt eine Antwort darauf zu geben, salutirte er nochmals und zuckte die Achseln.

„Levántese, levántese; estamos ya fuera . . .“, sagte Ferrer zu dem Proviantverwalter; dieser hatte durch das Aufhören des Geschreies, durch das rasche Fortrollen des Wagens und durch diese Worte des Großkanzlers wieder Muth gefaßt; er erhob sich aus seiner zusammengeduckten Lage und überhäufte seinen Retter mit einer Danksagung über die andere. „Ach!“ rief dieser aus und fuhr mit der flachen Hand über seinen kahlen Kopf, „Que dirà de esto su excelencia, der schon schlimme Stunden genug hat über das verwünschte Casale, das sich nicht übergeben will? Que dirà el conde duque, der schon die Stirn runzelt, wenn ein Blatt Papier fällt? Que dirà el rey nuestro sennor, der doch gewiß etwas von diesem Lärm erfahren wird. Und wird es damit schon zu Ende sein? Dios lo sabe.“

„Ach! was mich betrifft“, sagte der Proviantverwalter, „ich will nichts weiter damit zu thun haben; ich ziehe mich zurück; ich übergebe mein Amt in die Hände Eurer Excellenz und werde hinfort nur noch als Einsiedler in irgend einer Höhle auf einem Berge leben, fern, fern von diesem viehischen Volke.“

„Usted werden thun, mein Herr, was Ihres Amtes ist und was sich por el servicio de su magestad geziemt“, antwortete der Großkanzler sehr ernst.

„Seine Majestät werden nicht meinen Tod verlangen“, erwiederte der Proviantverwalter, „fort, fort von hier, nur in einer Höhle will ich noch leben.“

Unser Autor sagt nicht, ob dieser Vorsatz später von dem Proviantverwalter ausgeführt wurde; nachdem er den unglücklichen Mann in das Castell begleitet hat, thut er seiner ferneren Handlungen nicht mehr Erwähnung.

Vierzehntes Kapitel.

Die zurückgebliebene Menge fing an sich zu zerstreuen und verlief sich rechts und links in diese und jene Gasse. Die Aufräumung fand allmählich auch am andern Ende der Straße statt, wo das Volk nur noch in so geringer Anzahl vorhanden war, daß die kleine Mannschaft der Spanier, ohne auf Widerstand zu stoßen, vorrücken und sich an dem Hause des Proviantverwalters aufstellen konnte. Hier hatte sich, so zu sagen, die Hefe des Aufruhrs festgesetzt; eine Schaar von Raubgesindel, welches, mit dem kläglichen, unvollkommenen Ausgang einer so großen Zurüstung mißvergnügt, murrte und fluchte; sie überlegten, ob sich noch irgend etwas unternehmen lasse, und zum Versuche gleichsam rüttelten und stießen sie an die unglückliche Thür, die, so gut es ging, erst wieder zurecht gemacht worden war. Als nun die Mannschaft heranrückte, brachen jene, ohne sich zu besinnen, auf, machten sich nach der entgegengesetzten Richtung davon und räumten den Soldaten das Feld, die sich auch sogleich zur Bewachung des Hauses und der Straße daselbst aufstellten.

Alle umliegenden Straßen waren mit Menschen wie besäet; wo zwei oder drei zusammenstanden, da traten gleich noch drei, vier, zwanzig Andere hinzu; es war wie eines jener Gewölke, welches zuweilen nach einem Ungewitter an dem wieder klar gewordenen Himmel zurückbleibt und von dem die Leute, die hinauf blicken, zu sagen pflegen: das Wetter hat sich noch nicht ganz wieder aufgeklärt.

Inzwischen war die Sonne untergegangen und Alles kam nach und nach wieder ins Gleichgewicht; von dem schweren Tagewerk ermüdet und überdrüssig, in der Dunkelheit noch länger zu schwatzen, kehrten Viele nach Hause zurück. Unser junger Renzo hatte das Vorwärtskommen der Kutsche unterstützt, so lange Hülfe nöthig gewesen; zwischen den Soldatenreihen war auch er wie im Siegeszuge mit hinterher geschritten und freute sich, als er sie außer Gefahr frei und schnell dahin rollen sah; darauf legte

er eine Strecke Weges mit der Menge zurück, die er aber bei der ersten Straße verließ, um ein wenig frischere Luft zu schöpfen. Nachdem er einige Schritte gethan, empfand er, mitten im Drange so vieler Gemüthsbewegungen und verworrener Eindrücke, das Bedürfniß nach Speise und Ruhe; er sah zu beiden Seiten überall an den Häusern hinauf, ob sich nicht hier oder dort das Schild eines Wirthshauses blicken ließe; denn noch nach dem Kapuzinerkloster zu gehen, war es zu spät. Als er so umherspähend weiter schritt, stieß er auf einen Volkshaufen; er blieb stehen und hörte, daß von Plänen und Vorschlägen für den folgenden Tag die Rede war. Nachdem er so einen Augenblick zugehört hatte, konnte er sich nicht enthalten, auch ein Wörtchen mit drein zu sprechen; weil er sichs den Tag über hatte so sauer werden lassen, meinte er sich dies Recht erworben zu haben. „Meine Herren", rief er im Rednertone, „meine Herren, darf auch ich meine schlichte Meinung abgeben? Meine schlichte Meinung ist, daß die Ungerechtigkeiten nicht blos in den Brodangelegenheiten begangen werden; und da man nun heute klar erkannt hat, daß man Alles erlangen kann, was recht ist, wenn man es nur anzubringen weiß; man muß also auf diesem Wege weiter schreiten, so lange, bis allen übrigen Schurkereien abgeholfen ist und es in der Welt endlich einmal ein bischen christlicher hergeht. Ist es nicht so, meine Herren? Haben wir nicht eine Hand voll Tyrannen, welche die zehn Gebote um und umkehren, welche die friedlichen Menschen, die ihnen nichts zu Leide thun, mit allerlei Bosheiten verfolgen und die doch zuletzt immer Recht behalten? Und die, wenn sie einmal einen noch ärgern Schurkenstreich als gewöhnlich ausgeführt haben, den Kopf erst recht in die Höhe tragen? Auch hier in Mailand sitzen gewiß solche Schufte genug."

„Nur zu viele!" rief eine Stimme.

„Ich sage es euch", nahm Renzo wieder das Wort, „wir wissen auch eine Geschichte davon zu erzählen. Auch spricht die Sache schon für sich selbst. Nehmen wir nur einmal an, daß so Einer von denen, die ich meine, mit dem einen Fuße draußen, mit dem andern in Mailand steht, und wenn er dort, denk' ich,

den Teufel macht, so wird er hier gewiß nicht den Engel spielen. Sagen Sie mir also, meine Herren, ob Sie wohl jemals so Einen hinter einem Gefängnißgitter gesehen haben? Und was das Schlimmste ist, ich kann es wahr und wahrhaftig bezeugen, es sind gedruckte Verordnungen vorhanden, um sie zu bestrafen; ganz vortreffliche Verordnungen, die Hand und Fuß haben, wie sie gar nicht besser gemacht werden können; die Schurkereien sind deutlich darin aufgezählt, wie sie aufeinander folgen; und für jede eine tüchtige Strafe; ohne Ausnahme für vornehme und geringe Leute. Nun geht aber einmal hin zu den Doktoren, Schriftgelehrten und Pharisäern und fordert, daß sie euch Gerechtigkeit verschaffen, wie es in den Verordnungen steht; sie geben euch Gehör, wie der Papst den Spitzbuben, daß jeder rechtschaffene Mensch den Verstand darüber verliert. Man sieht aus den Verordnungen ganz klar, daß der König und diejenigen, die an der Spitze der Regierung stehen, die Schurken bestrafen wollen; diese verlachen aber die Strafen, weil sie Alle unter Einer Decke stecken, weil sie ein Bündniß geschlossen haben. Dieses muß man zerreißen; man muß morgen früh zu Ferrer gehen, der ist ein rechtschaffener Mann, ein hülfreicher Herr; man hat's ja heute sehen können, wie glücklich er unter den armen Leuten war, mit welcher Aufmerksamkeit er Alles mit anhörte, was man ihm sagte und mit welcher freundlichen Herablassung er darauf antwortete. Man muß also zu Ferrer gehen, und ihm gerade heraussagen, wie die Sachen stehen, und ich, für mein Theil, ich kann ihm schöne Geschichten erzählen; mit meinen eigenen Augen habe ich so eine Verordnung gesehen, die von Dreien verfaßt war, die im Lande etwas durchsetzen können; Jeder hatte seinen Namen groß und breit darunter gesetzt, und Einer von ihnen hieß Ferrer, das habe ich mit meinen eigenen Augen gelesen, denn die Verordnung war wie für mich geschrieben, und so ein Doktor, den ich zu Rathe zog, um mir Gerechtigkeit zu verschaffen, wie's der Wille jener drei Herren ist, zu denen auch Ferrer gehört, derselbe Doktor, der mir die Verordnung selber gezeigt hatte, was das Schönste ist, ha, ha! der stellte sich, als ob er es mit einem Verrückten zu thun hätte. Ich bin gewiß, wenn der liebe, alte, ehrwürdige Herr diese

sauberen Geschichtchen erfährt, — denn er kann nicht Alles wissen, besonders was draußen geschieht, so wird er nicht wollen, daß es in der Welt noch länger so zugeht und uns mit seiner Hülfe beistehen. Es muß den Herren selber, welche die Verordnungen ausstellen, eine Freude machen, wenn man sie befolgt, selbst wenn sie sich auch nichts daraus machten, daß ihre Namen so schändlich mißbraucht werden. Und wenn die Gewaltthätigen nicht klein beigeben wollen, und ihren Kopf aufsetzen, so wollen wir Ferrer helfen, ihnen Recht und Ordnung beizubringen, wie es heute schon geschehen ist. Ich meine nicht, daß er in der Kutsche herumfahren soll, um alle diese gewaltthätigen, übermüthigen Schurken zu erwischen — da müßten wir erst eine Arche Noah bauen; er soll nur den rechten Leuten seine Befehle geben, nicht nur in Mailand, sondern überall, daß sie die Verordnungen aufrecht erhalten und Allen, die solche Schurkenstreiche ausführen, mit den Waffen der Gerechtigkeit ordentlich zu Leibe gehen; und wo es heißt: Gefängniß — Wohlan! ohne Umstände ins Gefängniß; und wo es heißt: Galeere — fort! auf die Galeere; die Bürgermeister müssen ihre Schuldigkeit thun, wo nicht, jagt man sie fort, und setzt bessere an ihren Platz; und dann, wie ich sage, sind wir auch noch zur Noth bei der Hand. Auch den Doktoren muß anbefohlen werden, daß sie den armen Leuten Gehör geben, nach Pflicht und Gewissen für sie sprechen und ihre Rechte vertheidigen. Habe ich nicht Recht, meine Herren?"

Renzo hatte so aus seiner Seele herausgesprochen, daß vom ersten Worte an ein großer Theil der Versammelten jedes andere Gespräch abbrach und sich zu ihm hinwandte, um ihm zuzuhören; am Ende waren sie Alle seine Zuhörer geworden. Ein verworrenes Beifallsgetöse brach los: „Bravo; gewiß; er hat Recht", erscholl es von allen Seiten. Es fehlte aber auch nicht an Tadlern. „Ei ja", sagte Einer, „hört nur auf das Volk aus dem Gebirge; die haben Alle klug reden." „Jetzt", brummte ein Anderer, „will jeder Lump seinen Senf dazu geben; und damit, daß sie immer mehr Oel ins Feuer gießen, werden wir das Brod nicht billiger kriegen."

Renzo vernahm aber nur die Lobsprüche; der Eine nahm ihn

bei dieser, der Andere bei jener Hand. „Auf Wiedersehen, morgen. — Wo? — Auf dem Domplatz. — Abgemacht. — Gut. — Es muß Etwas geschehen. — Es geschieht in jedem Falle Etwas."

„Wer von den lieben Herren weist mir denn wohl ein Wirthshaus nach, wo ich einen Bissen essen kann und eine billige Schlafstätte finde?" fragte Renzo.

„Ich kann Euch darin dienen, mein Lieber", sagte Einer, der sehr aufmerksam Renzo's Rede mitangehört und der bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatte. „Ich weiß ein Wirthshaus, das für Euch paßt; ich werde Euch dem Wirth empfehlen, er ist mein Freund und ein rechtschaffener Mann."

„Hier nahe bei?" fragte Renzo.

„Nicht weit von hier", erwiederte Jener.

Die Versammlung ging auseinander; und unserm Renzo drückten beim Weggehen Viele, die er nie gesehen, freundschaftlich die Hand. Er machte sich mit dem Unbekannten auf den Weg nach dem Wirthshause, und dankte ihm für seine Gefälligkeit.

„Hat nichts zu sagen", sagte Jener, „eine Hand wäscht die andere und beide das Gesicht. Ist es nicht Christenpflicht, seinem Nächsten weiter helfen?" — Unterwegs that er im Laufe des Gesprächs bald diese, bald jene Frage an Renzo. — „Nicht aus Neugierde, um mich in eure Angelegenheiten zu mischen; aber Ihr scheint mir sehr müde zu sein, woher kommt Ihr?"

„Ich komme von Lecco her", erwiederte Renzo.

„Von Lecco? Aus Lecco seid Ihr?"

„Aus Lecco .... das heißt, aus der Gegend."

„Armer junger Mann! so viel ich aus euren Reden gemerkt, müssen sie Euch dort arg mitgespielt haben."

„Ei, mein guter Herr, ich habe ein wenig vorsichtig in meinen Reden sein müssen, um meine Sache nicht so öffentlich Preis zu geben; aber ... genug, sie kommt eines Tages ans Licht; und dann .... Aber hier ist ja ein Wirthshausschild; meiner Treu, ich habe nicht Lust, noch weiter zu gehen."

„Nein, nein, kommt mit, wohin ich Euch gesagt habe", meinte der Führer, „es ist nicht mehr weit; hier seid Ihr nicht gut aufgehoben."

„Ei, ich bin kein vornehmes, verwöhntes Herrchen", erwiederte Renzo, „wenn ich nur meinen Hunger stillen kann und einen Strohsack habe, so bin ich zufrieden; es liegt mir nur daran, Beides so schnell als möglich zu bekommen. Gott mit Euch!" Und so trat er in eine Thür, über welcher der Vollmond als Wirthshausschild hing.

„Gut", sagte der Unbekannte, „ich werde Euch hineinbegleiten, weil Ihr nicht anders wollt;" und er ging mit.

„Bemüht Euch nicht weiter", bat Renzo. „Doch wenn Ihr wollt", fügte er hinzu, „so macht mir die Freude, einen Becher mit mir zu leeren."

„Ich nehme eure freundliche Einladung an", versetzte Jener und schritt als ein Ortskundiger über einen kleinen Hof Renzo voran; ging an eine Thür, die in die Küche führte, drückte auf die Klinke, öffnete und trat mit seinem Gefährten ein. Dort brannten zwei Laternen an Stangen befestigt, die vom Querbalken der Decke herabhingen. Viele Leute saßen hier und da auf Bänken um einen schmalen Tisch herum, der fast die ganze eine Seite des Zimmers einnahm; hier stand ein Gedeck und ein aufgetragenes Gericht; dort wurden Karten gemischt und ausgespielt, weiterhin Würfel geworfen; Flaschen und Becher standen überall. Auch rollten Berlinghen, Realen und Parpagliolen über den Tisch hin. Der Lärm war groß. Ein junger Bursche lief in eiliger Geschäftigkeit hin und her und bediente Esser und Spieler zugleich; der Wirth saß auf einer kleinen Bank am Feuerherde und schien gedankenlos mit der Feuerzange in der Asche zu spielen; in der That aber spitzte er auf Alles die Ohren, was um ihn herum vorging. Als er die Thürklinke aufdrücken hörte, stand er auf, und ging den Hereintretenden entgegen. — Verwünscht! — dachte er — als er den Führer zu Gesichte bekam; — verwünscht! mußt du mir denn immer in den Weg kommen, wenn ich dich am wenigsten brauchen kann! — Darauf warf er schnell einen Blick auf Renzo; dich kenne ich nicht — sprach er für sich — da du aber mit

so einem Jäger kommst, mußt du entweder Hund oder Hase sein; hast du nur erst den Mund aufgethan, dann weiß ich, wer du bist. Von diesem Selbstgespräche war jedoch nichts auf dem Gesichte des Wirthes zu merken, welches unbeweglich blieb wie ein Bild; ein dickes, glänzendes Gesicht, mit einem dichten röthlichen Bärtchen und zwei kleinen, sehr schlauen Augen.

„Was befehlen die Herren?" fragte er.

„Vor allem eine Flasche guten, herzhaften Wein", sagte Renzo, „und dann einen Imbiß." Mit diesen Worten setzte er sich am Ende des Tisches auf eine Bank nieder und ließ ein lautes „Ah!" hören, als wollte er sagen: es ist doch schön, wenn man nach so vielstündigem Umherlaufen endlich zum Sitzen kommt. Auch dachte er dabei sogleich an den Tisch und die Bank, wo er zuletzt mit Lucien und Agnesen gesessen, und er stieß einen Seufzer aus. Dann schüttelte er leise mit dem Kopfe, als wollte er sich den Gedanken aus dem Sinn schlagen. Der Wirth brachte den Wein. Der Begleiter hatte sich Renzo gegenüber gesetzt. Dieser schenkte ihm sogleich ein und sagte: „um die Lippen anzufeuchten." Darauf füllte er den andern Becher und stürzte ihn in einem Zuge hinunter.

„Was habt Ihr zu essen?" fragte er den Wirth.

„Wie ists mit einem guten Stück Schmorfleisch?" sagte dieser.

„Sehr gut; ein Stück Schmorfleisch, Herr."

„Ihr sollt sogleich bedient sein", erwiederte der Wirth und sagte zu seinem Burschen: „für den fremden Herrn gedeckt", darauf ging er wieder nach dem Feuerherde. „Aber ....", nahm er zurückkehrend zu Renzo gewendet das Wort, „aber Brod, Brod habe ich heute nicht."

„Für Brod hat die Vorsehung gesorgt", sagte Renzo lachend mit lauter Stimme. Dabei zog er das dritte und letzte jener Brode aus der Tasche, die er bei der Säule des heiligen Dionysius aufgenommen hatte, hielt es in die Höhe und rief aus: „Hier ist das Brod der Vorsehung!"

Bei diesem Ausruf wandten sich Viele nach ihm hin; und als sie die Siegesbeute erblickten, schrie einer: „Es lebe das wohlfeile Brod!"

„Wohlfeil?“ sagte Renzo, „gratis et amore.“

„Desto besser, desto besser.“

„Aber“, fügte Renzo sogleich hinzu, „ich möchte doch nicht, daß die Herren Uebles von mir dächten. Ich habe nicht etwa, wie man zu sagen pflegt, lange Finger darnach gemacht. Ich habe es auf der Erde gefunden; und wenn ich den Eigenthümer finden könnte, so bin ich bereit, es ihm zu bezahlen.“

„Bravo! Bravo!“ schrie die Gesellschaft und brach in ein lautes Gelächter aus; denn es fiel Keinem ein, zu glauben, daß diese Worte im Ernste gesprochen wären.

„Sie glauben, ich scherze mit Ihnen“, sagte Renzo zu seinem Gefährten, „es ist aber wirklich so; seht“, fügte er hinzu, indem er das Brod in der Hand hin und her drehte, „seht, wie sie es zugerichtet haben; es ist ganz zerquetscht. Es ging aber auch arg dabei zu. Wenn welche mit schwachen Rippen darunter waren, so werden sie wohl genug gekriegt haben.“ Darauf verzehrte er einige Bissen von dem Brode, schickte ihnen einen zweiten Becher Wein nach und fuhr fort, „das Brod allein will nicht recht rutschen. Die Kehle ist mir in meinem Leben noch nicht so trocken gewesen. Das kommt von dem vielen Schreien!“

„Richtet ein gutes Bett für den braven jungen Mann her“, sagte der Führer, „er will hier übernachten.“

„Ihr wollt hier schlafen?“ fragte der Wirth Renzo und trat an den Tisch heran.

„Jawohl“, antwortete dieser, „ein Bett, wie es auch ist; ich bin zufrieden, wenns nur frisch bezogen ist; ich bin zwar ein armer Junge, aber an Reinlichkeit gewöhnt.“

„O, was das betrifft“, sagte der Wirth und ging an einen Tisch, der in einer Ecke stand, kam darauf zurück, in der einen Hand das Dintenfaß und ein Blatt weißes Papier, in der andern eine Feder.

„Was soll das heißen?“ rief Renzo aus, der eben einen Bissen von dem Schmorfleisch verschlang, welches der Bursche vor ihn auf den Tisch gestellt hatte. „Ist das etwa das frisch gewaschene Bettlaken?“

Ohne zu antworten, stellte der Wirth das Dintenfaß auf den Tisch und legte das Stück Papier daneben; dann bückte er sich und stützte auf denselben Tisch den linken Arm und den rechten Ellenbogen, hielt die Feder in die Höhe, sah Renzo an und sagte: „Seid so gut mir euren Namen, Zunamen und Geburtsort anzugeben."

„Was soll das bedeuten", sagte Renzo, „was haben diese Geschichten mit dem Bett zu schaffen?"

„Ich thue meine Schuldigkeit", sagte der Wirth, und bedeutungsvoll sah er dabei den Begleiter Renzo's an. „Wir Wirthe sind verpflichtet, über jeden Gast, den wir beherbergen, genauen Bericht zu erstatten; „„Name und Zuname, Geburtsort, was für ein Geschäft ihn herführt, ob er Waffen trägt .... wie lange er in dieser Stadt verweilen will ....““ So lautet die Verordnung."

Ehe Renzo antwortete, leerte er noch einen Becher; es war der dritte; und von jetzt an, fürchte ich, werden wir sie nicht mehr zählen können.

„Ah, ah! Ihr habt auch so eine Verordnung!" sagte er dann. „Nun will ich einmal annehmen, daß ich ein Rechtsgelehrter bin, und daß ich genau weiß, wie man mit solchen Verordnungen umzuspringen hat."

„Ich spreche im Ernste", sagte der Wirth und sah dabei immer noch Renzo's Führer an, der keinen Laut von sich gab; darauf ging er wieder an den Tisch und nahm einen großen Bogen, ein Exemplar einer solchen Verordnung heraus, und faltete ihn vor Renzo's Augen auseinander.

„Ah! siehe da!" rief dieser aus und hob mit der einen Hand den wieder gefüllten Becher, leerte ihn schnell und streckte die andere Hand nach der entfalteten Verordnung aus; „das ist also der schöne Bogen, der das Gesetz enthält. Ja, ja, ich freue mich unendlich darüber. Ich kenne das artige Wappen; ich weiß, was das Arianergesicht mit der Schlinge um den Hals zu bedeuten hat. (Ueber den Verordnungen stand damals das Wappen des Statthalters; Don Gonzalo Fernandez de Cordova's Wappen zeigte einen am Halse festgeketteten Mohrenkönig.) Es will

sagen: wer kann, befiehlt, und wer will, gehorcht. Wenn das Gesicht einmal einen gewissen Herrn Don .... auf die Galeeren geschickt haben wird, wie's auf einem andern schönen Bogen, dem hier ganz ähnlich, geschrieben steht; wenn das Gesicht hier einmal dafür gesorgt haben wird, daß ein ehrlicher Junge ein ehrliches Mädchen, die mit ihm verlobt ist, heiraten kann, dann will ich dem Gesichte meinen Namen sagen und will ihm noch einen Kuß dazu geben. Ich kann sehr gute Gründe haben, ihm meinen Namen nicht zu sagen. O das wäre schön! Wenn nun so ein vornehmer Schurke, der noch so ein Häufchen Schurken in seinem Dienste hat — denn, wenn er allein wäre ...." er schloß den Satz mit einer Geberde — „wenn so ein Schurke wissen wollte, wer und woher ich bin, um mir einen garstigen Streich zu spielen, so frage ich, würde sich das Gesicht hier wohl rühren, mir Beistand zu leisten? Ich soll angeben, was ich hier will! Das ist auch etwas ganz Neues. Setzen wir den Fall, ich bin nach Mailand gekommen, um zu beichten, aber ich will, so zu sagen, bei einem Pater Kapuziner, und nicht bei einem Gastwirth beichten."

Der Wirth schwieg still und sah wieder den Führer an, der sich ebenfalls ruhig verhielt. Renzo, es thut uns leid, es sagen zu müssen, stürzte abermals einen Becher hinunter, und fuhr fort:

„Ich werde dir einen Grund angeben, mein lieber Wirth, der dich aufklären wird. Wenn die Verordnungen, die zum Nutzen und Frommen guter Christen da sind, schon nichts ausrichten, so läßt sich mit denen, die zu ihrem Schaden abgefaßt sind, noch weniger ausrichten. Darum packt nur den ganzen Kram da wieder weg und bringt dafür eine Flasche her, denn die hier hat einen Sprung." Bei diesen Worten schlug er mit den Knöcheln der Hand leicht dagegen und sagte: „Hörst du, Wirth, wie hohl das klingt?"

Auch dieses Mal hatten Renzo's Aeußerungen die Aufmerksamkeit der Anwesenden erregt; und als er ausgeredet, stimmten ihm auch dies Mal seine Zuhörer bei.

„Was soll ich da machen?" sagte der Wirth und blickte den Unbekannten an, der für ihn kein Unbekannter war.

„Weg, weg damit", schrien viele der Gäste; „der junge Landmann hat Recht; es sind nichts als Prellereien, Betrügereien und Quälereien; wir brauchen von heute an neue Gesetze, neue Gesetze!"

Während dieses Geschreies warf der Unbekannte dem Gastwirth einen Blick zu, der ihm sein allzu offenes Ausfragen vorwarf. „Laßt ihn nur einmal seinen Willen", sagte er, „gebt Euch zufrieden und macht kein Aufsehen."

„Nun, ich habe meine Schuldigkeit gethan", sagte der Wirth darauf mit lauter Stimme; im Stillen dachte er — ich habe mir den Rücken gedeckt. — Er trug das Papier, die Feder, Dinte und Verordnung wieder weg und gab die leere Flasche dem Burschen.

„Bringt von derselben Sorte", sagte Renzo, „denn er ist ein vortrefflicher Kerl und wir wollen ihn zur Ruhe bringen wie den andern, ohne nach seinem Vor- und Zunamen zu fragen, oder nach seinem Geburtslande, oder was er hier zu schaffen hat und wie lange er sich hier aufhalten will."

„Dieselbe Sorte", befahl der Wirth dem Burschen, und setzte sich wieder an den Herd. — Auch ein Hase! — dachte er und zeichnete wieder Figuren in der Asche — und in was für Hände bist du gefallen! Du Esel! wenn du saufen willst, so saufe; der Wirth zum Vollmonde will aber um deine Narrheiten nicht seine Haut zu Markte tragen. —

Renzo dankte dem Führer und allen Andern, die für ihn Partei genommen hatten. „Wackere Freunde!" sagte er, „jetzt erfahre ich es selbst, daß rechtschaffene Menschen sich einander beistehen und forthelfen." Dann streckte er die Rechte in die Höhe, nahm von neuem eine Rednerpositur an und rief: „Ist es nicht eine eigenthümliche Sache, daß Alle, die am Ruder sitzen, bei jeder Gelegenheit mit Papier, Dinte und Feder angezogen kommen? Immer gleich den Gänsekiel bereit! Was die Herren für eine Lust daran haben, die Feder auf dem Papiere herumfahren zu lassen!"

„Ei, mein lieber braver Landmann", sagte lachend Einer von den Spielern, der soeben gewann, „wollt Ihr wissen, woher das kommt?"

„Laßt einmal hören“, antwortete Renzo.

„Der Grund ist“, erklärte Jener, „daß die großen Herren alle die Gänse weg essen, und daß sich dann so viele Federn ansammeln, so viele Federn, daß sie doch Etwas damit anfangen müssen.“

Alle fingen an zu lachen, außer dem armen Mitspieler, der verlor.

„Siehe da“, sagte Renzo, „der ist ja ein Poet. Habt ihr hier zu Lande auch Poeten? Diese Art Menschen giebt es doch überall. Ich habe auch so eine Ader, und manchmal .... wenns mir gut geht, schwätze ich euch gar seltsame Dinge zusammen.“

Um diese einfältigen Reden unseres guten Renzo zu verstehen, muß man wissen, daß bei dem gemeinen Volke in Mailand und noch mehr in der Umgegend ein Poet nicht etwa wie bei den gebildeten Leuten ein geweihter Genius, ein Bewohner des Pindus, ein Zögling der Musen bedeutet; sie verstanden darunter vielmehr einen wunderlichen, etwas verdrehten Menschen, der in seinen Reden und Handlungen mehr Witz als Vernunft hat. So arg mißhandelt der gemeine Mann die Worte und legt ihnen einen Sinn unter, der ihrer wirklichen Bedeutung sehr fern liegt. Denn ich frage, was hat der Poet mit einem verdrehten Menschen gemein?

„Aber ich will euch den wahren Grund sagen“, fuhr Renzo fort. „Sie sind's, welche die Feder immer bei der Hand haben, und sagt nun so ein armer Bursch ein Wort, so spießen sie es mit der verwünschten Feder den Augenblick auf und nageln es aufs Papier, um bei Gelegenheit Gebrauch davon zu machen. Dann haben sie noch eine andere Bosheit, wenn sie nämlich einen armen Jungen gern in schlechte Händel verwickeln möchten, der sich auf die Buchstaben nicht versteht, der aber doch sein Bischen .... ihr wißt, was ich sagen will ....“ Um sich verständlich zu machen, fuhr er mit dem Zeigefinger an seine Stirn, als ob er sie einstoßen wollte, „und wenn sie merken, daß er anfängt die Schurkereien zu durchschauen, flugs werfen sie ein paar lateinische Brocken ins Gespräch und denken ihn damit den Kopf zu verwirren. Genug; diese Gebräuche müssen abgeschafft werden. Heute sind wir ein-

mal ohne Papier, Feder und Dinte fertig geworden und morgen, wenn sich die Leute gut zu halten wissen, wirds noch besser gehen; jedoch, ohne daß Einem ein Haar gekrümmt wird; Alles auf dem Wege der Gerechtigkeit."

Einige der Gäste hatten während dessen ihr Spiel wieder aufgenommen, andere aßen, viele schrien durcheinander; einige gingen weg; manche kamen dazu. Der Wirth schwätzte bald mit diesem, bald mit jenem; lauter Dinge, die mit unserer Geschichte nichts zu thun haben. Renzo's unbekannter Führer machte durchaus keine Anstalten fortzugehen; wie es schien, hatte er an diesem Orte nichts zu schaffen; und dennoch wollte er sich nicht entfernen, ohne mit Renzo noch ein wenig unter vier Augen geplaudert zu haben. Er wandte sich zu ihm und nahm das Gespräch vom Brode wieder auf, und nach einigen Redensarten, die seit einiger Zeit gang und gäbe waren, rückte er mit seiner eigentlichen Absicht heraus. „Ei, wenn ich zu befehlen hätte", sagte er, „ich würde schon Mittel und Wege finden, daß die Sachen einen guten Verlauf nehmen sollten."

„Was würdet Ihr thun?" fragte Renzo, sah ihn dabei mit einem Paar Augen an, die mehr als natürlich glänzten, und verzog den Mund ein wenig, als wollte er recht genau hinhören.

„Was ich thun würde?" sprach Jener: „ich würde es einrichten, daß für Alle Brod genug da wäre; für die Armen so gut, wie für die Reichen."

„Nun, das läßt sich hören", sagte Renzo.

„Merkt auf, wie ich es machen würde. Ein mäßiger Preis, mit dem Alle zufrieden sein könnten. Und dann das Brod vernünftig eingetheilt, denn es sind Viele, die nie genug kriegen, die Alles für sich behalten möchten, die rips raps Alles an sich reißen, und die Armen leiden hernach Noth. Also das Brod eingetheilt. Wie soll man das anfangen? Hört! Jede Familie erhält nach Verhältniß der Esser einen Zettel, und holt sich damit Brod vom Bäcker. Es muß aber dabei immer richtig zugehen, immer nach der Zahl der Esser. Euch z. B. müßten sie einen Zettel ausstellen für .... wie ist doch euer Name?"

„Lorenzo Tramaglino", sagte der Jüngling; bezaubert von

dem neuen Plane, bemerkte er gar nicht, daß dieser gleichfalls auf Papier, Feder und Dinte gegründet war, und daß, um ihn ins Werk zu setzen, vor allen Dingen die Namen der Personen erforscht werden mußten.

„Sehr gut", sagte der Unbekannte; „habt Ihr Frau und Kinder?"

„Ich müßte .... Kinder, nein .... das wäre zu früh; aber eine Frau .... wenn es in der Welt zuginge, wie's zugehen sollte ...."

„Also steht Ihr allein! Geduld; Ihr kriegt eine kleinere Portion."

„Das ist nicht mehr als billig", sagte Renzo, „aber wenn nun bald, wie ich hoffe .... mit Gottes Hülfe .... Genug .... wenn ich nun auch ein Weib nähme?"

„Nun, dann wird der Zettel ausgetauscht und die Portion vermehrt. Wie ich Euch schon gesagt habe, es richtet sich immer nach der Anzahl der Esser."

„So lasse ich mirs gefallen", rief Renzo und fuhr schreiend und mit der Faust auf den Tisch schlagend fort, „warum machen sie kein solches Gesetz?"

„Was soll ich Euch darauf antworten? ich wünsche Euch gute Nacht und mache mich auf den Weg, denn Frau und Kinder werden mich schon lange erwarten."

„Noch ein Schlückchen, ein Schlückchen noch", schrie Renzo und füllte schnell den Becher des Unbekannten. Dabei sprang er auf, faßte ihn an einem Schooß der Jacke und zog ihn mit Gewalt auf die Bank zum Sitzen zurück. „Noch ein Schlückchen, thut mir das nicht zu Leide!"

Der Freund aber machte sich mit einem Ruck los und antwortete auf alle Bitten und Vorwürfe, mit denen Renzo ihn überhäufte, nur noch einmal „gute Nacht" und ging.

Renzo schwätzte ihm noch vor, als er schon unterwegs war, und fiel dann auf die Bank zurück. Mit starren Augen sah er den gefüllten Becher an, der vor ihm stand, und als er den Burschen am Tische vorübergehen sah, winkte er ihm, als wollte er ihm irgend einen Auftrag geben, zeigte auf den Becher hin und sagte

langsam und feierlich, wobei er die Worte auf eine sehr eigenthümliche Weise betonte: „Da, ich hatte ihn für jenen guten Mann gefüllt; voll bis zum Rande, wie für meinen besten Freund; er wollte aber nicht. Die Leute haben zuweilen wunderliche Ideen im Kopfe. Nun es einmal eingeschenkt ist, so wollen wir es auch nicht umkommen lassen.“ So sprechend nahm er den Becher und leerte ihn in einem Zuge.

„Ich habs verstanden“, sagte der Bursche und ging weiter.

„Aha, Ihr habts also auch verstanden?“ fing Renzo wieder an. „So ists also wahr. Wenn die Gründe gerecht sind....!“

Hier bedarf es unserer ganzen Liebe, welche wir für die Wahrheit hegen, um uns zu bewegen, in einer Erzählung fortzufahren, die für eine so wichtige Person, wie Renzo, man könnte fast sagen, für den Helden unserer Geschichte, so wenig ehrenvoll zu werden anfängt. Zugleich zwingt uns aber auch die Unparteilichkeit zu dem Geständniß, daß unserm Renzo hier zum ersten Mal ein solcher Fall begegnete, und gerade, weil er an so übermäßige Genüsse nicht gewöhnt war, lief dieses erste Mal für ihn so unheilvoll ab. Die wenigen Becher, die er gleich anfangs gegen seine Gewohnheit herunter gestürzt hatte, theils um den brennenden Durst zu löschen, theils aus einer gewissen Gemüthsaufregung, die ihn jedes Maß überschreiten ließ, waren ihm schnell in den Kopf gestiegen; auf einen geübteren Trinker würden sie nicht die geringste Wirkung hervorgebracht haben.

Nachdem nun einmal diese ersten Dünste unserm Renzo zu Kopfe gestiegen waren, tobten Wein und Worte ohne Maß und Ziel darin fort, und in dem Augenblick, wo wir ihn verlassen haben, konnte er sich kaum noch auf den Füßen erhalten. Es drängte ihn unaufhörlich zu sprechen; an Zuhörern, oder wenigstens an Menschen, die er dafür halten konnte, fehlte es nicht; eine Weile gingen ihm auch die Worte ziemlich leicht von der Zunge; er brachte sie sogar in einer gewissen Ordnung heraus. Nach und nach aber fing es an ihm gewaltig schwer zu werden, im Zusammenhange zu reden. Der Gedanke, der sich seinem Geiste leicht und gefügig zeigte, verwirrte sich plötzlich und flog davon; das Wort, das er nach eine Weile hervorbrachte, wollte

am Ende zu dem Gedanken nicht recht passen. In dieser Angst und Verlegenheit verleitete ihn einer der schlimmen Instinkte in der menschlichen Natur, die so viel Unheil anrichten, seine Zuflucht zu der verwünschten Flasche zu nehmen. Welche Hülfe ihm aber die Flasche in dieser Lage gewähren konnte, sagt sich Jeder selbst, der seinen gesunden Verstand hat.

„He, Wirth, Wirth!“ fing Renzo wieder an, und suchte ihn überall mit den Augen, wo er nicht war. „He, Wirth! Du bist mir ein schöner Wirth! Ich krieg ihn nicht klein .... den Streich mit dem Namen, Zunamen und Gewerbe. Mir das zu bieten! Einem Kerl, wie ich ....! Du hast dich schlecht gegen mich benommen, Wirth. Was hast du für einen Nutzen davon .... einen armen Jungen zu Papier zu bringen? Habe ich nicht Recht, meine Herren? Die Wirthe sollten es gerade mit den braven Leuten halten .... höre .... höre, Wirth .... ich will dir einen Rath geben .... einen vernünftigen Rath .... Lacht ihr, eh? ich bin ein wenig lustig, ja .... aber mein Rath ist gut. Sage mir, Wirth, wer erhält dir denn deine Wirthschaft? Die armen Kerle .... ist es nicht so? Sprechen die Herren mit den Verordnungen wohl jemals bei dir ein, um sich gütlich zu thun?“

„Lauter Wassertrinker“, sagte Einer in Renzo's Nähe.

„Sie wollen den Kopf oben behalten“, fügte ein Anderer hinzu, „damit sie brav lügen können.“

„Aha“, rief Renzo, „jetzt hat einmal wieder der Poet gesprochen. Nun seht ihr doch ein, daß ich Recht habe. Antworte mir, Wirth! Hat sich Ferrer, der noch der Beste von Allen ist, jemals hier sehen lassen? Hat er jemals hier einen Becher geleert? Und der mörderische Hund, der Don .... schon gut .... ich sage weiter nichts .... denn ich bin noch bei Sinnen. Ferrer und der Pater Crrr .... das weiß ich .... das sind Ehrenmänner .... aber es giebt nicht viele solche Ehrenmänner. Die Alten sind schlimmer wie die Jungen; und die Jungen .... die sind noch schlimmer wie die Alten. Ich bin nur noch zufrieden, daß kein Mord geschehen ist; ei bewahre .... das sind Grausamkeiten, für die der Henker angestellt ist. Brod; ja .... ich habe tüchtige Stöße abgekriegt; aber .... ich habe auch welche ausgetheilt Platz!

Der Ueberfluß soll leben! Und .... auch Ferrer .... ein Wörtchen Latein .... siès baraòs trapolorum .... Verwünschtes Laster! .... Diese lateinischen Brocken! Die Gerechtigkeit hoch! Das Brod soll leben! Ha, das sind die rechten Worte! .... Das wollten die ehrlichen Leute gerade .... als das verdammte ton, ton, ton losbrach .... und immer wieder ton, ton, ton .... er sollte mir nicht wieder entwischen .... ich wollte ihn schon fest halten, den Herrn Pfarrer .... ich will es ihm gedenken!"

Bei diesen Worten senkte er den Kopf auf die Brust und blieb eine Weile wie in Gedanken versunken. Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, richtete das Gesicht in die Höhe; in seinen Augen glänzten zwei Thränen, und gut war's, daß sie von derjenigen, der sie galten, nicht gesehen wurden. Jene Kerls aber, die schon angefangen hatten, über Renzo's leidenschaftliche und verwirrte Beredsamkeit sich lustig zu machen, zogen ihn nun noch mehr über sein betrübtes Aussehen auf; die ihm zunächst Sitzenden sagten zu den Uebrigen: „Seht doch einmal!" und Alle wandten sich nach ihm hin. So wurde Renzo die Zielscheibe des Spottes für die lüderliche Gesellschaft. Und obgleich sie Alle nicht ganz nüchtern waren, hatte doch Keiner so über die Schnur gehauen, als unser Renzo, der noch dazu vom Lande war. Sie neckten ihn, Einer nach dem Andern, mit allerlei plumpen und einfältigen Fragen und machten durch spöttische Geberden ihre Glossen über ihn. Renzo nahm die Sache bald von der ernsten, bald von der lustigen Seite, und ohne sich an das Geschrei zu kehren, sprach er von ganz andern Dingen; bald fragte er, bald antwortete er; immer ohne Sinn und Verstand. Zum Glück hatte er bei all diesem Geschwätz noch eine instinktmäßige Ueberlegung behalten, die ihn davor bewahrte, sich keinen Namen der Personen entschlüpfen zu lassen; darum wurde auch derjenige nicht von ihm ausgesprochen, der mit seinem Gedächtniß am engsten verwachsen war; denn es würde auch uns unendlich leid gethan haben, wenn der Name, für den wir Ehrfurcht und sogar ein wenig Zuneigung empfinden, in diese garstigen Mäuler gekommen wäre und den Lästerzungen zur Belustigung gedient hätte.

Fünfzehntes Kapitel.

Als der Wirth sah, daß der Spaß kein Ende nahm, ersuchte er höflich die Gäste, Renzo in Ruhe zu lassen; dann trat er zu diesem hin, schüttelte ihn am Arm und suchte ihn zu überreden, schlafen zu gehen. Renzo hörte aber nicht und kam immer wieder auf dieselben Geschichten von Namen, Zunamen, Verordnungen und rechtschaffenen Leuten zurück. Nachdem ihm die Worte: zu Bett und schlafen immer wieder vorgesprochen waren, fing er allmählich an, sie zu begreifen, und in diesem lichten Augenblicke fühlte er auch wirklich das Bedürfniß nach Ruhe. Er nahm sich, so viel er konnte, zusammen, ergriff mit beiden Händen den Tisch, versuchte ein oder zwei Mal aufzustehen, ächzte und taumelte und kam das dritte Mal, vom Wirth unterstützt, auf die Beine. Dieser hielt ihn fortwährend aufrecht und ließ ihn zwischen dem Tisch und der Bank hervortreten; in die eine Hand nahm er eine Laterne, mit der andern führte er ihn, so gut es ging, nach der Treppenthüre. Bei dem Lärm der Grüße, die ihm von der Gesellschaft nachgerufen wurden, wandte sich Renzo hastig um, und wenn der Wirth ihn nicht an dem einen Arme sehr fest gehalten hätte, so würde aus dieser Wendung ein Sturz geworden sein. Er wandte sich also um, fuhr mit dem andern Arme, welchen er frei hatte, in der Luft herum, als wollte er durch gewisse Geberden seine Abschiedsgrüße ausdrücken.

„Kommt zu Bett, zu Bett!" sagte der Wirth und schleppte ihn mit sich fort; er half ihm zur Thür hinaus, zog ihn mit noch größerer Mühe die schmale Treppe empor und brachte ihn dann in das Zimmer, das er für ihn bestimmt hatte. Renzo freute sich über den Anblick des Bettes, das ihn erwartete, und sah selig und vergnügt den Wirth mit einem Paar Aeuglein an, die wie zwei Glühwürmchen leuchteten; dabei suchte er sich immer auf den Beinen zu erhalten und streckte die Hand nach der Wange des Wirths aus, um sie aus Freundschaft und Dankbarkeit zu streicheln; es gelang ihm aber nicht.

„Lieber Wirth", vermochte er endlich herauszubringen, „lieber Wirth, jetzt sehe ich, daß du ein braver Mann bist; du thust ein gutes Werk, einem armen Jungen ein Bett zu geben; aber der Streich, den du mir mit dem Namen und Zunamen gespielt hast, der war doch nicht brav von dir. Zum Glück bin auch ich ein Schlaukopf . . . ."

Der Wirth hatte nicht geglaubt, daß Renzo noch so zusammenhängend reden könnte; denn er wußte aus seiner langen Erfahrung, daß die Menschen in solchem Zustande mehr als gewöhnlich dem Wechsel der Gefühle unterworfen sind, und darum wollte er schnell diesen lichten Augenblick benutzen, um noch einen Versuch zu machen.

„Lieber Sohn", sagte er schmeichlerisch, „ich habe es ja nicht gethan, um Euch zu quälen, oder um Euch auszuhorchen. Was kann man machen? Das Gesetz ist da und wir müssen gehorchen, wenn wir nicht in Strafe verfallen wollen. Darum muß man sich drein fügen, und . . . . um was handelt sich's am Ende? Um zwei Worte. Kommt, es ist nicht der Herren wegen, welche die Verordnungen gemacht haben, thut mir den Gefallen; wir sind hier allein, unter vier Augen, machen wir die Sache ab; sagt mir euern Namen, und . . . . dann geht ruhig zu Bette."

„Ah Schurke!" schrie Renzo, „Betrüger, du rückst mit deiner Niederträchtigkeit von Namen, Zunamen und Gewerbe noch einmal heraus!"

„Schweig still, Narr, und geh zu Bett", sagte der Wirth.

Renzo aber fuhr noch heftiger fort: „Ich habe es wohl gewußt, du gehörst auch mit zu der Bande. Warte, warte, das sollst du büßen." Darauf brüllte er zur Thür hinaus: „Freunde! der Wirth gehört . . . ."

„Ich habe es ja nur zum Spaße gesagt", schrie dieser Renzo an und drängte ihn nach dem Bette hin; „verstehst du denn keinen Spaß, Freund?"

„Ah! nur zum Spaß; das hättest du gleich sagen sollen . . . . nur zum Spaß . . ."; damit sank er aufs Bett.

„Auf; zieht Euch aus, geschwind", sagte der Wirth und schickte sich an, ihm dabei Hülfe zu leisten, denn diese that hier

wirklich Noth. Als Renzo sich die Jacke ausgezogen hatte, nahm sie ihm der Wirth sogleich ab und fuhr mit den Händen in die Taschen, um zu sehen, ob sie auch nicht leer seien. Er fand Geld darin, und da er dachte, sein Gast habe wohl am nächsten Tage an ganz andere Dinge zu denken, als ihn zu bezahlen, und das Geld würde höchst wahrscheinlich in Hände fallen, aus denen ein Wirth nichts wieder heraus kriege, so wollte er wenigstens den Versuch machen, ob es ihm nicht glücke, das Geschäft gleich abzumachen.

„Ihr seid ein braver Junge, ein rechtschaffener Mensch", sagte er, „ist es nicht so?"

„Braver Junge, rechtschaffener Mensch", antwortete Renzo und machte sich dabei immer noch mit den Fingern an den Knöpfen seiner Hosen zu schaffen, die er noch nicht ausgezogen hatte.

„Gut, gut", erwiederte der Wirth; „macht darum gleich heute noch eure kleine Zeche richtig, denn morgen muß ich, gewisser Geschäfte wegen, zeitig ausgehen ...."

„Das ist nicht mehr wie recht", sagte Renzo, „ich bin ein Schlaukopf, aber dabei ehrlich .... Aber das Geld? Wir wollen sehen, wo das Geld ist."

„Hier ist es", sagte der Wirth, und indem er seine ganze Erfahrung, Schlauheit und Geduld aufbot, gelang es ihm endlich, die Zeche von Renzo bezahlt zu erhalten.

„Hilf mir noch ein Bischen, Wirth, daß ich mit dem Ausziehen fertig werde", sagte Renzo; „ich fühle es jetzt selber, daß ich vor Müdigkeit kaum noch stehen kann."

Der Wirth leistete ihm die gewünschte Hülfe, breitete auch noch die Decke über ihn aus, und als er ihm „gute Nacht" wünschte, schnarchte unser Renzo schon. Jedoch von jener eigenthümlichen Anziehungskraft getrieben, die uns zuweilen für einen Gegenstand des Aergers dieselbe Aufmerksamkeit, wie für einen Gegenstand der Liebe abnöthigt, und die vielleicht nichts Anderes ist, als das Verlangen, dasjenige, was unser Gemüth so stark bewegte, genauer kennen zu lernen, stand der Wirth noch einen Augenblick still, und betrachtete sich seinen Gast, der ihm so viel

zu schaffen gemacht hatte; er hielt ihm die Laterne vors Gesicht, legte die flache Hand über die Flamme, um den Lichtschein desto heller auf Renzo's Gesicht fallen zu lassen; es war ungefähr dieselbe Stellung, in welcher Psyche gemalt wird, wenn sie heimlich die Formen ihres unbekannten Gatten erspäht. — „Närrischer Esel!" sagte er halblaut zu dem armen Schläfer. „Du bist selbst in die Falle gegangen. Morgen wirst du mir wohl sagen können, wie es dir bekommen ist. Ihr Tölpel wollt in der Welt umherziehen und wißt nicht einmal, wo die Sonne aufgeht und bringt damit euch und eure Mitmenschen in allerlei Händel!" — So gesprochen oder gedacht, zog er die Laterne wieder zurück, verließ die Stube und verschloß von außen die Thür. Auf dem Absatz der Treppe rief er die Wirthin, gebot ihr, die Kinder einem Dienstmädchen zu übergeben, und in die Küche hinabzugehen, um statt seiner ein wachsames Auge auf Alles zu haben. „Ich muß ausgehen", sagte er, „eines Gastes wegen, der mir da zu meinem Unglück wie der Teufel ins Haus gefallen ist"; darauf theilte er ihr in aller Kürze den ärgerlichen Vorfall mit. „Habe ein wachsames Auge auf Alles", setzte er hinzu, „und sei vorsichtig und klug an diesem verwünschten Tage. Wir haben da unten einen Haufen Gesindel sitzen, das unter Trinken und Spielen allerlei Dinge über die Zunge bringt. Genug, wenn irgend ein verwegener Kerl ...."

„Ei, ich bin doch kein Kind, und sehe doch, was vorgeht. Bis jetzt, dächte ich, könnte man nicht sagen ...."

„Gut, gut; gieb auch Acht, daß sie bezahlen. Laß sie reden was sie wollen, über den Proviantverwalter, über den Statthalter, über Ferrer und die Decurionen, über Spanien und Frankreich und ähnliches dummes Zeug; thue, als ob du nichts davon verstehst; denn es kommt weder bei dem Widersprechen, noch bei dem Rechtgeben etwas Gutes heraus. Du weißt es ja selber, daß oft gerade diejenigen, die das große Wort führen .... genug, wenn du hörst, daß sie so gewisse Anschläge machen, so wendest du den Kopf weg und sagst: ich komme; als ob dich Einer von der andern Seite riefe. Ich werde suchen, so schnell als möglich wieder heim zu kommen."

Nach diesen Worten ging er mit ihr in die Küche hinunter, warf einen Blick rings umher, um zu sehen, ob Alles in der Ordnung wäre; dann nahm er von einem Pflock Hut und Mantel herunter, holte aus einer Ecke einen Knüttel, schärfte durch einen Blick seinem Weibe noch einmal die ihr gegebenen Verhaltungsregeln ein und machte sich auf den Weg. Doch schon während dieser Vorkehrungen hatte er den Faden seines Selbstgespräches, das er an Renzo's Bett begonnen, nicht fallen lassen; er nahm ihn jetzt, indem er so durch die Straßen wanderte, wieder auf.

— Was dieser Bursche aus dem Gebirge doch für ein Starrkopf ist! — So sehr Renzo auch bemüht war, seine Heimath zu verschweigen, so verrieth sich doch das Gebirgsland in seinen Worten, in der Aussprache, in seinem Aeußern und in den Geberden schon von selbst. — Durch meine Klugheit und Einsicht hatte ich diesen gefährlichen Tag überstanden und zu guter letzt mußt du mir noch über den Hals kommen und mir solch einen Strich durch die Rechnung machen. Fehlt's etwa in Mailand an Wirthshäusern, daß du gerade bei mir herein fallen mußtest? Wärest du noch wenigstens allein gekommen, so hätte ich für diesen Abend ein Auge zugedrückt und dir morgen früh die Wahrheit gesagt. Aber nein, in Gesellschaft kommt das Bürschchen an, und noch dazu in Gesellschaft eines Häscherhauptmanns! —

Bei jedem Schritt begegnete der Wirth einsamen Wanderern, oder einem Paar Menschen, die flüsternd vorüber gingen. Als er in seinem Selbstgespräch bei jenem Punkte war, sah er eine Patrolle Soldaten ankommen; er trat zur Seite, schielte nach ihnen hin, als sie vorbei marschirten und fuhr in seinem Selbstgespräche fort: — Das sind die Narrenzüchtiger. Und du Esel, du, weil du einen Haufen Leute gesehen hast, setzest du dir gleich in den Kopf, daß die Welt sich umkehren müsse. Und darum rennst du in dein Verderben und willst mich auch mit hinein reißen; das war dumm von dir. Ich that, was ich konnte, um dich zu retten, und du, Dummkopf, hättest mir zum Lohne dafür beinahe das ganze Wirthshaus in Aufruhr gebracht. Jetzt siehe zu, wie du dich aus der Klemme ziehst; ich werde mich schon herausziehen. Als ob ich nur aus Neugierde deinen Namen wissen

wollte! Was frage ich darnach, ob du Taddeo oder Bartolomeo heißt? Ich finde kein Vergnügen daran, die Feder in die Hand zu nehmen! Ihr Leutchen seid aber nicht allein auf der Welt, daß Alles nach eurem Sinne gemacht werden kann. Ich weiß ebenso gut wie ihr, daß wir Verordnungen haben, die nichts werth sind; diese große Neuigkeit braucht uns nicht erst Einer aus dem Gebirge zu hinterbringen! Aber du weißt nicht, du Esel, daß die Verordnungen gegen die Wirthe wohl etwas zu sagen haben. Und du denkst in der Welt das große Wort zu führen und weißt nicht einmal, daß Einer vor allen Dingen nicht öffentlich davon sprechen darf, wenn er die Welt verbessern will. Und weißt du wohl, du Schafskopf, wie es einem armen Gastwirthe ergehen würde, wenn er sich einfallen ließe, auch deiner Meinung zu sein und seine Gäste nicht nach ihrem Namen fragte? „Bei Strafe von dreihundert Scudi wird jedem Gastgeber, Schenkwirthe und Andern geboten, darauf zu achten.“ Ja, dreihundert Scudi stehen darauf, die gut anzubringen sind: „zwei Dritttheile die königliche Kammer, und das Uebrige fällt dem Kläger oder dem Angeber zu.“ Eine schöne Pille! „Und im Falle der Zahlungsunfähigkeit, fünf Jahre auf die Galeere, oder noch eine härtere Geld- oder Leibesstrafe, nach dem Dafürhalten Seiner Excellenz.“ Aber ich danke schön, Excellenz. —

Bei diesen Worten betrat der Wirth die Schwelle des Justizpalastes.

Wie in allen Kanzleien herrschte auch hier eine große Geschäftigkeit; überall ertheilte man die zweckmäßigsten Befehle, um dem folgenden Tage zuvorzukommen, den Gemüthern, die zu neuem Aufruhr geneigt waren, den Vorwand und die Kühnheit zu nehmen, und die Gewalt in den Händen, welche sie auszuüben hatten, sicher zu stellen. Man verstärkte die Kriegsmannschaften beim Hause des Proviantverwalters; die Ausgänge zur Straße wurden durch Querbalken versperrt und durch Wagen verschanzt. Man befahl sämmtlichen Bäckern, ohne Unterlaß Brod zu backen; nach den benachbarten Ortschaften wurden Eilboten abgeschickt, mit dem Befehl, Getreide nach der Stadt zu schicken; für jeden Backofen wurden Edelleute angestellt, die sich in aller Frühe dahin

begeben sollten, um über die Austheilung des Gebäckes zu wachen und die Unruhigen durch ihr persönliches Ansehn oder durch gute Worte im Zaume zu halten. Um aber, so zu sagen, mit einem Schuß das Ziel zu treffen und durch einen kleinen Schrecken die Maßregeln noch wirksamer zu machen, sann man auf Mittel und Wege, irgend einen Unruhstifter beim Kragen zu nehmen; dies war vorzugsweise die Sache des Stadthauptmanns. Wie diesem mit seinen Wasserumschlägen auf der verwundeten Stelle des metaphysischen Tiefsinns zu Muthe war, wenn er an den Aufruhr und die Unruhstifter dachte, kann sich Jeder leicht vorstellen. Seine Spürhunde waren vom Anfang des Tumultes an auf den Beinen gewesen, und jener sogenannte Ambrogio Fusella war nach der Aussage des Wirthes ein verkappter Häscherhauptmann, der dazu ausgesandt, Diesen oder Jenen auf frischer That zu ertappen, damit man ihn hernach wieder erkennen, beim Fittig kriegen und festsetzen könnte. Nachdem er von Renzo's Predigt nur die ersten Paar Worte gehört, hatte er ihn sogleich aufgezeichnet; er schien ihm gerade ein Unruhstifter, wie er ihn brauchen konnte. Da er zugleich ein Ausländer war, so hatte er den Meisterstreich versucht, ihn gleich frisch weg nach dem Gefängniß, dem sichersten Wirthshause der Stadt, abzuführen; es schlug ihm aber dieser Plan fehl, wie wir gesehen haben. Er konnte jedoch die genaue Kenntniß seines Namens und Geburtsortes nebst hundert andern schönen Vermuthungen nach Hause bringen; und als darauf der Wirth ankam, um über Renzo seine Aussagen zu machen, wußten sie hier schon mehr als er. Er trat in das gewöhnliche Zimmer und berichtete, daß ein Fremder bei ihm eingekehrt sei, der durchaus nicht habe seinen Namen angeben wollen.

„Ihr habt eure Schuldigkeit gethan, uns davon in Kenntniß zu setzen", sagte ein Kriminalnotar, indem er die Feder niederlegte, „wir wußten es aber schon."

— Hier steckt ein Geheimniß, dachte der Wirth, — hier gehen sie schlau zu Werke!

— „Und wir wissen auch schon den saubern Namen", fuhr der Notar fort.

— Teufel! dachte der Wirth, auch den Namen! Wie müssen sie das angestellt haben! —

„Ihr aber“, fing der Andere mit ernster Miene wieder an, „Ihr sagt nicht Alles rein heraus.“

„Was hätte ich noch mehr zu sagen?“

„Ei, wir wissen sehr gut, daß der Mensch eine Menge gestohlenes Brod bei sich hatte, das er bei der Plünderung in dem Aufruhr durch Spitzbüberei an sich gebracht.“

„Wenn Einer mit einem Brode in der Tasche kommt“, antwortete der Wirth, „was weiß ich, wo er's her gekriegt hat. Denn wenns auch auf Tod und Leben dabei ankäme, so kann ich doch nur sagen, daß ich nicht mehr als ein einziges Brod bei ihm gesehen habe.“

„Wenn Ihr Euch nur entschuldigen und vertheidigen könnt. Wenn man Euch reden hört, so sind's lauter rechtschaffene Leute. Wie könnt Ihr beweisen, daß er das Brod auf rechtliche Weise erworben hat?“

„Was habe ich dabei zu beweisen? ich mische mich darin nicht; ich handle hier nur als Wirth.“

„Ihr könnt aber doch nicht leugnen, daß dieser euer Kunde die Frechheit gehabt hat, beleidigende Reden gegen die Verordnungen auszustoßen und sich gegen das Wappen Seiner Excellenz frevelhaft zu benehmen.“

„Erlauben Sie mir, mein Herr, wie kann er denn mein Kunde sein, da ich ihn zum ersten Male sehe? Es ist der Teufel, mit Respekt zu sagen, der ihn mir ins Haus geschickt hat, und wenn mir der Fremde bekannt wäre, so begreifen Sie wohl, geehrter Herr, hätte ich nicht nöthig gehabt, ihn nach seinem Namen zu fragen.“

„In eurem Wirthshause jedoch, und in eurer Gegenwart sind höllische Dinge gesprochen, vermessene Reden geführt, aufrührerische Pläne gefaßt worden; man hat geschrien und getobt.“

„Wie wollen Sie, daß ich auf die albernen Reden hinhöre, die so viele Schreihälse alle auf ein Mal zum Vorschein bringen? Ich muß als ein armer Kerl auf meinen Vortheil bedacht sein, und dann wissen Sie, geehrter Herr, recht gut, daß der, welcher

das Maul auf dem rechten Fleck hat, gewöhnlich auch die Faust zu rühren weiß, zumal wenn so eine ganze Bande beisammen ist; und ...."

„Ja, ja", rief der Notar, „laßt sie nur immer reden und machen; morgen, morgen sollt Ihr sehen, ob ihnen der Uebermuth ausgetrieben ist. Was meint Ihr?"

„Ich meine gar nichts."

„Daß das Gesindel Herr über Mailand geworden ist?"

„Das fehlte noch!"

„Es wird sich finden, wird sich finden."

„Ich verstehe schon. Der König wird immer der König bleiben; wer aber was eingebüßt hat, der wird's so leicht nicht wieder kriegen und so hat natürlich ein armer Familienvater keine Lust, noch mehr einzubüßen. Die Herren haben die Macht in Händen: die müssen sie ausüben."

„Sind noch viele Leute jetzt bei Euch im Hause?"

„Eine ganze Menge."

„Und euer Kunde", fragte der Notar weiter, „fährt er noch immer fort zu lärmen, zu schreien, die Leute aufzuwiegeln und Empörung anzuzetteln?"

„Den Fremden meinen Sie? der ist schlafen gegangen."

„Ihr habt also noch viel Volks im Hause .... Genug, gebt Acht, daß er Euch nicht entwischt."

— Soll ich den Häscher spielen? — dachte der Wirth, indessen sagte er darauf weder Nein noch Ja.

„Ihr könnt jetzt nach Hause gehn", fuhr der Notar fort, „und seid vernünftig."

„Ich bin immer vernünftig gewesen. Sie können nicht sagen, lieber Herr, daß ich jemals der Gerechtigkeit zu schaffen gemacht habe."

„Schon gut; bildet Euch nur nicht ein, daß die Gerechtigkeit ihre Macht eingebüßt habe."

„Ich? um des Himmels willen! Ich denke nicht daran, mir Dergleichen einzubilden; ich habe genug mit meinem Geschäft zu thun."

„Das alte Lied!" rief der Notar, „wenn Ihr sonst nichts zu sagen habt . . ."

„Was sollte ich sonst noch zu sagen haben? Was wahr ist, bleibt wahr."

„Genug; für jetzt wollen wir es bei euren Aussagen bewenden lassen; für den Fall aber, daß die Sache zur Sprache kommt, werdet Ihr der Gerechtigkeit genauere Auskunft über die Dinge geben, die sie Euch fragen wird."

„Ueber was könnte ich sonst noch Auskunft geben? ich weiß von nichts; ich muß meinen Kopf genug für meine eigenen Angelegenheiten zusammen nehmen."

„Nehmt Euch nur in Acht, daß Ihr ihn nicht entwischen laßt."

„Ich hoffe, daß der gnädige Herr Hauptmann davon Kenntniß hat, daß ich mich sogleich hierher verfügt habe, um meine Schuldigkeit zu thun. Ich empfehle mich Ihnen, sehr geehrter Herr."

Als der Tag anbrach, schnarchte Renzo schon sieben Stunden lang und der Aermste lag noch im tiefsten Schlafe, als er sich an beiden Armen gepackt fühlte und eine Stimme an seinem Bette „Lorenzo Tramaglino!" rief. Er fuhr zusammen, bewegte die Arme, und rieb sich die Augen; als er sie mühsam öffnete, sah er einen schwarzgekleideten Mann vor sich stehen und an jeder Seite des Bettes einen Bewaffneten. Die Ueberraschung, die Schlaftrunkenheit und die Schwere des Kopfes, der ihm noch von dem Weine eingenommen war, ließen ihn einen Augenblick wie verzaubert daliegen; er meinte in einem bösen Traume befangen zu sein und bewegte sich hin und her, um sich völlig zu ermuntern.

„Hört Ihr uns endlich, Lorenzo Tramaglino?" fragte der Mann in dem schwarzen Mantel, derselbe Notar vom Abend vorher. „Geschwind; steht auf und kommt mit uns."

„Lorenzo Tramaglino?" fragte Renzo. „Was soll das heißen? Wer hat Euch meinen Namen gesagt?"

„Unnützes Geschwätz, steht auf", sagte einer der Häscher, die an seiner Seite standen, und faßte ihn von neuem beim Arm.

„Oh, was ist das für ein Gewaltstreich?" schrie Renzo und zog den Arm zurück. „Wirth, Wirth!"

„Sollen wir ihn im Hemde wegschleppen?" fragte derselbe Häscher, sich zum Notar wendend. „Habt Ihr gehört?" sagte dieser zu Renzo, „sie führen es aus, wenn Ihr nicht schnell aufsteht, Euch anzieht und mit uns geht."

„Und warum denn?" fragte Renzo.

„Warum? das wird Euch der Herr Hauptmann sagen."

„Ich bin ein ehrlicher Mensch, ich habe nichts verbrochen und ich begreife nicht ...."

„Desto besser für Euch, desto besser für Euch, so kommt Ihr mit wenigen Worten davon und könnt eurer Wege gehen."

„Lassen Sie mich doch jetzt meines Weges gehen", sagte Renzo, „ich habe mit der Gerechtigkeit nichts zu schaffen."

„Rasch, ein Ende gemacht", sagte der eine Häscher.

„Sollen wir ihn wirklich fortschleppen?" sagte der Andere.

„Lorenzo Tramaglino!" rief der Notar.

„Wie wissen Sie meinen Namen, lieber Herr?"

„Thut eure Pflicht", sagte der Notar zu den Häschern, die auch sofort Hand anlegten, um Renzo aus dem Bette zu ziehen.

„Weg da! bleibt einem rechtschaffenen Menschen vom Leibe, der ....! Ich kann mich allein anziehen."

„So steht auf und zieht Euch schnell an", sagte der Notar.

„Ich stehe auf", antwortete Renzo und griff nach seinen Kleidern, die zerstreut auf dem Bette umherlagen, wie die Trümmer eines Schiffbruchs am Gestade. Während er sich ankleidete, redete er immer weiter: „ich will aber nicht zu dem Hauptmann gehen. Ich habe bei ihm nichts zu schaffen. Da mir aber ungerechter Weise dieser Schimpf angethan wird, so will ich zu Ferrer gebracht werden. Den kenne ich, ich weiß, daß er ein rechtlicher Mann ist; er ist mir Dank schuldig."

„Ja, ja, mein Sohn, Ihr sollt zu Ferrer gebracht werden", erwiederte der Notar. Unter andern Umständen würde er über eine solche Forderung herzlich gelacht haben; aber es war jetzt keine Zeit zum Lachen. Schon bei seiner Ankunft hatte er in den

Straßen eine gewisse Bewegung gesehen, bei der er nicht recht unterscheiden konnte, ob sie die Ueberbleibsel eines noch nicht völlig unterdrückten Aufruhrs, oder der Anfang eines neuen war; Leute strömten herbei, rotteten sich zusammen und blieben stehen. Auch jetzt, ohne sich's merken zu lassen, horchte er auf, und es däuchte ihm, daß das Gesumse zunähme. Er wünschte also die Sache schnell abgemacht zu haben, hätte aber Renzo gern auf friedlichem Wege und mit seiner Zustimmung fortgeführt; denn ließ er sich in Zank und Streit mit ihm ein, so konnte man nicht sicher sein, ob man auf der Straße nicht mit dreien statt mit einem zu thun haben würde. Darum warf er den Häschern einen Blick zu, der sie zur Geduld ermahnte; er selbst suchte den Jüngling mit guten Worten zu überreden und zu besänftigen. Renzo hingegen, der sich sehr gemächlich anzog, erinnerte sich der Vorfälle vom vorigen Tage und errieth so halb und halb, daß die Geschichte mit den Verordnungen, seinen Namen und Zunamen zu sagen, die Ursache dieser Unannehmlichkeit sein müßte. Aber wie, zum Teufel, wußte jener seinen Namen? Und was, zum Teufel, war in der Nacht vorgefallen, daß die Gerechtigkeit so zuversichtlich auftrat und sich einfallen ließ, so mit einem Mal einen braven Jungen zu packen, der Tags vorher zu denen gehört hatte, die ein so großes Wort im Volksrathe führten und die doch wohl nicht Alle, wie er, im tiefen Schlafe gelegen haben mußten, denn Renzo hörte gleichfalls das zunehmende Gesumse auf der Straße. Er sah dem Notar ins Gesicht und bemerkte seine Unschlüssigkeit, welche dieser sich vergebens bemühte zu verbergen. Um sich über seine Vermuthungen Licht zu verschaffen und um Zeit zu gewinnen, oder auch um noch einen Versuch zu wagen, sagte er: „Ich weiß recht gut, was an der ganzen Geschichte schuld ist: es geschieht nur des Namens und Zunamens wegen. Ich war gestern Abend ein wenig ausgelassen; die Wirthe haben mitunter schlechte Weine, und dann, wie ich sage, Jedermann weiß, wenn der Wein erst im Kopfe sitzt, so spricht er ein Wort mit. Aber wenn's weiter nichts ist, so bin ich bereit, Ihnen jede Auskunft zu geben, die Sie verlangen. Meinen Namen wissen Sie schon. Aber wer, zum Teufel, hat Ihnen diesen gesagt?"

„Brav, mein Sohn, brav!“ antwortete der Notar und nahm eine freundliche Miene an, „ich sehe, Ihr seid vernünftig; glaubt mir, ich weiß damit Bescheid, Ihr seid klüger als Andere. Auf diese Weise zieht Ihr Euch am schnellsten aus der Schlinge; mit zwei Worten ist die ganze Sache abgemacht und man läßt Euch wieder laufen. Aber ich, Ihr seht es, mein Sohn, mir sind die Hände gebunden, ich kann Euch nicht loslassen, wie ich möchte. Nun macht rasch und kommt getrost mit; wenn sie sehen, wer Ihr seid, dann .... dann werde ich schon reden .... Laßt mich nur machen .... Genug; eilt Euch, mein Sohn.“

„Ah! Sie können nicht .... ich verstehe“, sagte Renzo und fuhr fort sich anzukleiden, indem er die Häscher, die ihm dabei behülflich sein wollten, zur Seite schob. „Kommen wir über den Domplatz?“ fragte er darauf den Notar.

„Wo Ihr wollt; der kürzeste Weg ist der beste, weil Ihr desto eher wieder in Freiheit seid“, sagte er und ärgerte sich, daß Renzo diese verfängliche Frage hatte fallen lassen, die Veranlassung zu hundert Untersuchungen geben konnte. — Wenn Einer Unglück haben soll! — dachte er. Da fällt mir nun Einer in die Hände, der singen würde, wie man's ihm vorpfiffe, und könnte man nur ein wenig zu Athem kommen, so würde man ihn, so extra formam, nach allen akademischen Regeln, unter freundschaftlichem Gespräch, ohne Strick, zum Geständniß bringen, wie es einer haben wollte; ein Mensch, der schon fix und fertig ist, um ins Gefängniß geführt zu werden, ohne daß er es merkte; und solch ein Mensch muß mir gerade in einem so angstvollen Augenblicke in die Hände fallen.

Renzo war auf den Beinen; die beiden Häscher standen ihm zur Seite. Der Notar gab ihnen durch einen Wink zu verstehen, sie möchten nicht zu hart mit ihm verfahren und sagte zu dem Jüngling: „Ihr seid ein braver Junge; folgt uns.“

Renzo stand in Gedanken. Er war völlig angekleidet, bis auf die Jacke, die er in der einen Hand hielt, während er mit der andern die Taschen durchsuchte. „Oho!“ sagte er und sah den Notar mit einem sehr bedeutungsvollen Blick an: „hier steckte Geld drin und ein Brief, mein Herr.“

„Es wird Euch Alles pünktlich wiedergegeben werden", antwortete der Notar, „sobald die wenigen Förmlichkeiten abgemacht sind. Kommt, kommt!"

„Nein, nein, nein", sagte Renzo, den Kopf schüttelnd; „so rasch geht's nicht; ich will erst mein Eigenthum zurück haben, Herr. Ich werde über meine Handlungen Rechenschaft ablegen; aber mein Eigenthum verlange ich zurück."

„Ich will Euch zeigen, daß ich Euch vertraue: da nehmt und nun macht schnell." Mit diesen Worten zog der Notar den Brief und das Geld aus dem Busen und stellte beides mit einem Seufzer unserm Renzo wieder zu. Dieser steckte Brief und Geld wieder an seinen Platz und murmelte zwischen den Zähnen: „Ihr geht so viel mit Spitzbuben um, daß Ihr das Handwerk auch ein wenig gelernt habt."

Die Häscher vermochten kaum noch ihre Ungeduld zu unterdrücken; der Notar jedoch bändigte sie durch einen Blick und dachte: — hast du nur erst den Fuß über die Schwelle gesetzt, dann sollst du mirs büßen. —

Während Renzo die Jacke anzog und seinen Hut nahm, winkte der Notar einem der Häscher, zuerst die Treppe hinabzusteigen; hinter ihm her ließ er den Gefangenen gehen, dann folgte der andere Häscher und zuletzt er selbst. Als sie unten in der Küche waren, sagte Renzo: „Wo hat sich denn der verwünschte Wirth verkrochen?" Der Notar winkte den Häschern abermals; diese ergriffen darauf den Jüngling, jeder bei einer Hand, und legten ihm schnell gewisse Werkzeuge um die Hände, die eine heuchlerische Redekunst, des Wohlklanges wegen, Manschetten nannte.

Renzo wehrte sich und schrie: „Was ist das für eine Behandlung? geht man so mit einem ehrlichen Menschen um?"

Der Notar aber, der für jede schlechte That seine entschuldigenden Worte bei der Hand hatte, sagte: „Habt Geduld, sie thun ihre Pflicht. Was glaubt Ihr? es sind ja Alles nur Förmlichkeiten; wir können die Leute nicht so behandeln, wie wir möchten. Wenn wir nicht thäten, was man uns befiehlt, so würden wir schlimmer dran sein als Ihr. Habt Geduld."

Indem er so sprach, drehten die beiden Häscher die sogenannten Manschetten ein Mal herum. Renzo gab sich zufrieden, wie ein hitziges Pferd, das den Zügel fühlt, und schrie „Geduld!"

„Lieber Sohn!" sagte der Notar „das ist die rechte Art, um schnell davon zu kommen. Was wollt Ihr? es ist eine unangenehme Geschichte; das sehe ich auch ein; benehmt Ihr Euch aber gut dabei, so seid Ihr bald damit fertig. Und da ich sehe, daß Ihr Euch in Alles fügt, so bin ich auch geneigt, Euch beizustehen, und will Euch einen guten Rath zu eurem Besten geben. Glaubt mir, ich weiß mit diesen Dingen Bescheid; geht nur immer geraden Schrittes vorwärts, ohne Euch umzusehen, ohne Euch bemerkbar zu machen; so achtet Keiner auf Euch, Keiner merkt, was vorgeht, und eure Ehre leidet keinen Schaden. In einer Stunde seid Ihr wieder frei; sie haben so viel zu thun, daß ihnen selbst daran liegt, bald mit Euch fertig zu werden; und dann werde auch ich schon reden .... Ihr geht dann wieder euren Geschäften nach und Keiner weiß ein Wort davon, daß Ihr in den Händen der Gerechtigkeit gewesen seid. Und ihr", fuhr er darauf zu den Häschern im strengen Tone fort, „hütet euch, schlecht mit ihm zu verfahren; er steht unter meinem Schutz. Euer Amt verlangt, daß ihr eure Schuldigkeit thut; vergeßt aber nicht, daß er ein rechtlicher Mensch ist, ein braver, junger Bursche, der bald wieder loskommen wird und dem an seiner Ehre gelegen ist. Geht so mit ihm, daß Keiner auf euch achtet; als ob ihr drei anständige, ganz harmlose Spaziergänger wäret." Finster blickend, und in gebieterischem Tone sagte er dann: „Ihr habt mich verstanden!" und indem er plötzlich wieder eine freundliche Miene annahm, wandte er sich zu Renzo und flüsterte ihm noch einmal zu: „Seid vernünftig! befolgt meinen Rath, geht ruhigen Schrittes, ohne Euch umzusehen; verlaßt Euch auf mich, kommt." So setzte sich der Zug in Bewegung.

Renzo glaubte indessen von all den schönen Worten nicht ein einziges; weder, daß der Notar es besser als die Häscher mit ihm meinte, noch daß er sich seinen Ruf so sehr zu Herzen nahm, noch daß er die Absicht hatte, ihm beizustehen. Er begriff sehr wohl, daß der gute Mann fürchtete, es könnte sich unterwegs irgend eine

gute Gelegenheit zum Entwischen finden, und daß er aus diesem Grunde die freundlichen Worte an ihn richtete; diese bewirkten darum auch nichts Anderes, als daß unser Renzo sich vornahm, das gerade Gegentheil von dem zu thun, was der Notar ihm gerathen hatte.

Sie waren kaum auf der Straße, so fing Renzo an, die Augen nach allen Seiten umher zu werfen, und sich so bemerklich als möglich zu machen. Es war jedoch kein ungewöhnliches Ab- und Zulaufen; wenn sich auch hier und da auf dem Gesicht eines Vorübergehenden eine gewisse Lust zum Aufruhr lesen ließ, so ging doch Jeder ruhig seines Weges, und von einem wirklichen Aufruhr war nicht die Rede.

„Vernünftig, vernünftig!" murmelte der Notar hinter ihm, „denkt an eure Ehre, mein Sohn!" Als aber Renzo drei Leute mit glühendrothen Gesichtern daher kommen sah und mit gespitzten Ohren hörte, wie sie von Backofen, von verstecktem Mehle und von Gerechtigkeit sprachen, da fing er an, ihnen mit den Augen zuzublinken und auf eine Weise zu husten, die ganz etwas Anderes, als eine Erkältung bedeutete. Jene drei wurden aufmerksamer auf das Geleite und blieben stehen; zu ihnen gesellten sich noch Andere und blieben auch stehen; noch Andere, die schon vorüber gegangen, wandten sich nach dem Gezischel um, kehrten zurück, und schlossen sich dem Zuge an.

„Seht Euch vor; vernünftig, mein Sohn; nehmt Euch zusammen und verderbt eure Sache nicht selbst", flüsterte der Notar; „Ihr seht, es wird immer schlimmer; eure Ehre, der gute Ruf!" Die Häscher beriethen sich mit den Augen und da sie dachten, die Sache recht gut zu machen (irren ist menschlich), so zogen sie die Manschetten noch enger zusammen.

„Au! au!" schrie der Gequälte. Auf das Geschrei liefen die Menschen von allen Seiten zusammen und das Geleit wurde aufgehalten.

„Er ist ein Taugenichts", flüsterte der Notar den ihm zunächst Stehenden zu, „ein auf frischer That ertappter Dieb. Platz für die Gerechtigkeit!"

Renzo aber erkannte den günstigen Moment, er sah die Häscher blaß werden, oder wenigstens erbleichen, und dachte — wenn ich mir jetzt nicht helfe, so ist's vorbei. — Und schnell fing er an zu schreien: „Kinder, sie schleppen mich ins Gefängniß, weil ich gestern Brod und Gerechtigkeit gerufen habe. Ich habe nichts verbrochen; ich bin ein ehrlicher Bursche; helft mir, verlaßt mich nicht, Kinder!"

Ein beifälliges Gemurmel und Stimmen der Theilnahme ließen sich rings umher hören. Die Häscher befehlen anfangs, dann bitten sie die zunächst Stehenden, Platz zu machen und sie durchzulassen; die Menge aber drängt immer heftiger auf sie ein. Die Häscher sehen die Gefahr vor Augen, lassen die Manschetten los und kümmern sich um weiter nichts mehr, als so schnell als möglich unbemerkt aus dem Gedränge zu entkommen. Auch der Notar wünschte nichts so sehr, als sich durchmachen zu können; aber das hatte wegen des schwarzen Mantels seine Noth. Der arme Mann, bleich und verzagt, duckte sich, so viel er konnte, kroch fast am Boden, um aus dem Gedränge zu entschlüpfen; doch er konnte die Augen nicht aufschlagen, ohne daß er zwanzig auf ihn gerichtete Blicke sah. Er gab sich alle nur erdenkliche Mühe, ein Fremder zu scheinen, der, zufällig dort vorübergehend, mit einem Male so fest in dem Gedränge eingepreßt sei, wie ein Strohhalm im Eise; und als er sich so einem Menschen gegenüber sah, der ihn mit einem fürchterlicheren Blicke anstarrte als die Andern, verzog er den Mund zu einem Lächeln und fragte ihn mit der dümmsten Miene: „Was ist denn da los?"

„Hu, der verwünschte Rabe!" antwortete dieser.

„Verwünschter Rabe! verwünschter Rabe!" erscholl es rings umher. Auf das Geschrei folgten derbe Stöße, so daß er theils mit Hülfe seiner eigenen Beine, theils mit Hülfe fremder Ellenbogen schnell aus dem Gedränge kam, woran ihm in diesem Augenblicke am meisten lag.

Sechszehntes Kapitel.

„Flieht, flieht, junger Mann! Hier ist ein Kloster, dort eine Kirche; hierhin, dorthin“, schreit man unserm Renzo von allen Seiten zu. Was das Entwischen betraf, so bedurfte es seines Entschlusses nicht erst. Vom ersten Augenblicke an, als ihm ein Hoffnungsstrahl leuchtete, aus diesen Klauen zu entkommen, hatte er angefangen zu überlegen und war entschlossen, wenn ihm die Flucht gelänge, so lange zu laufen, bis er nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Herzogthume hinaus wäre. — Es war sein Plan, als Ziel und Zuflucht jenes Dorf im Gebiete von Bergamo zu wählen, wo sich sein Vetter Bartolo niedergelassen, der ihn, wie der Leser sich erinnern wird, wiederholt gebeten hatte, sich dort anzusiedeln. Es kam aber darauf an, den richtigen Weg zu finden. Plötzlich sich in der unbekannten Gegend einer ihm völlig unbekannten Stadt befindend, wußte Renzo nicht einmal, zu welchem Thore er hinaus gehen müsse, um nach Bergamo zu kommen, und wenn er es auch gewußt hätte, kannte er doch wieder den Weg zum Thore nicht. Er stand einen Augenblick still und überlegte, ob er seine Befreier um Nachweis bitten sollte; doch schon in der kurzen Zeit, die ihm geblieben, um über seine Lage nachzudenken, waren ihm über jenen höflichen Schwertfeger, den Vater von vier Kindern, seltsame Gedanken durch den Kopf gegangen; darum wollte er seine Absichten nicht aufs Gerathewohl einem großen Haufen, unter welchem sich wohl noch ein zweiter desselben Schlages befinden konnte, preis geben; er beschloß also, sich eiligst von dort zu entfernen; den Weg konnte er sich auch anderswo nachweisen lassen, wo Keiner wußte, wer er war, oder warum er darnach frage. Er sagte zu seinen Begleitern: „Habt Dank, Kinder, Gott segne euch!“ schritt durch die Menge, die ihm bereitwillig Platz gemacht, und lief durch ein schmales Gäßchen, eine kleine Straße hinab, immer im Galopp, ohne zu wissen wohin. Als es ihm schien, daß er weit genug entfernt war, lief er langsamer, um keinen Verdacht zu erregen; er fing an sich hier und da um-

zusehen, um ein Gesicht, das Vertrauen einflößte, zu entdecken, einen Menschen, an den er seine Frage richten könnte. Aber auch hier traten ihm Schwierigkeiten entgegen. Die Frage an sich war schon verdächtig; die Zeit drängte; die Häscher, kaum aus der kleinen Verlegenheit befreit, mußten ohne Zweifel ihrem Flüchtling auf der Spur sein; das Gerücht dieser Flucht konnte schon bis hierher gedrungen sein und in dieser Bedrängniß mußte Renzo vielleicht zehn physiognomische Urtheile fällen, bevor er das Gesicht fand, welches ihm am tauglichsten für seine Frage schien. Endlich sah er Jemand in Eile ankommen und dachte, daß dieser, der wahrscheinlich ein sehr dringendes Geschäft habe, ihm rasch und ohne Umschweife antworten werde; da er ihn mit sich selbst reden hörte, so schloß er daraus auf einen aufrichtigen Menschen. Er trat auf ihn zu und sagte: „Mit Erlaubniß, mein Herr, welchen Weg muß man einschlagen, um nach Bergamo zu kommen?"

„Nach Bergamo? Zum Thore Orientale hinaus."

„Ich danke Euch; und wenn man zum Thore Orientale will?"

„Schlagt den Weg da zur Linken ein; der führt Euch auf den Domplatz; und dann . . . ."

„Genug, Herr, das Uebrige weiß ich. Gott lohn' es Euch." Damit lief er nach der ihm bezeichneten Richtung. Der Wegweiser sah ihm einen Augenblick nach und indem er in Gedanken sich diese Art des Laufens mit der Frage zusammen zu reimen suchte, sagte er zu sich selbst — entweder hast du eine böse That verübt, oder es will ein Anderer an dir eine ausüben.

Renzo erreichte den Domplatz, schritt quer darüber hin, kam an einem Haufen Asche und verglommenen Kohlen vorüber und erkennt die Ueberbleibsel des Freudenfeuers, bei dem er am vorhergehenden Tage mit Zuschauer gewesen war. Er geht längst den Stufen des Domes hin, sieht den halb zerstörten Krückenofen, der noch von Soldaten bewacht ward, wieder, schlägt die Straße ein, durch welche er gestern mit der Volksmasse gekommen war und gelangt zu dem Kapuzinerkloster; er wirft einen flüchtigen Blick auf den Platz und auf die Kirchthüre und denkt seufzend: — der Mönch gestern hatte mir doch einen guten Rath gegeben, denn ich hätte besser daran gethan, in der Kirche zu warten und mein Gebet

zu verrichten. — Als er so einen Augenblick still stand und das Thor aufmerksam ins Auge faßte, durch welches er zu gehen hatte, bemerkte er aus der Ferne, daß viele Leute dabei Wache hielten, und da seine Einbildungskraft schon erhitzt war — was seine natürlichen Gründe bei dem Aermsten hatte, — so empfand er eine gewisse Furcht, sich hindurch zu wagen. Dicht ihm zur Seite befand sich die heilige Zufluchtsstätte, wohin er durch seinen Brief empfohlen war, der ihm gewiß eine gute Aufnahme bewirkt hätte; er fühlte sich stark versucht, hinein zu gehen. Aber er schöpfte sogleich wieder Muth und dachte: — frei wie der Vogel im Walde, so lange es geht. — Wer kennt mich? Die Häscher werden sich doch gewiß nicht in Stücke zerrissen haben, um mir an allen Thoren der Stadt aufzulauern. — Um zu sehen, ob sie nicht etwa hinter ihm her kämen, blickte er zurück, sah aber weder sie noch sonst Jemand, der auf ihn zu achten schien. Er macht sich wieder auf den Weg und zwingt die verwünschten Beine, die immer im Galopp rennen möchten, zu einem langsameren Schritt, wie es sich schickt; so kommt er gemächlich, halblaut pfeifend, am Thore an. Hier war der Ausgang von einem ganzen Schwarm von Zolleinnehmern besetzt, die zur Verstärkung noch eine Schaar spanischer Söldlinge hatten; sie richteten aber ihre ganze Aufmerksamkeit nach außen, um von dem Gesindel, welches bei der Nachricht eines Aufruhrs, wie die Raben nach einem Schlachtfelde, herbei eilt, keinen herein zu lassen. So konnte Renzo, der ganz gleichgültig, mit niedergeschlagenen Augen daher kam und halb das Ansehen eines Wanderers, halb das eines Spaziergängers hatte, ruhig die Thorschwelle überschreiten, ohne daß ihm Einer ein Wort sagte; aber das Herz klopfte ihm dabei hörbar. Er bemerkte zur Rechten einen kleinen Fußpfad, schlug ihn ein, um die Landstraße zu vermeiden, und ging, ohne sich umzusehen, eine gute Strecke vorwärts.

Nachdem er ein Stück Weges auf gut Glück gewandert war, sah er sich gezwungen, um Bescheid zu fragen. Wenn er auch eine gewisse Scheu empfand, das Wort Bergamo herauszubringen, als wenn etwas Verdächtiges, oder dessen er sich zu schämen hätte, damit verbunden wäre, so konnte er doch nicht umhin, es zu thun.

Er entschloß sich also, wie er es in Mailand gethan, den Ersten, der des Weges käme und dessen Gesicht ihm Zutrauen einflößte, um Auskunft zu fragen; was auch geschah.

„Ihr seid ganz vom Wege ab", antwortete ihm dieser; und nachdem er eine Weile nachgedacht, beschrieb er ihm, theils mit Worten, theils mit Geberden, welchen Weg er einschlagen müßte, um wieder auf die Landstraße zu gelangen. Renzo dankte für den Bescheid, und that, als ob er sich darnach richtete, denn er schlug wirklich die ihm bezeichnete Richtung ein, in der Absicht, sich der verwünschten Landstraße zu nähern, sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren, und sich so viel als möglich immer in ihrer Nähe zu halten, doch ohne sie selbst zu betreten. Dieser Vorsatz war jedoch schneller gefaßt als ausgeführt. Das Ergebniß war, daß unser Flüchtling, indem er so bald rechts, bald links, wie man so sagt, im Zickzack hin und her ging, den Zurechtweisungen, die er unterwegs erhielt, folgte, sie nach seiner Einsicht verbesserte und nach seiner Absicht benutzte, sich auch theils von den Wegen, auf welchen er sich befand, leiten ließ, endlich zwölf Miglien zurückgelegt hatte, ohne mehr als sechs Miglien von Mailand entfernt zu sein; und was Bergamo betraf, so war es schon genug, daß er sich nicht noch weiter davon entfernt hatte. Er sah also ein, daß er auf diese Weise nicht vorwärts käme, und sann auf irgend einen andern Ausweg. Dabei fiel ihm ein, sich auf eine listige Weise den Namen eines Dorfes zu verschaffen, welches nahe an der Grenze läge und ohne Umstände sich erreichen ließe; indem er sich nach diesem erkundigte, wollte er den Weg, den er einzuschlagen hatte, erfahren, ohne bald hier, bald da die Nachfrage nach Bergemo zu thun, die ihm allzu sehr nach Flucht, Verbannung und Verbrechen zu klingen schien.

So darüber grübelnd, wie er alle diese Nachrichten fischen könnte, ohne sich verdächtig zu machen, sah er an einem einsamen Hause, außerhalb eines Dorfes, einen Schenkwisch hangen. Er fühlte schon seit einiger Zeit die Nothwendigkeit, seine ermatteten Kräfte zu stärken, und dachte, daß hier der Ort sei, der ihm beide Dienste auf einmal leisten könne; er trat hinein. Drinnen war Niemand als eine alte Frau mit dem Rocken neben sich und der

Spindel in der Hand. Er forderte einen Bissen zu essen; man bot ihm ein wenig Stracchino und guten Wein an; den Käse nahm er an, für den Wein dankte er (denn der war ihm zum Ekel geworden, weil er ihm den Abend vorher einen so garstigen Streich gespielt hatte). Er setzte sich und bat die Frau, ihn schnell zu bedienen. Diese hatte im Nu aufgetischt, und fing sogleich an, ihren Gast mit Fragen über seine Verhältnisse, wie über die großen Ereignisse in Mailand, von denen die Kunde auch schon bis dahin gelangt war, zu bestürmen. Renzo wußte ihren Fragen schlau auszuweichen; und als die Alte wissen wollte, wohin er seinen Weg nähme, benutzte er ihre Neugierde für seine Absicht.

„Ich muß viele Orte besuchen", antwortete er „und wenn mir noch Zeit übrig bleibt, so hätte ich auch Lust, einen Abstecher nach dem großen Dorfe zu machen, auf der Straße nach Bergamo, hart an der Grenze, aber noch im Mailändischen .... wie heißt es doch?" — Irgend eins wird doch wohl da herum liegen — dachte er bei sich.

„Gorgonzola meint Ihr", versetzte die Alte.

„Gorgonzola!" wiederholte Renzo, gleichsam um sich das Wort besser ins Gedächtniß zu prägen. „Ist es sehr weit von hier?" fuhr er fort.

„Ich kann es nicht so genau sagen; es können zehn, auch wohl zwölf Miglien sein. Wäre einer von meinen Söhnen hier, so könntet Ihrs genau erfahren."

„Was meint Ihr, kann man wohl auf den hübschen Feldwegen hinkommen, ohne die Landstraße einzuschlagen? denn da hat man Staub über Staub! Es ist so lange her, daß es nicht geregnet hat!"

„Ich sollte glauben, ja", sagte die Alte, „fragt nur in dem ersten Dorfe nach, das rechts auf eurem Wege liegt." Sie nannte es ihm.

„Schon gut", sagte Renzo; er stand auf, nahm ein Stück Brod, das ihm von der magern Mahlzeit übrig geblieben war (ein sehr verschiedenes Brod von dem, das er Tags zuvor an der Säule des heiligen Dionysius gefunden), bezahlte die Zeche, ging hinaus und schlug den Pfad rechts ein. Um sich den Weg nicht

unnöthig länger zu machen, so fragte er sich von Dorf zu Dorf durch, bis er endlich eine Stunde vor Sonnenuntergang in Gorgonzola anlangte.

Schon unterwegs hatte er beschlossen, hier eine Weile auszuruhen und eine kräftigere Mahlzeit zu sich zu nehmen. Dem ermüdeten Körper wäre auch ein Bett sehr willkommen gewesen, aber ehe Renzo sich diese Ruhe gönnte, wäre er lieber auf der Landstraße todt niedergesunken. Er hatte vor, sich in dem Wirthshause nach der Entfernung der Adda zu erkundigen und wollte bestimmte Nachrichten einziehen, wie man über den Fluß hinüber gelangen könnte, um sich gleich nach der Erholung auf den Weg dahin zu machen.

Kaum hatte er einige Schritte in Gorgonzola gethan, so gewahrte er ein Wirthshausschild; er trat hinein, und forderte von dem Wirth, der ihm entgegen kam, eine Mahlzeit und ein halbes Maß Wein; die vielen Miglien, die er in der Zwischenzeit gemacht, hatten seinen heftigen Widerwillen gegen den Wein gemildert. „Ich bitte Euch, mich schnell zu bedienen", fuhr er fort, „denn ich muß gleich wieder weiter." Er sagte dies nicht nur, weil es die Wahrheit war, sondern auch aus Furcht, der Wirth könne sich denken, er wolle die Nacht über in seinem Hause bleiben und würde ihm dann mit Fragen über Namen und Zunamen, Herkunft und Gewerbe auf den Leib rücken.

Der Wirth versprach, ihn gleich zu bedienen und Renzo setzte sich, wie ein armer Sünder, an das Ende des Tisches, dicht an der Thüre.

Im Zimmer befanden sich einige Leute aus dem Dorfe. Sie hatten sich über die wichtigen Neuigkeiten aus Mailand vom vorigen Tage unterhalten und brannten jetzt darauf, zu erfahren, wie die Sache wohl an diesem Tage abgelaufen sei. Die Begier war um so größer, je lebhafter die ersten Nachrichten die Neugierde weckten und reizten; ein Aufstand, der weder unterdrückt, noch siegreich, durch die Nacht mehr ausgesetzt als beendigt worden; eine unterbrochene Sache, eher das Ende eines Aktes als eines Dramas. Einer von diesen Leuten machte sich an den neuen Ankömmling und fragte ihn, ob er von Mailand käme.

„Ich?“ sagte Renzo erstaunt, um Zeit zur Antwort zu gewinnen.

„Ja, wenns erlaubt ist zu fragen.“

Renzo schüttelte den Kopf, kniff die Lippen zusammen und stieß einen unartikulirten Laut aus. „Mailand“, sagte er, „nachdem, was ich sagen hörte .... so soll es kein Ort sein, wo Einer jetzt hingehen sollte; wenn ihn nicht etwa die größte Noth dazu zwingt.“

„Also dauert auch heute der Lärm noch fort?“ fragte der Neugierige immer zudringlicher.

„Man müßte dort gewesen sein, um es zu wissen“, sagte Renzo.

„Ihr kommt also nicht von Mailand?“

„Ich komme von Liscate“, antwortete der Jüngling kurz hin, der indessen seine Antwort überlegt hatte. Er sagte darin keine Lüge, denn er war durch das Dorf durchgegangen und den Namen hatte er unterwegs von einem Wandersmann erfahren, der ihm dieses Dorf als das erste bezeichnet hatte, durch welches er gehen müsse, um nach Gorgonzola zu kommen.

„Oh!' rief der zudringliche Freund aus, als ob er sagen wollte: du würdest besser daran gethan haben, von Mailand zu kommen, doch Geduld. „Und in Liscate wußte man nichts von Mailand?“ fragte er weiter.

„Es ist sehr leicht möglich, daß man dort von der Sache etwas wußte“, antwortete der Bergbewohner, „aber ich habe nichts davon gehört.“

Er äußerte diese Worte auf eine Weise, als wollte er sagen: jetzt ist mirs genug. Der Neugierige kehrte zu seiner Gesellschaft zurück; einen Augenblick später kam der Wirth und trug auf.

„Wie weit ists von hier bis zur Adda?“ fragte ihn Renzo halblaut mit scheinbarer Gleichgültigkeit, wie wir diese schon bei verschiedenen Gelegenheiten an ihm bemerkt haben.

„Bis zur Adda, um hinüber zu kommen?“ sagte der Wirth.

„So ists .... ja .... bis zur Adda.“

„Wollt Ihr über die Brücke von Cassano, oder meint Ihr die Fähre von Canonica?“

„Wo es ist .... ich frage nur so .... aus Neugierde.“

„Eh, ich wollte es nur wissen, weil das die Stellen sind, wo die ehrlichen Leute hinübergehen, die Leute, die sich ausweisen können.“

„Sehr schön; und wie weit ists bis dahin?“

„Ihr könnt rechnen, daß es zu dem einen, wie bis zu dem andern Punkt ungefähr sechs Miglien sein werden.“

„Sechs Miglien! für so weit hielt ich es nicht!“ sagte Renzo, und fuhr gleichgültig fort: „wenn nun Einer schneller hinkommen möchte, giebt es da keinen kürzern Weg?“

„Es wird wohl einen geben“, antwortete der Wirth und sah Renzo mit einem neugierigen und boshaften Blick fest ins Gesicht. Dies reichte hin, daß unserm Jüngling jede andere Frage, die er noch thun wollte, auf der Zunge erstarb. Er zog die Schüssel nach sich, und indem er den Wein ansah, den der Wirth gleichfalls auf den Tisch gestellt hatte, sagte er: „Ist er auch rein?“

„Wie Gold“, sagte der Wirth, „fragt alle Leute im Dorfe und in der Umgegend, die sich darauf verstehen; kostet ihn nur.“ Mit diesen Worten trat er zu den andern Gästen hin.

— Die verdammten Wirthe! — dachte Renzo bei sich — je mehr ich ihrer kennen lerne, desto schlimmer finde ich sie. — Nichtsdestoweniger ließ er sich das Essen schmecken und horchte zugleich, ohne es sich merken zu lassen, wie man hier über die Ereignisse dächte, bei welchen er selbst nicht wenig betheiligt war; auch wollte er sich überzeugen, ob unter den Schwätzern hier sich nicht vielleicht ein rechtschaffener Mann befände, den ein armer ehrlicher Junge vertrauensvoll um Auskunft des Weges angehen könne, ohne daß er zu fürchten brauchte, erst seine ganze Lebensgeschichte beichten zu müssen.

„Aber!“ hub Einer an, „diesmal scheint es doch, als hätten die Mailänder Ernst machen wollen. Nun, morgen spätestens werden wir etwas mehr wissen.“

„Mich reut es sehr, daß ich heute Morgen nicht nach Mailand gegangen bin“, sagte ein Anderer.

„Wenn du morgen gehen willst, so gehe ich mit“, sprach ein Dritter; „ich auch, ich auch“, sagten mehrere Andere.

„Was ich wissen möchte", nahm der Erste wieder das Wort, „ob die Herrschaften in Mailand auch wohl an die armen Landleute denken, oder ob sie die Gesetze nur für sich machen. Ihr kennt sie doch, he? die stolzen Bürger, die da denken, sie seien allein auf der Welt."

„Wir haben auch unsern Mund, nicht bloß um zu essen, sondern auch um unsere Meinung zu sagen", äußerte ein Anderer mit einer Stimme, die um so bescheidener klang, je verwegener der Ausspruch war; „und wenn die Sache einmal im Gange ist...." Er hielt es für gerathener, den Satz nicht zu vollenden.

„Verstecktes Getreide liegt nicht bloß in Mailand", fing ein Mensch an, der finster und tückisch drein schaute. In demselben Augenblick vernahm man den Hufschlag eines nahenden Pferdes. Alle laufen nach der Thür, und kaum haben sie den Herannahenden erkannt, so eilen sie ihm Alle entgegen. Es war ein Kaufmann aus Mailand, der mehrere Male des Jahres in Geschäften nach Bergamo reiste und gewöhnlich die Nacht in diesem Wirthshause zubrachte; da er fast immer dieselbe Gesellschaft dort fand, so war er mit Allen bekannt geworden. Alle machten sich um ihn zu schaffen; der Eine faßt den Zügel, der Andere den Steigbügel. „Willkommen, willkommen!"

„Gott grüß euch."

„Ist die Reise gut abgelaufen?"

„Recht gut; und ihr hier, wie geht es euch?"

„Gut, gut. Was bringt Ihr Neues aus Mailand?"

„Eh, seht mir doch die Neugierigen!" sagte der Kaufmann, stieg ab und übergab das Pferd einem jungen Burschen. „Und am Ende", fuhr er fort, indem er mit der Gesellschaft in das Haus trat, „und am Ende wißt ihr vielleicht schon mehr davon als ich."

„Nein, wahrhaftig, wir wissen noch gar nichts", sagte mehr als Einer und legte die Hand dabei auf die Brust.

„Ist es möglich?" sagte der Kaufmann. „Nun ihr werdet Gutes ... und Schlimmes zu hören bekommen. Heda, Wirth, mein Bett steht doch leer? Gut, einen Becher Wein, und mein gewohntes Abendessen; geschwind, denn ich will mich zeitig niederlegen, um morgen mit dem Frühsten wieder fort zu kommen,

damit ich zu Mittag in Bergamo bin. Und ihr", fuhr er fort und ließ sich am andern Ende des Tisches nieder, Renzo gegenüber, der ruhig da saß, „ihr habt also gar nichts von den Teufelsgeschichten gehört, die gestern ausgeübt sind?"

„Von gestern, ja, davon haben wir gehört."

„Nun da wißt ihr ja, was es Neues giebt!" versetzte der Kaufmann. „Ich sagte es gleich; ihr steht hier immer auf der Lauer und mustert Jeden, der hier durch muß ...."

„Aber heute, wie ist es heute hergegangen?"

„Ah heute. Von heute wißt ihr nichts?"

„Nicht das Mindeste; es ist noch Niemand hier durchgekommen."

„Laßt mich erst die Lippen anfeuchten; und dann will ich euch die heutigen Geschichten erzählen. Ihr werdet staunen." Er füllte den Becher, nahm ihn in die rechte Hand, hob mit den beiden ersten Fingern der linken den Schnauzbart in die Höhe, trank und fuhr fort, „heute, lieben Freunde, fehlte wenig und der Tag wurde noch stürmischer wie gestern. Es scheint mir fast unglaublich, daß ich jetzt hier sitze und mit euch schwatze, denn ich hatte schon jeden Gedanken an die Reise aufgegeben; ich wollte daheim bleiben, um meine Habseligkeiten zu bewachen."

„Was Teufel war denn los?" rief einer der Zuhörer.

„Der Teufel war los, hört zu." Und indem er das Fleisch, das vor ihm stand, schnitt und sich schmecken ließ, fuhr er in seiner Erzählung fort. Die Gesellschaft stand um den Tisch herum und hörte mit offenem Munde zu; Renzo, der eben seine letzten Bissen verzehrte, saß scheinbar theilnahmlos da, und doch hörte er vielleicht mit größerer Aufmerksamkeit zu, als alle Andern.

„Die Schurken also, die gestern den entsetzlichen Lärm gemacht haben, fanden sich heute Morgen auf den verabredeten Posten wieder ein; — sie waren miteinander im Einverständniß und Alles war schon vorbereitet — sie rotteten sich zusammen, und fingen dieselbe Geschichte wieder an, zogen von Straße zu Straße und schrien das Volk heran. Als sie glaubten, daß Leute genug beisammen seien, brachen sie nach dem Hause des Herrn Proviantverwalters auf, als ob sie mit den Grausamkeiten, die

sie gestern an dem würdigen Herrn verübt, noch nicht genug hätten. O die Schurken! Und was sie für Lügen gegen ihn hervorbrachten! gegen diesen braven, pünktlichen Herrn! ich kann das wohl sagen, denn ich bin ihm ergeben und ich liefere ihm das Tuch für die Livree seiner Dienerschaft. Sie brachen also nach seinem Hause auf; man mußte das schuftige Gesindel sehen, was für Gesichter! denkt euch, sie zogen auch an meinem Laden vorbei; was für Gesichter! .... die Juden in der Via Crusis sind nichts dagegen. Und die Reden, die sie ausstießen! Man hätte sich die Ohren zustopfen mögen, wenn's nicht gefährlich gewesen wäre, die Schelme auf sich aufmerksam zu machen. Sie gingen also mit der guten Absicht um, zu plündern; aber ...." Und hier hob er die linke Hand in die Höhe, spreizte die Finger auseinander und hielt die Spitze des Daumens an die Nasenspitze.

„Aber?" riefen fast alle Zuhörer zugleich aus.

„Aber", fuhr der Kaufmann fort, „sie fanden die Straßen mit Wagen und Balken verrammelt und hinter der Barricade stand eine schöne Reihe Soldaten mit geladenen Flintenbüchsen, um auf sie los zu feuern, wie sie es verdienten. Als sie diese Vorbereitung gewahr wurden .... Was hättet ihr wohl gethan?"

„Zurückgegangen."

„Richtig; so machten sie's auch. Aber seht einmal, ob sie nicht vom Teufel besessen waren. Sie stehen auf dem Cordusio, sie sehen den Ofen vor sich, den sie schon gestern hatten plündern wollen; und was geschah in dem Bäckerladen? Man theilte das Brod an die Kunden aus; und es standen Edelleute dabei aus den edelsten Geschlechtern, um darüber zu wachen, daß alles in guter Ordnung bliebe; die Kerle aber .... der Teufel war in sie gefahren, wie ich schon sagte, und der war's auch, der sie anstachelte .... wie wüthende Stiere in den Laden hinein; nimmst du, ich nehme auch und in einem Nu Edelleute, Bäcker, Kunden, Brode, Kasse, Bänke, Backtröge, Kasten, Säcke, Mehlbeutel, Kleie, Mehl, Teig, Alles zu unterst zu oberst."

„Und die Soldaten?"

„Die Soldaten hatten das Haus des Proviantverwalters zu schützen; Niemand kann zweien Herren dienen. Die Sache war im Nu abgemacht, sage ich euch; sie stahlen, was sie nur stehlen konnten. Darnach machen sie es auch wie gestern, schleppen die Ueberbleibsel auf den Platz und zünden ein Freudenfeuer daraus an. Schon fingen die Hallunken an heraus zu schleppen, als ein noch ärgerer Hallunke, rathet einmal, mit was für einem Vorschlag herausrückte.“

„Nun?“

„Alles zu einem Haufen in dem Laden zusammen zu werfen, und Haus und Haufen in Brand zu stecken. Gesagt, gethan ...“

„Sie haben's wirklich in Brand gesteckt?“

„Geduld. Einem rechtschaffenen Manne, der dabei stand, gab der Himmel einen guten Gedanken ein. Er lief hinauf in die Stuben, suchte ein Crucifix, fand es, hing es an einen Fensterbogen, nahm vom Kopfende eines Bettes zwei geweihte Kerzen, zündete sie an, und stellte sie auf das Fensterbrett, rechts und links vom Crucifix. Das Volk schaut hinauf. — Aber in Mailand, das muß man sagen, ist noch immer Gottesfurcht. — Sie gingen in sich, die Meisten, will ich sagen; es waren zwar Teufelskerle darunter, die aus Raubgier sogar das Paradies in Brand gesteckt hätten; wie sie aber sahen, daß das Volk anders gesinnt war, mußten sie davon abstehen und sich ruhig verhalten. Nun rathet einmal, wer ganz unverhofft dazu kam. Alle Domherren in Prozession, mit dem Kreuze, in Chorkleidern; und der ehrwürdige Herr Erzbischof fing auf der einen Seite an zu predigen und der ehrwürdige Herr Beichtvater auf der andern und nach ihnen wieder Andere: Aber lieben Leute! was habt ihr vor? Ist das das Beispiel, das ihr euren Kindern gebt? geht nach Hause; ihr sollt wohlfeiles Brod haben; geht und seht, die Taxe ist an den Ecken angeschlagen.“

„War es wahr?“

„Teufel! Glaubt ihr, daß die ehrwürdigen Domherren in großem Ornate aufziehen, um Possen zu reißen?“

„Und was that das Volk?“

„Es verlief sich nach und nach; sie traten an die Straßenecken, und, wer lesen konnte, der fand wirklich die Taxe an-

geschlagen. Stellt euch vor, ein Soldobrod zu acht Unzen Gewicht."

„Welches Glück!"

„Das Glück blüht, wenn's nur lange dauert. Wißt ihr, wie viel Mehl sie zwischen gestern und heute Morgen vergeudet haben? Zwei Monate hätte das Herzogthum davon erhalten werden können."

„Und für uns hier außen haben sie gar kein Gesetz gegeben?"

„Was für Mailand geschehen ist, das ist alles auf Kosten der Stadt geschehen. Was soll ich euch sagen: für euch wird geschehen, was Gott will. Ein Glück, daß der Lärm ein Ende hat; noch habe ich euch nicht Alles erzählt; jetzt kommt erst das Gute."

„Was giebt's denn noch weiter?"

„Gestern Abend oder heute früh, gleichviel, sind viele von den Aufwiegelern festgenommen worden und es ist auch gleich bekannt gemacht, daß sie an den Galgen kommen. Kaum verbreitete sich das Gerücht, so machte Jeder, daß er nach Hause kam, um nicht auch festgenommen zu werden. Als ich Mailand verließ, glich es einem Mönchskloster."

„Werden sie sie wirklich hängen?"

„Warum nicht! und das gleich", antwortete der Kaufmann.

„Und was wird das Volk thun?" fragte derselbe, der die vorige Frage gethan hatte.

„Das Volk? das wird zusehen", sagte der Kaufmann. „Sie hatten so große Lust, einen Christenmenschen unter freiem Himmel sterben zu sehen, daß sie, die Schurken! dem Herrn Proviantverwalter den Garaus machen wollten. Statt seiner werden sie nun vier Schelme haben, mit allen Formalitäten bedient, von den Kapuzinern und von der Brüderschaft „des guten Todes" begleitet; es sind Kerle, die es verdient haben. Ihr seht, es giebt eine Vorsehung; es mußte so kommen. Sie hatten schon eine wahre Lust daran, in die Läden einzubrechen und sich zu nehmen, was da war, ohne in den Geldbeutel zu greifen; hätte man sie schalten und walten lassen, so wäre nach dem Brode der Wein an die Reihe gekommen, und so Eins nach dem Andern .... Ihr könnt euch selbst denken, ob die Schelme einen so bequemen Ge-

brauch freiwillig hätten abschaffen wollen. Ich kann euch versichern, für einen rechtschaffenen Mann, der ein offenes Geschäft führt, war die Geschichte keine Kleinigkeit."

„Gewiß", sagte einer der Zuhörer. „Gewiß, gewiß", stimmten die Andern mit ein.

„Und die Geschichte war schon seit lange im Werke", fuhr der Kaufmann fort und wischte sich den Bart mit dem Tischtuch, „es war eine Verschwörung, wißt ihr?"

„Es war also eine Verschwörung?"

„Ja, eine Verschwörung. Lauter Kabalen von den Navarresern angestiftet und von dem Kardinal da in Frankreich, ihr wißt ja, wen ich meine, der so einen halb türkischen Namen hat und der täglich auf neue Streiche sinnt, um die Krone Spaniens zu ärgern. Aber vor allem hat er es auf Mailand abgesehen; denn er weiß recht gut, der Fuchs, daß hier die Stärke des Königs steckt."

„Wahrhaftig."

„Wollt ihr den Beweis sehen? Wer das größte Geschrei gemacht hat, das waren Fremde; es trieben sich Gesichter herum, die sich in Mailand noch niemals hatten blicken lassen. Da hätte ich eben bald vergessen, euch noch eine Geschichte zu erzählen, die ich für ganz gewiß gehört habe. Die Gerechtigkeit hatte in einem Wirthshause Einen erwischt." — Renzo, der nicht eine Sylbe von dem Gespräch verloren, wurde bei der Berührung dieser Seite von Schauder ergriffen und schrak zusammen, ehe er noch daran dachte, sich zu beherrschen. Niemand hatte indessen darauf geachtet, und der Redner sprach weiter, ohne seine Erzählung zu unterbrechen — „man weiß noch nicht recht, aus welcher Gegend er ist, wer ihn abgeschickt hat, oder was für eine Art Kerl er eigentlich ist; auf jeden Fall aber war er ein Aufwiegeler. Schon gestern hatte er im größten Getümmel sich wie der Teufel geberdet und damit noch nicht zufrieden, hatte er noch angefangen zu predigen und auch so einen hübschen Vorschlag auf's Tapet gebracht, denn die vornehmen Herren sollten Alle abgeschlachtet werden. Der Schurke! Wovon sollten die armen Leute wohl leben, wenn sie die hohen Herren todtschlügen? Die Gerechtigkeit, die hinter

ihm her war, packte ihn aber auch; sie fanden eine Menge Briefe bei ihm und steckten ihn ins Gefängniß; aber was geschah? Seine Spießgesellen, die bei dem Wirthshause Wache hielten, liefen Alle herbei und befreiten ihn, den Hallunken."

„Und was ist aus ihm geworden?"

„Man weiß es nicht; er wird sich aus dem Staube gemacht haben; oder sitzt noch in Mailand versteckt. Solche Kerle haben weder Dach noch Fach und finden überall ein Loch, worin sie sich verkriechen können; jedoch nur so lange, als der Teufel ihnen helfen kann und will; ehe sie sich's versehen, laufen sie auch einmal an; denn wenn der Apfel reif ist, fällt er zur Erde. Für jetzt weiß man gewiß, daß die Gerechtigkeit die Briefe an sich genommen hat und daß der ganze Anschlag darin steht; und es heißt, daß Viele darin verwickelt sind, die übel wegkommen werden."

Unserm Renzo war sein ganzes Abendessen zu Gift geworden. Es däuchten ihm tausend Jahre ehe er aus dem Wirthshause, aus dem Dorfe hinauskam; mehr als zehnmal sagte er zu sich selbst: fort, fort! Aber die Besorgniß, Verdacht zu erregen, die immer mehr zunahm, beherrschte alle seine Gedanken und hielt ihn auf der Bank wie festgenagelt.

„Eben deshalb", sagte Einer aus dem Haufen, „weil ich schon weiß, wie diese Geschichten ablaufen und daß ehrliche Leute immer schlecht dabei wegkommen, darum habe ich mich nicht von der Neugierde verleiten lassen, sondern bin ruhig zu Hause geblieben."

„Nun, habe ich mich etwa gerührt?" sagte ein Anderer.

„Ich?" fügte ein Dritter hinzu, „wenn ich zufällig gerade in Mailand gewesen wäre, ich hätte jedes Geschäft im Stich gelassen und würde schnell wieder heim gelaufen sein. Ich habe Weib und Kind; und die Wahrheit zu sagen, ich mache mir aus dem Lärm nichts."

In diesem Augenblick ging der Wirth, der ebenfalls ein aufmerksamer Zuhörer gewesen, an das andere Ende des Tisches, um nach dem Fremden zu sehen. Renzo ergriff die Gelegenheit, winkte den Wirth zu sich heran, bat um die Rechnung, bezahlte sie, ohne zu knausern, obgleich in seiner Börse Ebbe war, und ging, ohne

ein Wort zu sagen, zur Thür hinaus. Unter dem Schutze der Vorsehung schlug er die entgegengesetzte Richtung des Weges ein, auf dem er gekommen.

Siebenzehntes Kapitel.

Ein Wunsch ist oftmals schon genug, um den Menschen zu verstimmen; nun denke man sich, wenn zwei auf einmal ihn beherrschen, der eine mit dem andern im Kampfe. In dem armen Renzo tobten schon seit mehreren Stunden zwei solcher Wünsche; er wollte seinen Weg fortsetzen, und zugleich sollte ihn Niemand sehen. Die unglücklichen Reden des Kaufmanns hatten diese beiden Wünsche über alle Maßen gesteigert. Sein Abenteuer hatte also Lärm gemacht; man ging darauf aus, ihn einzufangen; wer weiß, wie viele Häscher unterwegs waren, um auf ihn Jagd zu machen! Als er Gorgonzola verließ, läuteten die Glocken zum Ave Maria, und die einbrechende Dunkelheit ließ die Gefahr immer mehr verschwinden; dennoch blieb er nur sehr ungern auf der Landstraße, und nahm sich vor, den ersten Seitenweg einzuschlagen, der ihm die Richtung zu verfolgen schien, die er zu nehmen hatte. Die vereinzelten Wanderer, die er anfangs noch traf, redete er nicht an; seine ängstliche Besorgniß, sich zu verrathen, band ihm die Zunge. Bald darauf bemerkte er zur Linken einen kleinen Nebenweg, den er einschlug. Wenn er jetzt Jemand angetroffen hätte, so würde er nicht mehr Anstand genommen haben, ihn nach dem Wege zu fragen; aber es zeigte sich keine Seele. Er ging also immer vorwärts.

Die Furcht vor Verfolgung oder Entdeckung, die ihm die Reise am Tage so sehr verbittert hatte, beunruhigte ihn jetzt nicht mehr; aber wie viele andere Dinge bestürmten ihn um so gewaltsamer! Die Finsterniß, die Einsamkeit, die immer mehr zunehmende, fast schon schmerzhafte Ermüdung; es wehte ein stiller, gleichmäßiger, aber scharfer Nachtwind, der ihm nur schädlich sein

konnte, denn er war noch in denselben Kleidern, in welchen er zur Trauung gehen und darnach sogleich im Triumphe nach Hause zurückkehren wollte; was aber seine Lage noch mühseliger machte, war das Herumwandern auf's Gerathewohl, dies Suchen nach einem sichern Ruhepunkt.

Wenn es sich traf, daß er durch irgend ein Dorf mußte, so schlich er behutsam vorwärts, schaute sich jedoch überall um, ob irgendwo eine Thür noch offen stände; aber er sah nichts als hier und da einen schwachen Lichtschein, der durch irgend ein papiernes Fenster schimmerte und der vermuthen ließ, daß die Leute im Hause noch wachten. Wenn er sich auf der einsamen Landstraße allein befand, so blieb er oft stehen und horchte, ob er nicht das erwünschte Geräusch der Adda vernähme; aber vergebens. Er hörte nichts als Hundegeheul, welches bald kläglich, bald drohend aus irgend einem einsamen Gehöfte durch die Lüfte drang. Näherte er sich einem solchen, so ging das Geheul in ein heftiges, wüthendes Bellen über, und wenn er vor der Thür vorüberging, sah er, wie das grimmige Thier mit der Schnauze wüthend fast gegen die Thür stieß und sein Geheul noch verdoppelte; dann verging ihm die Lust anzuklopfen und um ein Obdach zu bitten. Wenn aber auch kein bellender Hund dagewesen wäre, so würde er doch nicht den Versuch gewagt haben. —

So ging's weiter und immer weiter; endlich kam er in eine Gegend, wo das angebaute Land sich in eine Haide von Binsen und Farrenkraut verlor. Er meinte aus diesen Zeichen auf die Nähe eines Flusses schließen zu dürfen und wanderte auf dem Fußpfade immer weiter in die Haide hinein. Nach einigen Schritten stand er still und horchte; umsonst. Die Trostlosigkeit der Wanderung wuchs mit der Oede der Gegend; kein Maulbeerbaum, keine Rebe, noch irgend ein anderes Zeichen des menschlichen Fleißes, woran er vorher auf seinem Wege noch eine Art Unterhaltung gefunden hatte. Nichtsdestoweniger schritt er immer vorwärts, und um gewisse Bilder und Erscheinungen, von denen er als Kind hatte erzählen hören, sich aus dem Sinne zu schlagen oder zu beschwichtigen, sagte er im Gehen mit halblauter Stimme Gebete für die Todten her.

Nach und nach gerieth er zwischen höheres Gesträuch von Dorngebüsch, Schlehen und jungen Eichen. Er schritt immer vorwärts, viel mehr aus Ungeduld, als aus Lust; hin und wieder erblickte er einen einzelnen Baum, und bemerkte endlich, noch immer denselben Fußpfad verfolgend, daß er in einen Wald trat. Er empfand einen gewissen Schauder, hinein zu gehen; doch überwand er ihn und schritt gleichsam wider Willen vorwärts. Je tiefer er hinein kam, je unheimlicher wurde ihm zu Muth. Die Bäume, die er von Weitem sah, stellten sich ihm als seltsame, unförmliche Wundergestalten dar; der Schatten der leicht bewegten Wipfel, der auf dem mondhellen Pfade zitterte, erfüllte ihn mit grauenhaften Gefühlen; selbst das Rascheln der trockenen Blätter unter seinen Füßen klang seinem Ohre widerwärtig. Die Beine wollten immer vorwärts eilen, und doch vermochten sie ihn kaum noch vor Müdigkeit zu tragen. Kalt und feucht blies ihm der Nachtwind ins Gesicht; es schauerte ihn und der letzte Rest von Lebenskraft schien ihm zu schwinden. Es war ihm, als wollte der Unmuth und das Entsetzen, mit welchen seine Seele schon eine Weile kämpfte, ihn plötzlich übermannen. Er war nahe daran, ganz zu verzagen; er fürchtete sich vor sich selber und versuchte den alten Muth in sein Herz wieder zurückzurufen. Indem er sich so auf einen Augenblick wieder neu belebt fühlte, stand er still und sann nach; er beschloß, auf dem schon zurückgelegten Wege die Wildniß wieder zu verlassen und auf das letzte Dorf, durch welches er gekommen, geradeweges loszugehen, zu Menschen zurückzukehren und dort, wär's auch in einem Wirthshause, ein Obdach zu suchen. Während er noch so dastand, während das Geräusch seiner Tritte im Laubwerk am Boden schwieg, und kein Laut sich rings umher vernehmen ließ, da ist ihm, als höre er ein fernes Gemurmel, das Rauschen eines Flusses. Er steht ganz Ohr; es ist kein Zweifel mehr, „es ist die Adda!“ ruft er laut in seiner Herzensfreude aus, als hätte er einen Bruder, einen Freund, einen Retter aus der Noth, gefunden. — Verschwunden ist die Ermüdung, das Blut strömt wieder in den Adern, er fühlt sich frei und leicht, die Seele faßt neuen Muth, die Furchtbarkeit seiner Lage ist gehoben, und keinen Augenblick besann er sich, dem rettungbringenden Ge-

räusche der Wellen folgend, sich immer weiter in den Wald hinein zu vertiefen.

Nach wenigen Minuten gelangte er an das Ende der Ebene, an den Rand eines hohen Ufers, blickte durch die Gebüsche, welche es weit umher bedeckten, und sah in der Tiefe das fließende Wasser glänzen. Dann erhob er den Blick und sah die weite Ebene des andern Ufers, an dem hier und da eine Dorfschaft lag, darüber hinaus Anhöhen, und auf einer derselben gewahrte er eine große weiße Fläche, in welcher er eine Stadt zu erkennen meinte, die gewiß keine andere als Bergamo war. Er stieg von dem Abhang ein wenig herunter, bog mit Armen und Händen das Gesträuch auseinander, blickte hinab, ob vielleicht irgend eine Barke auf dem Flusse zu sehen sei, und lauschte, ob sich Ruderschläge vernehmen ließen; doch er sah und hörte nichts. Wäre es ein kleineres Wasser gewesen, so würde Renzo sich schnell hinein gemacht haben, um es zu durchwaten; bei der Adda aber, wußte er wohl, war ein solcher Versuch nicht ohne Gefahr zu wagen.

Indessen ging er ruhig und kaltblütig mit sich selbst zu Rathe, was er beginnen sollte. Auf einen Baum klettern und dort die Morgenröthe erwarten, die vielleicht noch sechs Stunden ausbleiben konnte, bei der Nachtluft, in solcher Kleidung würde ihn die Kälte ganz erstarrt haben. Die ganze Zeit über hin und her laufen, um sich in Bewegung zu erhalten, würde gegen die feuchte kalte Luft wenig geholfen haben; auch hätte er seinen armen Beinen zu viel zugemuthet, die schon mehr als ihre Schuldigkeit geleistet hatten. Da fiel ihm ein, daß er auf einem der Felder an der wüsten Haide eine der kleinen Hütten gesehen hatte, welche mit Stroh gedeckt, aus Stämmen und Zweigen gebaut, die mit Lehm verbunden sind, den mailändischen Bauern dazu dienen, um während des Sommers die Ernte der benachbarten Felder aufzubewahren, und in denen sie die Nacht zuzubringen pflegen, um ihr Gut zu bewachen; in den übrigen Jahreszeiten stehen sie verlassen. Renzo gedachte sogleich die Hütte zu seiner Nachtherberge zu wählen; er machte sich auf dem Fußpfad wieder zurück, ging durch den Wald, durch Gebüsch und Haide, kam auf das beackerte Feld und schritt auf die Hütte zu. Eine kleine wurmstichige, aus-

einander gegangene Thür, ohne Schloß und Riegel, war an den Eingang angelehnt. Renzo öffnete sie und trat hinein. Drinnen sah er ein Geflecht aus Bast und Zweigen liegen, eine Art Hängematte; auf dem Boden lag etwas Stroh herum, und er dachte, daß sich hier wohl ein angenehmes Schläfchen halten ließe.

Ehe er sich aber auf das Lager hinstreckte, welches ihm die Vorsehung bereitet hatte, kniete er nieder, um ihr für diese Wohlthat und für allen Beistand, den sie ihm in diesen schrecklichen Tagen geleistet hatte, zu danken. Darnach sprach er sein gewöhnliches Gebet und bat Gott um Vergebung, daß er es am Abend vorher unterlassen hatte, und, um mit seinen eigenen Worten zu reden, wie ein Hund schlafen gegangen sei, wenn nicht gar noch ärger.

Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, so begann in seiner Erinnerung, oder in seiner Einbildung — ich vermag nicht genau zu sagen wo — ein solches Hin- und Herwogen von Menschen, daß an Schlaf für ihn nicht zu denken war. Der Kaufmann, der Notar, die Häscher, der Schwertfeger, der Gastwirth, Ferrer, der Proviantverwalter, die Gesellschaft im Wirthshause, all das Getümmel in den Straßen, dann Don Abbondio, Don Rodrigo, alle diese Gestalten, mit denen Renzo zu thun gehabt hatte und deren Erinnerung mit Schmerz oder Groll vermischt war, stiegen vor ihm auf.

Nur an drei Gestalten knüpften sich für ihn keine bitteren Erinnerungen und unter diesen waren es vorzüglich zwei, die, obwohl sehr verschieden von einander, doch in dem Herzen des Jünglings eng verbunden waren: ein schwarzer Zopf und ein weißer Bart. Was für eine Nacht, armer Renzo! welche die fünfte seines Ehestandes hätte sein sollen! Was für ein Hochzeitbette! nach was für einem Tage! und was wird der nächste Morgen bringen, was für Tage werden ihm noch folgen! — Wie Gott es will — dachte Renzo. Sein Wille geschehe. Er wird uns nicht lange, nicht lange leiden lassen. So seufzte er dem kommenden Morgen entgegen und maß mit Ungeduld den trägen Lauf der Stunden. Er maß ihn, sage ich, denn mit jeder halben Stunde hörte er in der tiefen Stille, die rings umher herrschte, die lauten Schläge einer

Thurmuhr. Ich denke mir, es muß die Uhr von Trezzo gewesen sein. — Als die Glockenschläge zum ersten Male so ganz unerwartet an sein Ohr schlugen, ohne daß er sich irgend eine Vorstellung machen konnte, woher sie kämen, machten sie einen geheimnißvollen, feierlichen Eindruck auf ihn, wie die Warnungsstimme eines unbekannten Wesens.

Endlich schlug die Glocke fünf Uhr. Um diese Zeit wollte Renzo wieder aufbrechen. Er richtete sich halb erstarrt in die Höhe, kniete, sprach andächtiger als sonst sein Morgengebet, streckte und reckte die Glieder, um sie wieder zu beleben, blies in die Hände, rieb sie und öffnete dann die Hütte. Zuerst ließ er die Augen rings umher schweifen, ob vielleicht Jemand in der Nähe zu sehen wäre; da sich aber Niemand blicken ließ, so versuchte er den Fußsteig vom vorigen Abend wieder zu finden; er fand ihn bald und setzte seinen Weg fort.

Der Himmel verhieß einen schönen Tag; auf der einen Seite stand der blasse Mond und blickte glanzlos aus dem unermeßlichen Raume eines gräulich schimmernden Himmelsblau, das sich gegen Osten hin in ein gelbliches Rosenroth auflöste. Tiefer unten am Horizonte zogen sich einige dunkelblaue Wolken zusammen; die fernsten waren mit einem feurigen Streifen umsäumt, der immer klarer und heller wurde; im Süden zogen andere leichte Wölkchen herauf und glänzten, so zu sagen, in tausend unbestimmten Farben; es war der lombardische Himmel in seiner ruhigen Schönheit und Pracht. Wenn Renzo sich zu seinem Vergnügen hier befunden hätte, so würde er gewiß aufwärts geschaut und diese Morgendämmerung bewundert haben, die ein ganz anderes Ansehen hatte, wie er sie in seinen Bergen gewohnt war zu sehen; aber er achtete nur auf seinen Weg, schritt eilig vorwärts, um sich zu erwärmen und schnell das Ziel zu erreichen. Er ging durch Felder, durch Gestrüpp und Büsche hindurch, durchzog den Wald, schaute sich nach allen Seiten um, und fast schämte er sich jetzt seiner Angst und Furcht, die er vor wenig Stunden erst hier ausgestanden hatte. So kommt er an das Ufer des Flusses und schaut hinab; zwischen den Hecken hindurch erblickt er einen kleinen Fischernachen, der langsam stromaufwärts fährt und sich dicht an den Rand des Ufers

hält. Augenblicklich klettert er auf dem kürzesten Wege zwischen den Dorngebüschen hinab und steht am Ufer; er ruft ganz leise dem Fischer zu und winkt ihm, als wollte er ihn um einen nur ganz geringfügigen Dienst bitten, daß er landen möchte. Der Fischer überläuft mit einem Blick das ganze Ufer, blickt aufmerksam vor sich und hinter sich, wird endlich unsers Renzo ansichtig und landet. Renzo, der am äußersten Rande des Ufers mit einem Fuße schon fast im Wasser stand, erfaßt die Spitze des Nachens und springt hinein.

„Würdet Ihr mich wohl für Geld und gute Worte", sagte er, „nach dem andern Ufer übersetzen?"

Der Fischer hatte es schon errathen und lenkte den Nachen nach jener Seite hin. Während dessen sah Renzo auf dem Boden der Barke ein anderes Ruder liegen, bückt sich und ergreift es.

„Sachte, sachte", rief ihm der Schiffer zu; als er aber sah, mit welcher Geschicklichkeit der Jüngling das Ruder zu handhaben wußte, sagte er: „Aha, ich sehe wohl, Ihr versteht das Handwerk."

„Ein Bischen", antwortete Renzo und setzte das Ruder mit einer Kraft und Gewandtheit in Bewegung, die den Meister verrieth. Indem er so rüstig zuruderte, warf er zuweilen einen scheuen Blick nach dem Ufer, von welchem sie sich entfernten, schaute dann ungeduldig nach dem andern hinüber und es verdroß ihn, daß sie die Ueberfahrt nicht schneller machen konnten, weil der Strom zu reißend war, um ihn geradeweges zu durchschneiden; die Barke mußte theils mit der Strömung, theils gegen dieselbe hinüber zu kommen suchen. Wie in allen nicht ganz reinen Angelegenheiten die Schwierigkeiten erst während der Ausführung sich zeigen, so empfand auch unser Renzo jetzt, als er die Adda so zu sagen fast hinter sich hatte, eine peinliche Unruhe, weil er nicht sicher war, ob an jenem Ufer auch wirklich die Grenze sei, oder ob nicht vielleicht nach Ueberwindung dieses Hindernisses ihm wieder ein neues entgegentrete. Er rief also dem Fischer zu und deutete mit dem Kopfe nach jener weißen Fläche, die schon in der Nacht vorher seine Aufmerksamkeit erregt hatte und die ihm

jetzt noch deutlicher erschien. „Ist jene weiße Fläche dort Bergamo?“ fragte er.

„Die Stadt Bergamo“, antwortete der Fischer.

„Und jenes Ufer dort ist auch bergamaskisch?“

„Das Land steht unter dem Schutze San Marco.“

„San Marco soll leben!“ rief Renzo. Der Fischer schwieg.

Sie stoßen endlich ans Ufer; Renzo springt aus der Barke, dankt Gott still in seinem Herzen und dem Fährmann mit Worten; dabei griff er in die Tasche, zog eine Berlinga heraus, was bei seinen Umständen jetzt keine kleine Entäußerung war, und reichte sie dem braven Manne hin. Dieser warf noch einen Blick auf das mailändische Ufer, sah den Fluß herauf und herunter, streckte die Hand aus, nahm die Gabe, steckte sie ein, legte den Zeigefinger an die Lippen und sagte dann mit einem bedeutungsvollen Blick „Glückliche Reise!“ und fuhr zurück.

Damit die so schnelle Dienstfertigkeit dieses Fischers gegen einen Unbekannten den Leser nicht allzu sehr in Erstaunen setze, müssen wir ihm mittheilen, daß dieser Mann öfters von Banditen und Schleichhändlern um eine gleiche Gefälligkeit angegangen wurde, und daß er gewöhnt war, ihnen diesen Dienst zu erweisen, nicht allein des geringen Gewinnes wegen, sondern auch, um sich unter dieser Menschenklasse keine Feinde zu machen.

Renzo stand noch einen Augenblick am Ufer still und betrachtete das gegenüber liegende Land, dessen Boden noch kurz vorher ihm fast unter den Füßen brannte. — Gott sei Dank, daß ich heraus bin! war sein erster Gedanke. — Fahr wohl, verwünschtes Land — war sein zweiter, der Abschied vom Vaterlande. Dann aber dachte er an diejenigen, die er in der Heimat zurückließ. Er kreuzte die Arme über der Brust, blickte in das Wasser hinab, das zu seinen Füßen rauschte und seufzte: O schlimme Welt! Doch genug; Gottes Wille geschehe. —

Darauf kehrte er den traurigen Gegenständen den Rücken, machte sich auf den Weg und nahm jene weiße Fläche am Abhange des Berges als Zielpunkt, bis er Jemand fände, der ihn zurechtweisen könnte. Man mußte sehen, mit welcher Ungezwungenheit er auf die Wanderer zutrat und, ohne Zaudern oder

viele Worte zu machen, den Namen jenes Dorfes nannte, wo sein Vetter wohnte, und sie nach dem Wege dahin fragte. Von dem Ersten, an den er sich wandte, erfuhr er, daß er noch neun Miglien zurückzulegen hatte.

Die Wanderung dahin war keine angenehme. Ohne von den Sorgen zu sprechen, die Renzo sich machte, wurde sein Auge jeden Augenblick durch traurige Gegenstände gefesselt, aus denen er schließen konnte, daß er in dem Lande, welches er jetzt betrat, denselben Mangel wieder finden würde, den er in der Heimat verlassen hatte.

— Wer weiß, — überlegte er, — ob ich dort mein Auskommen habe? ob die Arbeit noch so geht, wie in den früheren Jahren? doch Bartolo hat es immer gut mit mir gemeint, er ist ein braver Junge und hat mich so oft gebeten hin zu kommen; er wird mich nicht verlassen. Und die Vorsehung, die mir bis jetzt beigestanden hat, die wird mir auch weiter helfen. —

Indessen nahm seine Eßlust, die er schon seit einiger Zeit verspürte, von Meile zu Meile zu; und obwohl Renzo meinte, die zwei oder drei Miglien, die er noch zu machen hatte, sich ohne Einkehr behelfen zu können, so dachte er doch wieder, daß es unanständig wäre, wenn er bei seinem Vetter gleich wie ein hungriger Bettler erscheine, der ihm zum ersten Gruß entgegen ruft: „Gieb mir zu essen." Er zog seinen ganzen Reichthum aus der Tasche und zählte ihn auf der flachen Hand zusammen. Die Rechnung erforderte keine große Rechenkunst; indessen hatte er noch so viel, um eine kleine Mahlzeit bezahlen zu können. Er trat also in ein Wirthshaus, stillte seinen Hunger und behielt sogar, als er die Zeche bezahlt hatte, noch einige Soldi übrig.

Beim Heraustreten sah er vor der Thüre so dicht, daß er fast darüber gestolpert wäre, zwei Frauen am Boden liegen, eine bejahrte und eine jüngere, mit einem kleinen Kinde an der Brust, das, nachdem es vergebens zu saugen versucht hatte, jämmerlich schrie; alle drei bleich wie der Tod; neben ihnen stand ein Mann, an dessen Gesicht und Körperbau man noch die Spuren ehemaliger Kraft sehen konnte, die jetzt durch das lange Elend fast gänzlich

gebrochen schien. Alle drei streckten Renzo die Hand entgegen. Keiner sprach ein Wort; welche Bitte wäre beredter gewesen?

„Die Vorsehung hilft!“ sagte Renzo und griff gleich in die Tasche, nahm die wenigen Soldi, die er noch übrig hatte, heraus, legte sie in die Hand, die ihm am nächsten war, und setzte seinen Weg fort.

Die Mahlzeit und das gute Werk (wir sind nun einmal aus Leib und Seele zusammengesetzt) hatten alle seine Gedanken wieder ermuthigt und heiter gestimmt. Sicherlich gewann er dadurch, daß er seine letzten Soldi auf diese Weise weggegeben, mehr Vertrauen zu der Zukunft, als er gewonnen haben würde, wenn er zehnmal so viel gefunden hätte. Denn wenn die Vorsehung die letzten Heller eines armen Flüchtlings, der selbst nicht wußte, wovon er leben sollte, für diese Unglücklichen bestimmte, die ohne ihn heute hier am Wege umgekommen wären, wie sollte sie ihn im Stiche lassen, dessen sie sich zu dem guten Werke bedient, und dem sie ein so lebhaftes, so starkes und so festes Vertrauen zu ihrer Sorgfalt eingeflößt hatte? Dies war ungefähr der Gedanke des Jünglings; wenn auch nicht so klar, als ich ihn hier ausgedrückt habe. Indem er während des übrigen Weges seine Lage überdachte, wurde er nach und nach ruhiger und klarer über dieselbe. Die Theuerung mußte doch endlich wieder aufhören und jedes Jahr brachte ja eine neue Ernte; dabei hatte er seinen Vetter Bartolo und sein Handwerk; auch hatte er zu Hause noch ein kleines Sümmchen Geld, mit dem er sich helfen konnte und das er sich sogleich wollte nachschicken lassen. Damit konnte er im schlimmsten Falle so lange, bis die Theuerung aufhörte, sein Leben fristen. Und ist dann endlich die gute Zeit wieder da — fuhr Renzo in seinen Gedanken fort — so wird die Arbeit auch wieder tüchtig gehen; die Brodherren reißen sich um die mailändischen Arbeiter, weil diese sich auf das Handwerk am besten verstehen; die mailändischen Arbeiter tragen die Nase sehr hoch; wer geschickte Leute haben will, muß sie bezahlen; man hat sein Auskommen und kann noch ein wenig auf die Seite legen; man läßt den Frauen dann schreiben, daß sie nachkommen sollen .... Doch warum so lange warten? Hätten wir nicht drüben mit der kleinen

Ersparniß auch den Winter über durchkommen müssen? So können wir auch hier damit auskommen, und Pfarrer giebt's überall.

Er kam in dem Dorfe des Vetters an; ehe er noch einen Fuß hinein gesetzt hatte, fällt ihm schon ein hohes Haus mit ungewöhnlich großen Fenstern in die Augen; er erkennt eine Spinnerei, geht hinein und fragt zwischen dem Getöse der Räder, die durch Wasser getrieben wurden, mit lauter Stimme, ob ein gewisser Bartolo Castagneri hier wohne.

„Herr Bartolo? dort ist er."

— Herr! ein gutes Zeichen — dachte Renzo, sieht seinen Vetter und läuft auf ihn zu. Dieser dreht sich um, erkennt den Jüngling und ruft: „Hier bin ich." Ein Ih! der Ueberraschung; beide umarmen und umhalsen sich wechselseitig. Nach dem ersten herzlichen Empfang zieht Bartolo unsern Jüngling aus dem Geräusch der Werkstatt, wie aus den Augen der Neugierigen mit sich fort in eine andere Stube und sagt: „Ich freue mich, dich zu sehen, aber du bist doch ein verwünschter Junge. Ich hatte dich so oft eingeladen und du wolltest immer nicht kommen; jetzt kommst du nun gerade zu einer so schlimmen Zeit."

„Was soll ich dir sagen", sprach Renzo, „ich bin nicht aus freien Stücken gekommen." Darauf erzählte er in aller Kürze, jedoch nicht ohne große Gemüthsbewegung, seine traurige Geschichte.

„O armer Renzo!" sagte Bartolo. „Du hast auf mich gebaut und ich werde dich nicht verlassen. Es ist freilich jetzt keine Nachfrage nach Arbeitern; es behält ein Jeder nur die seinigen, um das Geschäft nicht ins Stocken gerathen zu lassen; aber der Herr will mir wohl und sein Geschäft blüht. Und wenn ich aufrichtig zu dir sprechen soll, so verdankt er es zum größten Theile mir; ich will mich nicht damit rühmen, aber es ist so; er hat's Geld und ich die Geschicklichkeit. Ich bin hier der beste Arbeiter, weißt du? um es dir gerade heraus zu sagen, das Factotum. Arme Lucia Mondella! Ich erinnere mich ihrer so gut, als ob ich sie gestern noch gesehen hätte; ein gutes Mädchen! Immer die Andächtigste in der Kirche; und wenn man an ihrem kleinen Häuschen vorüber ging .... mir ist, als sähe ich es vor mir, das Häuschen,

draußen vor dem Dorfe, mit dem schönen Feigenbaum, der über die Mauer ragt . . . ."

„Laß uns nicht davon sprechen."

„Ich wollte auch nur sagen, daß man an dem Häuschen vorübergehen konnte, wann man wollte, man hörte immer die Haspel, die sich drehte und drehte. Und dieser Don Rodrigo! der war schon zu meiner Zeit auf schlimmen Wegen; aber jetzt wird er ja ganz und gar des Teufels, wenn ihm der liebe Herrgott nicht bald einen Zügel anlegt. Also, wie ich dir schon sagte, man hat auch hier ein wenig von dem Hunger zu leiden . . . . aber, da fällt mir ein, wie steht's denn mit deinem Appetit?"

„Ich habe erst kürzlich unterwegs gegessen."

„Und mit dem Gelde, wie steht's da?"

Renzo streckte die eine Hand aus, führte sie zum Mund und blies leicht darüber hin.

„Thut nichts", sagte Bartolo, „ich habe welches. Verliere nur den Muth nicht; wir können nur wünschen, daß mit Gottes Hülfe die Dinge so bald als möglich ein anderes Ansehen bekommen; dann giebst du mir's wieder, wenn du's übrig hast."

„Ich habe noch eine kleine Baarschaft zu Hause; die will ich mir schicken lassen."

„Schön; indessen aber rechne auf mich. Gott hat mir Gutes gethan, damit ich wieder Gutes thun kann. Und wenn ich es nicht an Verwandten und Freunden thue, an wem soll ich's thun?"

„Ich habe auch auf die Vorsehung vertraut!" rief Renzo aus und drückte dem guten Vetter tiefgerührt die Hand.

„In Mailand haben sie also einen solchen Lärm gemacht", fing dieser wieder an, „die sind wohl dort Alle toll geworden Auch hier war schon die Rede davon; du mußt mir die Geschichte ausführlicher erzählen. Was werden wir uns Alles miteinander zu erzählen haben! Hier geht's ruhiger her, wie du siehst, und sie fangen die Sache doch etwas klüger an. Die Stadt hat zweitausend Last Getreide von einem Händler aus Venedig gekauft; es ist zwar aus der Türkei, aber wenn man Hunger hat, nimmt man's nicht so genau. Jetzt höre aber erst das Neueste; das Neueste ist, daß die hohen Herren von Verona und Brescia den

Durchgang versperren und sagen: hier kommt kein Getreide durch. Was thun die Bergamasker? Sie schicken Lorenzo Torre nach Venedig, einen Mann, der dir den Mund auf dem rechten Fleck hat. Dieser ist dann schnell hingereist, hat sich dem Dogen vorgestellt und gesagt, was denn den hohen Herren eigentlich einfiele? Und eine Rede soll er gehalten haben! eine Rede, sagen sie, die man drucken lassen könnte. Sie haben doch Respect vor einem Manne, der die Worte zu setzen versteht! Denn gleich kam der Befehl, das Getreide durchzulassen; und nicht allein, daß die hohen Herren es jetzt durchlassen, sie müssen ihm auch noch ein Geleite zur Bewachung mitgeben; er ist jetzt unterwegs. Und so hat man auch an die Dörfer gedacht. Ein anderer Mann, Giovanbatista Biava, Nunzio von Bergamo in Venedig, der hat dem Senat begreiflich gemacht, daß die Leute hier auf dem Lande auch Hunger litten, und sogleich hat der Senat viertausend Scheffel Hirse bewilligt. Die wird jetzt auch mit zum Brode verbraucht. Und dann, brauche ich es erst noch zu sagen? wenn kein Brod mehr da ist, essen wir Zukost. Jetzt aber will ich dich zu meinem Herrn führen; ich habe ihm schon so oft von dir gesprochen, er wird dich gut aufnehmen. Ein guter Bergamasker von altem Schlage; ein biederer Mann. Er erwartet dich freilich jetzt nicht, aber wenn er deine Geschichte hört .... und dann weiß er auch die Arbeiter zu schätzen, denn die Theuerung geht vorüber, aber das Geschäft geht fort. Doch vor allen Dingen muß ich dich auf Etwas aufmerksam machen. Weißt du, wie sie uns Mailänder hier nennen?"

„Nun, wie denn?"

„Füchse."

„Das klingt gerade nicht schön."

„Es ist aber so; wer im Mailändischen geboren ist und im Bergamaskischen leben will, der muß sich den Namen ruhig gefallen lassen. Das Volk hier nennt einen Mailänder gerade so einen Fuchs, wie's einen Edelmann Euer Gnaden nennt."

„Nun, wer sich's bieten läßt, denke ich ...."

„Mein Junge, wenn du dir den Fuchs hier nicht gefallen lassen willst, so denke nicht daran, hier leben zu wollen. Du

müßtest das Messer immer bei der Hand haben; und nehmen wir einmal an, du hättest zwei, drei oder vier abgestochen, so würde man dich am Ende auch abschlachten, um dann hernach mit drei oder vier Mordthaten auf dem Gewissen vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen!"

„Ja, du hast Recht; am Ende meinen sie es auch nicht so schlimm ...."

„Nun, wenn du so denkst, so wird alles gut gehen. Komm also mit zum Herrn und fasse Muth."

Es ging auch wirklich alles gut, wie es Bartolo verheißen hatte; wir halten es daher für überflüssig, darüber noch ausführlicher zu berichten. Es waltete in der That eine Vorsehung, denn wir werden gleich sehen, ob Renzo sich auf die kleine Baarschaft, die er zu Hause hinterlassen, Rechnung machen konnte.

Achtzehntes Kapitel.

An dem nämlichen Tage, dem 13. November, langte bei dem Bürgermeister von Lecco ein Eilbote an und überbrachte ihm eine Depesche von dem Stadthauptmann, die den Befehl enthielt, alles aufzubieten, um durch gehörige Nachforschungen zu ermitteln, ob ein gewisser junger Mensch, Namens Renzo Tramaglino, ein Seidenspinner, der aus der Gewalt praedicti egregii domini capitanei entflohen, palam vel clam in sein Dorf, ignotum zur Zeit, verum in territorio Leuci, zurückgekehrt sei; quod si compertum fuerit sic esse, so sollte der besagte Bürgermeister suchen, quanta maxime diligentia fieri poterit, ihn in seine Gewalt zu bekommen; ihn gehörig gefesselt, videlicet mit guten Handschellen, derweil die Unzulänglichkeit der Manschetten bei genanntem Subject erwiesen, ins Gefängniß abführen lassen, und daselbst unter strenger Aufsicht halten, um ihn demjenigen auszuliefern, der beordert ist, ihn abzuholen; sowohl im Betretungsfalle als im Nichtbetretungsfalle accedatis ad domum praedicti Laurentii Tramalini;

et facta debita diligentia, quidquid ad rem repertum fuerit auferatis; et informationes de illius prava qualitate, vita et complicibus sumatis, und über alles Gesagte und Gethane, über Alles, was gefunden und nicht gefunden, was er mitgenommen und zurückgelassen, diligenter referatis.

Nachdem der Bürgermeister sich, soviel es in menschlichen Kräften lag, vergewissert hatte, daß das Subject nicht in die Heimat zurückgekehrt war, ließ er den Schulzen des Dorfes zu sich kommen und begab sich unter seiner Führung nach dem bezeichneten Hause; der Notar und eine Anzahl Häscher begleiteten ihn dahin. Das Haus ist verschlossen; der, welcher die Schlüssel dazu hat, ist weder zu sehen, noch zu finden. Die Schlösser werden losgerissen; man geht dabei schnell zu Werke, wie es die Pflicht erheischt; das heißt, man verfährt wie in einer mit Sturm eingenommenen Stadt.

Das Gerücht von diesem gerichtlichen Besuche verbreitet sich sogleich wie ein Lauffeuer durch die ganze Gegend und dringt bis zu den Ohren des Pater Cristoforo; dieser fragt, ebenso erstaunt, wie betrübt, Diesen und Jenen, um über die Veranlassung einer so unerwarteten Thatsache einiges Licht zu erhalten; aber da er nichts als leere Vermuthungen erfährt, so schreibt er sogleich an den Pater Buonaventura, von dem er bestimmtere Nachrichten zu erlangen hofft. Indessen werden Renzo's Verwandte und Freunde verhört, um Alles, was sie von seiner boshaften Gemüthsart wissen, auszusagen. Tramaglino zu heißen ist ein Unglück, eine Schande, ein Verbrechen; das ganze Dorf ist gegen ihn. Nach und nach bringt man heraus, Renzo sei in Mailand der Gerechtigkeit unter den Händen entwischt und dann verschwunden; es geht das Gerücht, er habe etwas Ungeheueres begangen; da man aber nicht anzugeben weiß, was er verübt, erzählt man sich hundert verschiedene Geschichten. Je mehr diese übertrieben werden, je weniger Glauben finden sie in dem Dorfe, wo Renzo als ein rechtschaffener junger Mensch bekannt ist. Man vermuthet und flüstert einander in die Ohren, daß die ganze Geschichte nichts als eine Kabale sei, die von dem gewaltthätigen Don Rodrigo ausgehe, um seinen armen Nebenbuhler ins Unglück zu stürzen. So viel ist

sicher, daß man zuweilen auch den Schurken Unrecht thun kann, wenn man nur nach den Einflüsterungen der Leute urtheilt, ohne die Thatsachen genau zu kennen.

Wir aber, die wir die Thatsachen so zu sagen in der Hand haben, können bezeugen, daß Don Rodrigo diesmal keinen Antheil an Renzo's Unglück hatte, wenn er sich auch darüber freute, als ob es sein Werk wäre; vorzüglich triumphirte er gegen seinen Vetter, den Grafen Attilio. — Dieser hätte sich, seinen früheren Absichten gemäß, jetzt schon in Mailand befinden müssen; auf die ersten Nachrichten jedoch, die er von dem Tumult erhielt, hatte er es für rathsamer gehalten, bis auf bessere Nachrichten auf dem Lande zu verweilen; um so mehr, da er Viele beleidigt hatte und mit Recht fürchten mußte, es könnte Einer von den Vielen, die sich nur aus Ohnmacht ruhig verhielten, die günstige Gelegenheit benutzen, um für Alle Rache zu nehmen. Dieser Aufschub währte jedoch nicht lange; schon der Befehl aus Mailand zu Renzo's Verhaftung war ein Zeichen, daß die Dinge dort wieder den gewöhnlichen Gang genommen hatten; die Nachrichten, die gleich darauf eintrafen, bestätigten dies. Graf Attilio reiste gleich darauf ab; vorher aber stachelte er seinen Vetter noch tüchtig an, das Unternehmen nicht aufzugeben, sondern bei dem einmal gefaßten Vorsatze zu beharren; er seinerseits versprach alles daran zu setzen, ihn sobald als möglich von dem Mönche zu befreien. Der glückliche Zufall mit dem lumpigen Nebenbuhler kam hierbei außerordentlich gut zu statten. Kaum war Graf Attilio abgereist, so kehrte der Graue wohlbehalten von Monza zurück und berichtete seinem Herrn, was er ausgekundschaftet hatte: Lucia habe in dem und dem Kloster unter dem Schutze der und der Dame ein Unterkommen gefunden; sie lebe daselbst so eingezogen, als ob sie auch eine Nonne sei, setze niemals den Fuß auf die Straße und wohne dem Gottesdienst hinter einem vergitterten Fensterchen bei; das mißfalle jedoch Vielen, die wer weiß was von ihren Abenteuern reden gehört und von ihrer Schönheit Wunderdinge vernommen hatten und nun gern sehen wollten, was daran wäre.

Nach diesem Berichte wurde Don Rodrigo ganz und gar des Teufels. So viele seinem Plane günstige Umstände entflamm-

ten seine Leidenschaft, die ein Gemisch von Ehrgeiz, Wuth und Bosheit war, nur noch mehr. Ein Kloster in Monza, wäre selbst keine Fürstin darin gewesen, war dennoch für Don Rodrigo's Zähne eine zu harte Nuß; seine Phantasie mochte noch so sehr um diese Zufluchtsstätte herumschwärmen, er fand weder Mittel noch Wege hineinzudringen, weder durch Gewalt noch mit List. Er war nahe daran, das Unternehmen ganz und gar aufzugeben; schon wollte er nach Mailand gehen und war entschlossen, einen Umweg zu nehmen, um Monza nicht zu berühren, wollte sich dort, umgeben von seinen Freunden, in rauschende Vergnügungen stürzen, um durch heitere Gedanken den einen qualvollen Gedanken zu verscheuchen. Aber die Freunde — nur ein wenig vorsichtig mit diesen Freunden. Anstatt Zerstreuung in ihrer Gesellschaft zu finden, blühte ihm vielleicht nur Aerger und Verdruß. Denn Attilio hatte gewiß schon alles ausposaunt und sie Alle erwartungsvoll gestimmt. Von allen Seiten würde man ihn mit Fragen über die Bergbewohnerin bestürmen, und was sollte er antworten? Er hatte sich angestrengt, hatte Alles versucht, und was hatte er erreicht? Er hatte eine Verpflichtung auf sich genommen, die im Grunde wenig ehrenvoll für ihn war; ei was! wer kann immer seine Neigungen beherrschen? es kommt darauf an, sie zu befriedigen; und wie dieses Versprechen lösen? Von einem Bauer und von einem Mönche so schmachvoll behandelt und überlistet! Hu! Ein günstiges Geschick hatte nun ganz unverhofft den Einen, ein gescheidter Freund den Andern bei Seite geschafft, und der Gimpel, der gar keine Mühe davon gehabt, wußte diese Vortheile nicht zu benutzen und zog sich feige aus der Verlegenheit. Der Schimpf war so groß, daß er den Blick zu einem Edelmanne nie wieder erheben durfte, ohne jeden Augenblick zum Degen greifen zu müssen. Und wie konnte er nach seinem Lustschlosse zurückkehren, in einer Gegend verweilen, wo er, abgesehen von der unaufhörlich prickelnden Erinnerung seiner Leidenschaft, auch noch die Schmach eines verfehlten Streiches zu ertragen hätte? Würde nicht der öffentliche Haß gegen ihn ebenso sehr zunehmen, wie der Ruf seiner Macht abnehmen? Würde er nicht auf dem Gesichte jedes Stallknechtes, sogar unter seinen Verneigungen, die bitteren

Worte lesen: „Du hast's hinunterschlucken müssen, ich freue mich darüber!“

Der Weg der Ruchlosigkeit ist breit, sagt hier das Manuscript; aber damit ist nicht gesagt, daß er auch bequem sei; er hat seine Steine des Anstoßes, über die man stolpern kann, und hat auch seine Hindernisse und Beschwerlichkeiten, obwohl er abwärts geht.

Unserem Don Rodrigo, der ihn weder verlassen, noch zurückgehen, noch stehen bleiben wollte, und doch von selbst nicht vorwärts kommen konnte, fiel dennoch ein Mittel ein, von dem er glaubte, daß es ihm weiter helfen würde; es sollte ihm ein Mensch Hülfe leisten, dessen Hände oft weiter reichten, wie kaum die Blicke der Andern; ein Mensch oder ein Teufel, für welchen die Schwierigkeit bei einem Unternehmen gerade ein Sporn war, sich damit zu befassen.

Aber auch dieses Mittel hatte seine Schwierigkeiten und Gefahren, die um so bedenklicher waren, je weniger sie sich berechnen ließen; denn hatte er sich einmal mit diesem Menschen eingelassen, der ein eben so mächtiger als gefährlicher Genosse war, so konnte Niemand voraussehen, wie weit die Sache gehen würde.

Don Rodrigo trug sich mit diesen Gedanken mehrere Tage herum und war unschlüssig, was er thun sollte. Inzwischen kam ein Brief von seinem Vetter Attilio an, der ihm anzeigte, daß der Anschlag wohl eingeleitet sei. Auf den Blitz folgte auch gleich der Donnerschlag; denn eines schönen Morgens hörte man, Pater Cristoforo habe das Kloster von Pescarenico verlassen. Dieser gute, so schnelle Erfolg, der Brief Attilio's, der sehr ermuthigte und mit Schimpf und Spott drohte, stimmten Don Rodrigo für den gefährlichen Entschluß immer geneigter. Den letzten Stoß gab ihm die unerwartete Nachricht, daß Agnese nach ihrem Hause zurückgekehrt sei; ein Hinderniß weniger bei Lucia. Wir geben von diesen beiden Ereignissen Rechenschaft und beginnen mit dem letzteren.

Die beiden armen Frauen hatten sich kaum in ihrem Zufluchtsorte niedergelassen, so verbreitete sich in Monza, und folglich auch im Kloster, die Nachricht von dem Aufruhr in Mailand.

An diese erste große Nachricht schlossen sich eine unendliche Menge kleinerer, die immerfort zunahmen und sich jeden Augenblick veränderten. Die Schaffnerin, welche von ihrer Zelle aus das eine Ohr nach der Straße, das andere nach dem Kloster hin offen hatte, sammelte die Nachrichten von hier und von dort und theilte sie ihren Gästen mit.

„Zwei, Sechs, Acht, Vier, Sieben hat man ins Gefängniß gesteckt; sie werden gehängt werden, ein Theil bei dem Krückenofen, ein Theil am Eingang der Straße, wo der Proviantverwalter wohnt .... Ei, ei, jetzt merkt aber auf! Einer aus Lecco oder da herum hat sich durchgemacht. Den Namen weiß ich nicht; es wird aber schon noch Einer kommen, durch den ich ihn erfahre, damit wir sehen, ob ihr ihn kennt."

Da Renzo gerade an dem verhängnißvollen Tage in Mailand angekommen sein mußte, so wurden die Frauen durch diese Nachricht nicht wenig beunruhigt, vorzüglich Lucia. Nun aber stellen wir uns vor, wie ihnen zu Muthe ward, als die Schaffnerin ihnen hinterbrachte: „Der Hallunke, der sich durchgemacht hat, um nicht gehängt zu werden, ist aus eurem Dorfe, ein Seidenspinner, der sich Tramaglino nennt; kennt ihr ihn?"

Lucia, die dasaß und irgend ein Tüchelchen säumte, ließ die Arbeit aus den Händen fallen; sie wurde so blaß, daß die Schaffnerin es gewiß bemerkt hätte, wenn sie ihr näher gewesen wäre. Aber sie stand mit Agnesen auf der Schwelle; diese, obwohl auch sehr bestürzt darüber, konnte sich doch mehr beherrschen, und um etwas zu erwiedern, sagte sie, daß sich in einem kleinen Dorfe allerdings alle kennen; sie kenne ihn auch, könne aber nicht fassen, wie ihm so etwas begegnet wäre, da er ein stiller, friedlicher Mensch sei. Darauf fragte sie, ob er auch wirklich entkommen und wohin.

„Entwischt ist er, das sagen sie Alle; wohin, weiß Niemand; vielleicht erwischen sie ihn noch; vielleicht ist er auch schon geborgen; kriegen sie ihn aber in die Klauen, euern stillen, friedlichen Menschen ...."

Hier wurde zum Glück die Schaffnerinn gerufen und ging; man stelle sich vor, in welcher Gemüthsstimmung Mutter und

Tochter zurückblieben. Tagelang mußten die arme Frau und das trostlose Mädchen in einer solchen Ungewißheit bleiben.

An einem Donnerstage endlich kam ein Mann nach dem Kloster, der nach Agnese fragte. Es war ein Fischhändler aus Pescarenico, der seinen gewöhnlichen Gang nach Mailand machte, um seine Waare abzusetzen; der gute Pater Cristoforo hatte ihn gebeten, wenn er durch Monza käme, einen kleinen Abstecher nach dem Kloster zu machen, die Frauen in seinem Namen zu grüßen, ihnen zu erzählen, was er von dem traurigen Geschick Renzo's wußte. Daß diese Gewißheit ein wahrer Balsam für Lucia's Betrübniß war, brauchen wir nicht erst zu sagen; ihre Thränen flossen sanfter; sie empfand einen größern Trost in den heimlichen Herzensergießungen gegen die Mutter; und in allen ihren Gebeten dankte sie Gott für die Rettung Renzo's.

Gertrud ließ sie oft in ihr besonderes Sprechzimmer kommen und unterhielt sich zuweilen sehr lange mit ihr, weil sie an der Unbefangenheit und Sanftmuth der Aermsten Gefallen fand und es gern hörte, daß diese sie in jedem Augenblick pries und segnete. Sie erzählte ihr auch im Vertrauen einen Theil — den reinsten Theil — ihrer Lebensgeschichte, was sie gelitten hatte, um hier weiter zu leiden; so ging jener erste Argwohn Lucia's in Mitleid über. Sie fand in dieser Geschichte hinlängliche Ursachen, um sich das zu erklären, was ihr in dem Benehmen ihrer Wohlthäterin ein wenig seltsam erschien; die guten Lehren, die ihr Agnese über den Verstand der vornehmen Herrschaften gegeben hatte, halfen dazu mit. Trotzdem sie sich aber getrieben fühlte, das Vertrauen zu erwiedern, welches Gertrud ihr bezeigte, hütete sie sich doch, derselben von ihrem Mißgeschick und ihrer neuen Angst und Sorge etwas zu verrathen: sie sagte ihr nicht, wie nahe jener entwischte Seidenspinner ihr stehe, um eine so schmähliche Kunde, die so schmerzvoll für sie war, nicht noch mehr zu verbreiten. So viel sie konnte, suchte sie auch den neugierigen Fragen auszuweichen, die Gertrud über die frühere Geschichte ihrer Verlobung that; hierbei waltete jedoch nicht die Rücksicht auf die Klugheit. Der armen Unglücklichen schien nämlich die Erzählung dieser Geschichte peinlicher und schwieriger, als alle, welche sie von der

Nonne gehört hatte, oder hören zu können glaubte. In denselben kamen Unterdrückung, Hinterlist, rohe und schlimme Dinge vor, die sich aber doch nennen ließen; in die ihrige mischte sich überall ein Gefühl, ein Wort, das ihr unaussprechlich schien, indem sie es auf sich bezog, und für welches sie niemals eine Umschreibung gefunden hätte, die ihr nicht unverschämt erschienen wäre, das Wort: Liebe!

Am folgenden Donnerstage kam jener Fischhändler wieder, brachte Grüße vom Pater Cristoforo und bestätigte abermals, daß Renzo glücklich entkommen sei.

Am dritten Donnerstage ließ sich der Fischhändler nicht sehen. Die armen Frauen entbehrten dadurch nicht nur den gewünschten und gehofften Trost, sie geriethen auch, wie es in so peinlicher und bedrängter Lage schon bei dem geringsten Vorfall geschieht, in Unruhe und plagten sich mit hunderterlei Gedanken. Schon früher hatte Agnese daran gedacht, einen Ausflug nach Hause zu machen; das Ausbleiben des verheißenen Boten brachte sie zu einem festen Entschluß. Lucia fiel die Trennung von der Mutter sehr schwer; aber die quälende Ungeduld, irgend etwas Näheres zu erfahren, und der Gedanke, daß sie in diesem so bewachten und heiligen Zufluchtsort sicher aufgehoben sei, siegten bald über ihre Bedenklichkeiten. Beide beschlossen, Agnese sollte den nächsten Tag sich aufmachen und den Fischhändler, der auf der Rückkehr von Mailand durch Monza mußte, auf der Landstraße erwarten und ihn bitten, sie auf seinem Karren mit in die Heimat zu nehmen. Sie traf ihn wirklich und fragte ihn, ob Pater Cristoforo ihm keinen Auftrag an sie gegeben; der Fischhändler aber war den ganzen Tag vor seiner Abfahrt auf dem Fischfang gewesen und hatte keine Nachricht von dem Mönche. Die arme Frau bat ihn um den Platz, den er ihr ohne Umstände einräumte; der Abschied von der Signora und von der Tochter war nicht ohne Thränen; mit dem Versprechen, gleich Nachricht zu geben und so schnell als möglich zurückzukehren, reiste Agnese ab.

Auf der Reise trug sich nichts Besonderes zu. Sie ruhten einen Theil der Nacht in einem Wirthshause aus, brachen, ehe es

Tag wurde, wieder auf und kamen schon früh in Pescarenico an. Agnese stieg auf dem kleinen Platze vor dem Kloster aus und ließ ihren Fuhrmann unter vielen „Gott lohn' es Euch" allein weiter ziehen; da sie einmal hier war, so wollte sie doch, ehe sie heim ginge, den guten Mönch, ihren Wohlthäter, sehen. Sie zog die Glocke; wer ihr öffnete, war Bruder Galdino, jener Olivensammler.

„Ei, liebe Frau, was führt Euch her?"

„Ich möchte den Pater Cristoforo sprechen."

„Pater Cristoforo? Der ist nicht hier."

„Oh! wird er wohl lange ausbleiben?"

„Weiß ich's ....?" sagte der Mönch achselzuckend und verbarg das kahle Haupt in die Kaputze.

„Wohin ist er gegangen?"

„Nach Rimini."

„Nach?"

„Nach Rimini."

„Wo liegt der Ort?"

„Weit, weit!" sagte Jener und fuhr mit dem Arm von oben nach unten durch die Luft, um eine große Entfernung anzudeuten.

„O ich Aermste! aber warum hat er sich so plötzlich dahin aufgemacht?"

„Der Pater Provinzial hat es gewollt."

„Warum schickt er gerade ihn fort, der hier so viel Gutes that? O du lieber Herrgott!"

„Wenn die Vorgesetzten von ihren Befehlen, die sie geben, Rechenschaft ablegen sollten, wo bliebe dann der Gehorsam, liebe Frau?"

„Wohl wahr; aber mich bringt es ins Unglück."

„Wißt Ihr, was es sein wird? Sie werden in Rimini einen guten Prediger gebraucht haben. — Wir haben freilich deren überall; aber zuweilen verlangt das Amt Einen, der wie dazu geboren ist —; der Pater Provinzial dort wird an den Pater Provinzial hier geschrieben haben, ob er Einen hat, der so und so beschaffen ist; und da hat unser Pater Provinzial gedacht, daß Pater

Cristoforo der rechte Mann dazu sei. Wie es sich denn jetzt auch herausstellt."

„Ach wir Aermsten! Seit wann ist er denn fort?"

„Seit Vorgestern."

„Da haben wir's! Hätte ich nur meiner Eingebung gefolgt und wäre einige Tage früher hergekommen! Und weiß man nicht, wann er ungefähr zurückkehrt?"

„Ei, liebe Frau! das kann vielleicht der Pater Provinzial nicht einmal wissen."

„O du lieber Herrgott!" rief Agnese von neuem, fast weinend aus, „was soll ich ohne diesen Mann anfangen? Er hat für uns gesorgt wie ein Vater! Das ist unser Unglück!"

„Hört, liebe Frau; Pater Cristoforo war in der That ein ganzer Mann, aber Ihr müßt wissen, daß wir hier auch noch andere menschlichgesinnte Männer haben, die ebenso klug sind und die auch mit Hohen und Niedrigen umzugehen wissen. Wollt Ihr den Pater Atanasio? Girolamo? oder Zaccaria? Der Pater Zaccaria ist ein gescheidter Mann. Ein Mann, wißt Ihr, der einen guten Rath zu geben weiß."

„Um Gotteswillen", rief Agnese aus, „was geht es mich an, ob ein Mann so oder so ist, wenn der gute Mann nicht mehr hier ist, der allein um unsere Sachen wußte und der schon alles ins Werk gesetzt hatte, um uns zu helfen."

„Dann müßt Ihr Euch in Geduld fassen."

„Das weiß ich", antwortete Agnese, „entschuldigt, daß ich Euch belästigt habe."

„Das thut nichts, liebe Frau; es thut mir leid um Euch. Wenn Ihr Einen unserer Väter noch später um Rath fragen wollt, so könnt Ihr immer wieder kommen. Auch werde ich bald um Oliven bei Euch wieder mit einsprechen."

„Lebt wohl", sagte Agnese und machte sich auf den Weg nach ihrem Dörfchen, betrübt und hoffnungslos, wie ein armer Blinder, der seinen Stab verloren hat.

Ein wenig besser als Bruder Galdino unterrichtet, können wir sagen, wie die Sache sich eigentlich verhielt. Graf Attilio war kaum in Mailand angekommen, so begab er sich, wie er es

Don Rodrigo versprochen, zu ihrem beiderseitigen Oheim, dem Mitgliede in der Rathsversammlung. — Diese Rathsversammlung bestand aus dreizehn Männern vom geistlichen wie vom weltlichen Stande, die dem Statthalter mit ihrem Rathe zur Seite standen, und starb dieser, oder wurde ein Anderer gewählt, so übernahmen sie während dessen die Regierung. — Der Graf Oheim, ein Herr vom geistlichen Stande und einer der Aeltesten im Rathe, genoß ein gewisses Ansehn in demselben; aber in der Art, wie er es geltend zu machen wußte, hatte er nicht seines Gleichen. Doppelsinnige Reden, ein bedeutungsvolles Schweigen, ein rechtzeitiges Ansichhalten, eine vielsagende Augensprache, Schmeicheleien ohne Versprechungen, höfliche Drohungen, alles dies war auf die Erhaltung seines Ansehns berechnet und durch alles dies erreichte er mehr oder weniger seinen Zweck. Sagte er: „in der Sache vermag ich nichts zu thun", so sagte er darin oftmals die reine Wahrheit; er sagte sie aber in solchem Tone, daß man ihm nicht glaubte; die Vorstellung von seinem Einflusse wurde auf diese Weise nur noch erhöht, bis er endlich diesen Einfluß auch in Wirklichkeit erreicht hatte. Das Ansehn des Grafen Oheim, welches so seit langer Zeit langsam, Schritt vor Schritt stieg, hatte kürzlich mit einem Male, wie man sagt, einen Riesenschritt gethan, durch einen Anlaß bei Hofe; über die Aufnahme, die ihm dort zu Theil geworden, mußte man ihn selbst erzählen hören. Kurz, der Graf Herzog hatte ihn mit besonderer Herablassung behandelt und würdigte ihn so sehr seines Vertrauens, daß er ihn einmal in Gegenwart, man kann sagen, des halben Hofes, fragte, wie ihm Madrid gefiele; und ein andermal hatte er, an einem Fenster mit ihm stehend, unter vier Augen zu ihm gesagt, daß der Dom zu Mailand doch der größte Tempelbau im ganzen Königreiche sei.

Als Graf Attilio den Graf Oheim ehrfurchtsvoll begrüßt hatte, überbrachte er ihm viele Empfehlungen von Don Rodrigo und sagte mit einer gewissen ernsten Haltung, die er zu Zeiten anzunehmen wußte: „Ich glaube meine Pflicht zu thun, ohne Rodrigo's Vertrauen zu mißbrauchen, wenn ich den Herrn Oheim von einer Angelegenheit unterrichte, die, wenn Sie dieselbe nicht

in die Hand nehmen, ernsthaft werden und Folgen nach sich ziehen kann ....“

„Wohl wieder einer von seinen Streichen, ich kann mir's denken.“

„Zur Ehre der Wahrheit muß ich bekennen, daß das Unrecht nicht auf Seiten Don Rodrigo's ist. Er ist entrüstet; und wie ich sage, Niemand als der Herr Oheim kann ....“

„Wir wollen sehen, laßt hören.“

„Es ist in dortiger Gegend ein Bruder Kapuziner, der mit Don Rodrigo im Streite liegt, und die Sache ist so weit gekommen, daß ....“

„Wie oft habe ich Euch nicht gesagt, ihm wie dir, daß man die Mönche auch ausessen lassen muß, was sie eingebrockt haben. Sie machen dem schon genug zu schaffen, der gezwungen ist .... sich mit ihnen einzulassen ....“ Hier keuchte er. „Ihr aber könnt ihnen ausweichen ....“

„Hier, Herr Oheim, ist es meine Pflicht, zu sagen, daß Rodrigo ihm gern ausgewichen wäre, wenn er gekonnt hätte. Es ist der Mönch, der mit ihm angebunden hat, der es darauf anlegt, ihn auf alle Weise zu reizen, der ....“

„Was Teufel hat denn dieser Mönch mit meinem Neffen zu schaffen?“

„Er ist vor allen Dingen als ein unruhiger Kopf bekannt, der sich ein Geschäft daraus macht, mit Edelleuten Händel zu suchen. Dieser beschützt nun, oder leitet, was weiß ich? eine junge Bauerndirne dort, und hat für dieses Geschöpf eine Menschenliebe .... ich will nicht gerade sagen eine verdächtige, aber doch eine sehr eifersüchtige, argwöhnische, sehr lebhafte Menschenliebe.“

„Verstehe, verstehe“, sagte der Oheim, und durch den dummen Ausdruck, den die Natur in sein Gesicht gelegt hatte, welchen er aber durch eine Menge von Kunstgriffen zu verdecken wußte, fuhr ein Zug von Bosheit, der sich auf diesem Gesichte sehr schön ausnahm.

„Seit einiger Zeit nun“, fuhr Attilio fort, „hat dieser Mönch sich in den Kopf gesetzt, Rodrigo habe Absichten auf die ....“

„Hat er sich in den Kopf gesetzt, in den Kopf gesetzt — ich kenne ihn auch den Herrn Don Rodrigo; um ihn in dergleichen Dingen zu rechtfertigen, bedürfte es eines andern Anwaltes als Sie, mein Herr.“

„Herr Oheim, daß Rodrigo sich vielleicht einmal einen Spaß mit der Dirne gemacht haben kann, bei irgend einer Begegnung auf der Straße, das will ich zugeben; er ist ein junger Mann und am Ende doch kein Kapuziner; doch mit so unbedeutenden Kleinigkeiten will ich den Herrn Oheim nicht unterhalten. Die Hauptsache ist, daß der Mönch angefangen hat, von Don Rodrigo zu sprechen, als wäre er ein lüderlicher Kerl, und daß er die ganze Gegend gegen ihn aufzuhetzen sucht ....“

„Und die andern Mönche?“

„Die kümmern sich nicht darum, weil sie ihn für einen Hitzkopf kennen; sie haben vor Don Rodrigo alle Achtung; auf der andern Seite aber steht der Mönch in großem Ansehn bei den Bauern, weil er bei ihnen den Heiligen zu spielen weiß, und ...“

„Er wird wohl nicht wissen, daß Rodrigo mein Neffe ist.“

„Ob er das weiß! Das ist es gerade, was ihn noch mehr des Teufels macht.“

„Wie? Was?“

„Er giebt selbst zu, es mache ihm eine große Freude, sich mit Rodrigo einzulassen, gerade weil er einen so mächtigen Verwandten zum Beschützer hat, wie Sie, Herr Oheim; er macht sich über die Großen und über die Staatsmänner lustig, weil der Strick des heiligen Francesco auch die Degen zusammen halte, und weil ....“

„Verwegener Mönch! Wie heißt er?“

„Bruder Cristoforo aus ***“, sagte Attilio; der Graf Oheim nahm aus einem Kästchen eines kleinen Tisches ein Notizbüchelchen und schrieb sich, keuchend vor Zorn, den unschuldigen Namen auf. „Er hat es von jeher so gemacht“, fuhr Graf Attilio inzwischen fort, „man kennt seinen Lebenslauf. Er war ein Mensch von niedriger Abkunft, der glaubte, weil er ein Paar Soldi in der Tasche hatte, er könnte sich mit den Edelleuten seines Ortes messen; und aus Wuth, daß er es nicht mit ihnen aufnehmen

konnte, brachte er Einen um's Leben; um den Händen der Gerechtigkeit zu entgehen, ward er Mönch."

„Nur weiter, weiter! Wir wollen es ihm anstreichen", sagte der Oheim wüthend.

„Jetzt möchte er vor Wuth bersten", fuhr Attilio fort, „weil ihm ein Plan zu Wasser geworden ist, der ihm sehr am Herzen lag; hieraus wird der Herr Oheim erkennen, was es für ein Mensch ist. Er wollte nämlich jene Dirne verheirathen; vielleicht um sie den Gefahren der Welt zu entziehen, Sie verstehen mich, oder aus irgend einem andern Grunde, kurz, er wollte sie um jeden Preis verheirathen; und er hatte ihn schon gefunden .... den Mann, auch so eine Kreatur von ihm, ein Subject .... das vielleicht auch der Herr Oheim dem Namen nach kennen wird; denn ich weiß für gewiß, daß der geheime Rath sich auch mit diesem erbärmlichen Subject hat befassen müssen."

„Wer ist er?"

„Ein Seidenspinner, Lorenzo Tramaglino, derselbe, welcher ...."

„Lorenzo Tramaglino!" rief der Graf Oheim. „Ei, ei, mein lieber Mönch! Ganz recht .... wahrhaftig .... er hatte einen Brief an einen .... Schade, daß .... doch es thut nichts; schon gut. Aber warum sagt mir denn der Herr Don Rodrigo von dem Allen nichts, warum läßt er die Sache so weit kommen und wendet sich nicht an den, der ihm beistehen und helfen kann?"

„Ich will auch hierin die Wahrheit sagen", fuhr Attilio fort. „Einerseits weiß er, wie viele Sorgen, wie viele Dinge der Herr Oheim im Kopfe hat ...." — dieser legte keuchend die Hand an den Kopf, als wollte er die große Anstrengung andeuten, die es ihm koste, alle diese Dinge zu behalten — „er machte sich ein Gewissen daraus", fuhr Attilio fort, „Ihnen noch eine Sorge mehr aufzubürden. Und dann, um alles frei heraus zu sagen, so viel ich habe merken können, ist er so aufgebracht und so außer sich über die Niederträchtigkeiten dieses Mönches, daß er in seiner Wuth lieber gleich selbst das Amt der Gerechtigkeit vollzöge, als dasselbe auf dem geraden Wege von der Klugheit und dem Arm des Herrn Oheim abzuwarten. Ich habe versucht, das Feuer zu

löschen; da ich aber sah, daß die Sache eine schlimme Wendung nahm, hielt ich es für meine Pflicht, den Herrn Oheim von Allem zu unterrichten, der am Ende doch das Haupt und die Stütze des Hauses ist, der ...."

„Ihr hättet besser gethan, ein wenig früher zu reden."

„Es ist wahr; aber ich hoffte immer, die Sache würde sich wieder beilegen lassen, oder der Mönch endlich wieder zur Besinnung kommen, oder vielleicht das Kloster wechseln, wie es ja bei diesen Mönchen, die bald hier, bald dort sind, öfters geschieht; dann hätte aller Streit ein Ende gehabt. Aber ...."

„Nun kommt es mir zu, den Streit zu schlichten."

„Das dachte ich auch. Ich sagte mir, der Herr Oheim mit seinem Scharfblick, mit seinem Ansehn, wird einem Scandal vorzubeugen wissen und Rodrigo's Ehre retten, die seine eigene ist. Dieser Mönch, sagte ich, hat es immer mit dem Strick des heiligen Francesco zu thun, aber um ihn bei Gelegenheit anzuwenden, braucht man den Strick des heiligen Francesco nicht um den Bauch gewickelt zu tragen. Dem Herrn Oheim stehen hunderterlei Mittel zu Gebote, die ich nicht kenne; ich weiß, daß der Pater Provinzial, wie es sich auch gehört, eine große Ehrerbietung und Nachgiebigkeit für ihn hat, und wenn der Herr Oheim meint, daß in diesem Falle das Beste sei, den jetzigen Aufenthaltsort des Mönches zu wechseln, so kann er durch zwei Worte ...."

„Ueberlassen Sie das Demjenigen zu bedenken, mein Herr, den es angeht", sagte der Graf Oheim nicht ohne Schärfe.

„Ah, es ist wahr!" rief Attilio mit einem leichten Kopfschütteln und lächelte dabei, als ob er sich selbst bemitleide. „Ich bin nicht der Mann darnach, dem Herrn Oheim Rathschläge zu ertheilen! Es war nur der Eifer für die Ehre des Hauses, der mich sprechen ließ. Ich fürchte sogar, noch ein größeres Uebel angerichtet zu haben", fügte er mit bedenklicher Miene hinzu, „ich fürchte, Don Rodrigo in der Meinung des Herrn Oheim geschadet zu haben. Ich würde mich nicht zufrieden geben, wenn ich die Schuld trüge, daß Sie dächten, Rodrigo hätte nicht volles Vertrauen zu Ihnen, oder die Unterwürfigkeit, die sich gegen einen

solchen Oheim geziemt. Glauben Sie nur, Herr Oheim, daß er gerade in diesem Falle ...."

„Nicht doch, nicht doch; wie solltet ihr euch Einer dem Andern schaden? Ihr werdet immer gute Freunde bleiben, so lange Einer nicht den Andern anklagt. Lüderliches Volk, das nichts als tolle Streiche macht, die ich wieder gut machen soll. Ihr verleitet mich noch zu Unbesonnenheiten .... ihr macht mir mehr Kopfbrechen, ihr Beide, als ...." (und hier denke man sich, wie er keuchte), „als alle die verwünschten Staatsangelegenheiten."

Attilio brachte noch eine Entschuldigung, ein Versprechen vor und empfahl sich. Beim Abschiede sagte der Graf Oheim noch: „Seid vernünftig", ein Wort, das er seinen Neffen stets mit auf den Weg gab.

Neunzehntes Kapitel.

Wenn Einer auf einem schlecht bestellten Acker irgend ein Kraut, zum Beispiel einen schönen Sauerampfer, sähe und genau wissen wollte, ob er aus einem auf diesem Acker gesäeten Körnchen hervorgegangen, oder aus einem Körnchen, welches der Wind dorthin getragen, oder ein Vogel hat fallen lassen, der könnte darüber nachdenken, so viel er wollte, er würde es nimmermehr herausbringen. So würden auch wir nicht zu sagen wissen, ob der Entschluß des Grafen Oheim, sich des Pater Provinzial zu bedienen, um jenen verwickelten Knoten auf die beste Art zu durchschneiden, aus seinem eigenen Hirne entsprungen, oder ob er durch die einschmeichelnden Reden des Neffen Attilio erweckt worden. So viel ist gewiß, daß Attilio dieses Wort vom Pater Provinzial nicht zufällig hingeworfen hatte; obgleich er sich wohl hätte denken können, daß bei einem so unverhüllt ausgesprochenen Rathe der argwöhnische Hochmuth des Grafen Oheim hinten und vorn ausschlagen würde, so hatte er doch um jeden Preis den Gedanken an dieses Hülfsmittel vor ihm aufblitzen lassen wollen, um ihm

den Weg anzudeuten, den er nach seinem Wunsche einschlagen sollte. Auf der andern Seite war dieses Hülfsmittel der Sinnesart des Grafen Oheim so angepaßt, die Umstände deuteten so auffallend darauf hin, daß man darauf wetten konnte, er wäre auch ohne irgend welche Einflüsterung darauf gefallen. Es kam darauf an, in einer bereits nur zu offenen Fehde einen Mann, der seinen Namen trug, und noch dazu sein Neffe war, nicht unterliegen zu lassen; ein höchst bedeutsamer Punkt für den Ruf seiner Macht, der ihm sehr am Herzen lag. Die Genugthuung, die der Neffe selbst nehmen konnte, hätte das Uebel nur noch verschlimmert und Ungemach über Ungemach hervorgebracht; man mußte ihn also so schnell als möglich daran zu verhindern suchen. Hätte er ihm befohlen, in diesem Augenblicke seinen Landsitz zu verlassen, so würde er es wahrscheinlich nicht gethan haben, und gehorchte er diesem Befehl, so hieß es das Feld räumen und sah wie eine Niederlage aus, welche die Familie vom Kloster erfahren. Verordnungen, gesetzliche Gewalt und dergleichen Schreckschüsse vermochten nichts gegen einen Widersacher dieses Standes; die weltliche und die Ordensgeistlichkeit war von aller Gerichtsbarkeit des Laienstandes völlig frei; nicht nur die Personen, auch die Orte, die sie bewohnten, was Jeder schon wissen muß, wenn er auch keine andere Geschichte, als die gegenwärtige gelesen hätte; was freilich auch nicht viel sagen will. Alles, was sich gegen einen solchen Gegner thun ließ, war, seine Entfernung nachzusuchen, und hierzu brauchte man den Pater Provinzial, von dessen Willen es abhing, ob der Mönch gehen oder bleiben sollte.

Nun bestand zwischen dem Pater Provinzial und dem Grafen Oheim eine alte Bekanntschaft; sie sahen sich selten, aber jedesmal unter großen Freundschaftsbezeigungen und hochtrabenden Versicherungen der Dienstfertigkeit.

Nachdem Alles wohl überlegt worden war, lud der Graf Oheim eines Tages den Pater Provinzial zu Mittag ein und ließ ihn mit gutem Vorbedacht einen Kreis von auserlesenen Tischgenossen finden.

Bei Tische brachte der gräfliche Hausherr das Gespräch rasch auf das Thema von Madrid. Rom lag ihm zu fern, aber in

Madrid wußte er Bescheid. Er sprach vom Hofe, vom Grafen Herzog, von den Ministern, von der Familie des Statthalters, von den Stiergefechten, die er vortrefflich zu beschreiben wußte, weil er sie von einem ausgezeichneten Platze aus gesehen hatte. Einige Zeit über hörte ihm die Gesellschaft wie ein Auditorium zu und war ganz Ohr, dann aber theilte sie sich in verschiedene Gruppen; er aber fuhr fort andere schöne Geschichten, wie im Vertrauen, dem Pater Provinzial zu erzählen, der neben ihm saß und ihn nach Herzenslust schwätzen ließ. Plötzlich jedoch gab er dem Gespräche eine andere Wendung, brach von Madrid ab, lenkte es von Hof zu Hof, von Würde zu Würde und blieb endlich bei dem Cardinal Barberini stehen, einem Kapuziner und Bruder des damaligen Papstes Urbano VIII. Der Graf Oheim mußte dann auch den Pater Provinzial ein wenig zu Worte kommen lassen und den Zuhörer abgeben und sich erinnern, daß nicht alle Leute nur für ihn da wären.

Bald darauf erhob man sich von Tische und der Graf-Oheim bat den Pater Provinzial, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen.

Zwei einflußreiche, in Erfahrungen ergraute Männer standen einander gegenüber. Der vornehme Herr bat den Pater unterthänigst, Platz zu nehmen, setzte sich ebenfalls und begann: „Bei der Freundschaft, die zwischen uns besteht, habe ich geglaubt, über eine Angelegenheit, die uns beide gleich sehr angeht und die unter uns abgemacht sein will, mit Euer Ehrwürden ein Wort sprechen zu müssen. Ich werde Ihnen also ohne Umschweife frei heraussagen, um was es sich handelt; ich bin sicher, daß wir nach zwei Worten mit einander einverstanden sind. Nun sagen Sie mir, ist nicht in Ihrem Kloster zu Pescarenico ein gewisser Pater Cristoforo aus ***?“

Der Provinzial nickte bejahend.

„Sagen mir Euer Ehrwürden doch einmal ganz aufrichtig, als wahrer Freund .... dieser Mensch .... dieser Pater .... persönlich kenne ich ihn nicht, obwohl ich verschiedene Väter Kapuziner kenne, gediegene Männer voll Eifer und Demuth; ich bin daher von Kindesbeinen an ein Freund des Ordens gewesen .... In jeder zahlreichen Familie jedoch .... ist irgend ein Individuum

.... ein Starrkopf .... Und dieser Pater Cristoforo .... ich weiß es aus verschiedenen Verhältnissen .... ist ein Mann .... der ein wenig streitsüchtig ist .... ohne Lebensklugheit .... der nicht alle die Rücksichten .... Ich möchte wetten, daß er Euer Ehrwürden auch schon mehr als einmal Kopfbrechen gemacht hat."

— Ich verstehe; eine Ehrensache — dachte inzwischen der Provinzial. — Meine Schuld; ich hätte es wissen müssen, daß dieser verwünschte Cristoforo ein Mensch ist, den man von Kanzel zu Kanzel schicken muß, den man nicht sechs Monate lang an dem nämlichen Orte lassen kann, am wenigsten in einem Kloster auf dem Lande. —

„Oh!" sagte er darauf laut, „es thut mir wahrhaftig leid, daß Eure Herrlichkeit eine solche Meinung vom Pater Cristoforo haben; so viel ich weiß, ist er ein Mönch .... der sowohl im Kloster, wie außerhalb in hoher Achtung steht."

„Ich begreife sehr gut; Euer Ehrwürden wollen .... Jedoch als aufrichtiger Freund muß ich Ihnen eine Sache mittheilen, die Sie erfahren müssen; und sollten Sie auch schon davon unterrichtet sein, so kann ich Sie doch, ohne meine Ehrerbietung gegen Sie zu verletzen, auf gewisse Folgen aufmerksam machen, die .... ich sage weiter nichts. Dieser Pater Cristoforo beschützt, wie wir wissen, einen Menschen in dortiger Gegend, einen Menschen .... Euer Ehrwürden werden von ihm sprechen gehört haben; es ist derselbe, der unter so großem Lärm den Händen der Gerechtigkeit entlaufen ist, nachdem er an dem schrecklichen Sanct Martinstage Dinge verübt hat .... Dinge .... Lorenzo Tramaglino!"

— O weh! — dachte der Provinzial und er sagte: „Dieser Umstand ist mir völlig neu; Eure Herrlichkeit wissen sehr wohl, daß unser Beruf zum Theil darin besteht, Verirrte aufzusuchen, um sie zu bessern ...."

„Sehr schön; aber der Verkehr mit einer gewissen Gattung von Verirrten ....! ist doch eine gefährliche Sache .... ich hielt es für rathsam, Ihnen einen Wink über diesen Umstand zu geben, denn wenn Se. Excellenz jemals .... Es könnte leicht ein

Bericht nach Rom gemacht werden .... ich weiß noch nichts .... von Rom aus würde man Ihnen ...."

„Ich bin Eurer Herrlichkeit sehr verbunden für diese Anzeige; indessen glaube ich fest, daß, wenn man Erkundigungen über diese Angelegenheit einzöge, es sich herausstellen würde, daß Pater Cristoforo mit dem Menschen, von welchem Sie sprechen, nur Umgang gehabt hat, um ihn zurecht zu weisen. Ich kenne den Pater Cristoforo."

„Sie wissen bereits besser als ich, was für ein Mensch er im weltlichen Leben gewesen, was er für tolle Streiche in seiner Jugend gemacht hat."

„Das eben ist der Ruhm des Klostergewandes, Herr Graf! daß ein Mensch, welcher in der Welt Veranlassung zu übler Nachrede gegeben, ein Anderer wird, sowie er es anlegt. Und seitdem Pater Cristoforo dieses Gewand trägt ...."

„Ich möchte es gern glauben, ich spreche aufrichtig, ich möchte es gern glauben; zuweilen aber, sagt das Sprüchwort .... macht die Kutte nicht den Mönch."

Das Sprüchwort paßte bei dieser Gelegenheit nicht; der Graf aber hatte es eigentlich statt eines andern angeführt, das ihm auf der Zunge schwebte: der Wolf läßt Haar, aber nicht Art.

„Ich habe Nachrichten", fuhr er fort, „Beweise ...."

„Wenn Sie es für ganz gewiß wissen", sagte der Provinzial, „daß dieser Mönch sich vergangen hat — wir können Alle fehlen — so werden Sie mir eine große Gefälligkeit erzeigen, mich davon zu unterrichten. Ich bin Vorgesetzter; vielleicht unwürdigerweise. Aber ich bin es nur gerade, um zu bessern, um zu vermitteln."

„Hören Sie. Zu dem mißlichen Umstande, daß der Pater den Ihnen genannten Menschen ganz offen unter seinen Schutz nimmt, kommt noch eine andere höchst ärgerliche Sache, die sehr leicht .... Unter uns jedoch läßt sich alles mit einem Male ausgleichen. Ich muß Ihnen also sagen, daß eben dieser Pater Cristoforo auch mit meinem Neffen Don Rodrigo hart zusammengestoßen ist."

„O, das thut mir leid, thut mir wahrhaftig sehr leid."

„Mein Neffe ist jung, hitzig, hält auf seinen Stand und ist nicht gewohnt, sich reizen zu lassen ...."

„Ich werde es mir zur Pflicht machen, über einen solchen Fall genaue Erkundigungen einzuziehen. Wie ich Eurer Herrlichkeit schon gesagt habe, und Sie als ein Mann, der ebenso gerecht als weltklug ist, wissen das ebenso gut als ich, wir sind Alle von Fleisch und Blut .... wir können Alle irren .... auf die eine oder die andere Weise .... und wenn Pater Cristoforo gefehlt hat ...."

„Sehen Euer Ehrwürden, dies sind Dinge, wie ich Ihnen sagte, die unter uns geschlichtet, auch hier begraben werden müssen; es sind Dinge, die man nur schlimmer macht, wenn man sie aufrührt. Sie wissen, wie es damit geht; solche Zwistigkeiten haben öfters ihren Grund in Kleinigkeiten und können so weit gehen .... zum Glück ist noch nichts verloren, die Sache hat noch keinen Lärm gemacht, sie ist noch mit einem principiis obsta abzuthun, wenn man das Stroh vor dem Feuer in Sicherheit bringt. Euer Ehrwürden werden gewiß irgend ein passendes Plätzchen für diesen Mönch ausfindig machen können. Sobald man ihn an einen andern entfernteren Ort sendet, macht sich alles von selbst wieder gut, oder besser gesagt, die ganze Sache ist begraben."

Auf diesen Schluß war der Provinzial von Anfang des Gespräches an gefaßt gewesen. — Schon gut, dachte er, ich merke, worauf du es bei mir abgesehen hast; die alte Geschichte: wenn ein armer Mönch euch im Wege steht, so soll ihn der Vorgesetzte, ohne zu untersuchen, ob dieser Recht oder Unrecht hat, sogleich hinweg räumen.

„Ich begreife sehr wohl", sagte er laut, „was der Herr Graf meinen; ehe man aber einen Schritt thut ...."

„Es ist ein Schritt und ist auch wieder kein Schritt, mein sehr ehrwürdiger Pater; es ist eine ganz natürliche, ganz gewöhnliche Sache, und wenn man zu diesem einzigen Auswege nicht so schnell als möglich schreitet, so sehe ich Verwirrung über Verwirrung, eine Ilias von Unheil voraus. Ein unbesonnener Streich .... ich will nicht glauben, daß mein Neffe .... ich stehe für ihn ein

.... da die Sache aber einmal so weit gediehen ist, so wird sie hierbei nicht stehen bleiben, wenn wir sie nicht mit einem Schlage todt machen .... sie wird der Welt nicht verborgen bleiben .... und dann ist es nicht allein mein Neffe .... wir würden ein Wespennest aufstören, mein ehrwürdiger Pater. Sie müssen bedenken .... wir sind eine Familie, unsere ganze Verwandtschaft ....“

„Das leuchtet ein.“

„Sie verstehen mich; lauter hitzige Leute, die Haare auf den Zähnen haben .... die in dieser Welt etwas vorstellen. Die Ehre kommt dazu, es wird eine gemeinsame Angelegenheit und dann .... selbst wenn man auch der friedlichste Mensch ist .... es würde mir das Herz brechen, müßte ich .... wäre ich gezwungen .... ich, der ich immer so viel auf die Väter Kapuziner hielt ....! Um Gutes zu thun zum Heile der Welt müssen die Väter den Frieden zu erhalten suchen, müssen in Eintracht leben, mit denen .... Und dann haben sie auch in der Welt Verwandte .... und wenn diese abscheulichen Ehrengeschichten erst einmal angefangen haben, dann nehmen sie kein Ende und ziehen die halbe Welt mit hinein .... Ich befinde mich nun gerade in einem Amte, das es mir zur Pflicht macht, die Würde und ein gewisses Ansehn aufrecht zu erhalten .... Se. Excellenz .... meine Herren Amtsgenossen .... es wird gleich eine Angelegenheit der ganzen Körperschaft .... schon wegen des andern Umstandes .... Sie wissen, wie es mit solchen Dingen geht.“

„Gewiß, gewiß“, sagte der Pater Provinzial, „Pater Cristoforo ist Prediger, und ich habe schon daran gedacht .... man hat sich soeben an mich gewandt .... Aber in diesem Augenblick, unter solchen Umständen, könnte es leicht wie eine Strafe aussehen, und eine Strafe, ehe man die Sache gehörig untersucht hat ....“

„Nur nicht als Strafe; eine kluge Vorsichtsmaßregel, ein gemeinsames Uebereinkommen, um weiteren Verdrießlichkeiten aus dem Wege zu gehen, die .... ich habe mich bereits darüber erklärt.“

„Zwischen dem Herrn Grafen und mir steht die Sache freilich so, das sehe ich ein. Aber wenn sie sich so verhält, wie sie Euer Herrlichkeit berichtet worden ist, so scheint es mir unmöglich, daß man in dortiger Gegend nichts davon erfahren haben sollte. Jeder muß sein Ansehen zu erhalten suchen; auch ich, als ein unwürdiger Vorgesetzter .... bin ausdrücklich verpflichtet .... die Ehre des Gewandes .... Ihr Herr Neffe, da er so aufgebracht ist, wie Euer Herrlichkeit sagen, könnte die Sache für eine ihm gegebene Genugthuung nehmen, und .... ich will nicht sagen, damit prahlen oder darüber frohlocken, sondern ....“

„Belieben Euer Ehrwürden mit mir zu scherzen? Mein Neffe ist ein Edelmann, der in der Welt geachtet wird. ... wie es sein Stand erheischt; doch mir gegenüber ist er nur ein Knabe, der nicht mehr und nicht weniger thun wird, als was ich ihm vorschreibe. Noch mehr, mein Neffe soll gar nichts davon erfahren. Wem hätten wir Rechenschaft zu geben? Wir machen die Sache unter uns als gute Freunde ab, und Niemand erfährt etwas davon. Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Ich habe wohl schweigen gelernt.“ Hierbei keuchte er wieder. „Und was die Schwätzer betrifft“, fing er wieder an, „was könnten die sagen? Ein Mönch, der an einen andern Ort geschickt wird, um zu predigen, ist eine ganz alltägliche Sache. Wir aber, die wir alles voraussehen ... wir, die wir darin verwickelt sind, wir brauchen uns um das Geschwätz nicht zu kümmern.“

„Um jedoch dem Geschwätz zuvorzukommen, würde es gut sein, wenn Ihr Herr Neffe mir vor den Augen der Welt irgend einen Beweis von Freundschaft, ein Zeichen seiner Ehrerbietung gäbe .... nicht um uns, sondern des heiligen Gewandes wegen ....“

„Gewiß, gewiß; das ist nicht mehr wie billig .... wiewohl es gerade nicht nothwendig ist, denn ich weiß, daß die Kapuziner jederzeit von meinem Neffen mit großer Auszeichnung behandelt sind. Er thut dies aus Neigung, es ist ein Familienzug, und dann weiß er auch, daß er sich bei mir dadurch beliebt macht. Hier übrigens .... in diesem Falle .... ist etwas Außergewöhnliches .... eine nur zu gerechte Forderung. Lassen Sie mich nur sor-

gen, hochehrwürdiger Pater; ich werde meinem Neffen befehlen .... das heißt, man wird es ihm auf eine geschickte Weise beibringen müssen, damit er nicht merkt, was zwischen uns vorgefallen ist. Denn ich lege nicht gern ein Pflaster auf, wo keine Wunde ist. Und was unsere Verabredung betrifft, je schneller, je besser. Und wenn sich ein möglichst entfernter Ort finden ließe .... um jede Gelegenheit abzuschneiden ...."

„Man verlangt gerade einen Prediger in Rimini; und vielleicht hätte ich auch ohne diese Veranlassung mein Augenmerk auf ...."

„Das kommt uns ja wie gerufen. Und wann ....?"

„Da die Sache Eile hat, so soll es schnell abgemacht werden."

„So schnell als möglich, hochehrwürdiger Pater; lieber heute als morgen. Und", fuhr er fort, indem er sich erhob, „wenn ich irgend etwas, ich sowohl wie meine Verwandten, für die guten Väter Kapuziner thun kann. ..."

„Wir kennen die gütigen Gesinnungen des Hauses gegen uns aus Erfahrung", sagte der Pater Provinzial, erhob sich ebenfalls und folgte dem Sieger, der auf die Thür zuschritt.

„Wir haben einen Funken ausgelöscht", sagte der Graf langsam voranschreitend, „einen Funken, hochehrwürdiger Pater, aus dem eine große Feuersbrunst hätte entstehen können. Unter guten Freunden lassen sich wichtige Dinge mit ein Paar Worten abmachen."

Bei der Thüre angelangt, machte er sie weit auf und wollte durchaus, daß der Pater Provinzial voranginge; sie traten in das andere Zimmer und mischten sich unter die übrige Gesellschaft.

Um diese Angelegenheit durchzuführen, hatte der Herr Graf alle Schlauheit und Ueberredung aufbieten müssen; aber die Anstrengung wurde auch durch den Erfolg belohnt. Er hatte es wirklich durch das Gespräch, welches wir mitgetheilt, dahin gebracht, daß Bruder Cristoforo zu Fuß von Pescarenico nach Rimini wandern mußte, was kein kleiner Spaziergang ist.

Eines Abends kam in Pescarenico ein Kapuziner aus Mailand an und brachte einen Brief für den Pater Guardian. Er enthielt den schriftlichen Befehl, daß Bruder Cristoforo sich nach

Rimini begeben sollte, um dort die Fasten über zu predigen. Der Brief an den Guardian enthielt die Weisung, dem besagten Mönche einzuschärfen, er solle alle Beziehungen, die er vielleicht in der Gegend um Pescarenico herum geknüpft haben könnte, aufgeben und durchaus keine Verbindungen weiter mit denselben unterhalten; der Bruder, welcher den Befehl überbracht hatte, sollte sein Reisegefährte sein. Der Guardian sagte am Abend noch nichts; am andern Morgen läßt er Bruder Cristoforo rufen und zeigt ihm den Befehl, heißt ihm Korb, Pilgerstab, Schweißtuch und Gürtel holen und befiehlt ihm, mit dem Pater, den er ihm als seinen Reisebegleiter vorstellt, sich sofort auf den Weg zu machen.

Man kann sich denken, daß diese Nachricht unsern Mönch wie ein Donnerschlag traf. Er dachte sogleich an Renzo, Lucia und Agnese. — O Gott! dachte er, was werden die Aermsten anfangen, wenn ich nicht mehr hier bin! — Zum Zeichen des Gehorsams kreuzte er die Arme über der Brust, und verneigte sich vor dem Pater Guardian; dieser zog ihn bei Seite und theilte ihm unter dem Scheine eines guten Rathes, der eigentlich ein Befehl war, jene andere Weisung mit. Bruder Cristoforo ging in seine Zelle, nahm den Korb, legte das Brevier, seine Fastenpredigten und das Brod der Vergebung hinein, schnallte sich seinen ledernen Gürtel um, nahm Abschied von seinen Mitbrüdern im Kloster, ließ sich zuletzt noch von dem Guardian segnen und trat dann mit seinem Begleiter den ihm vorgeschriebenen Weg an.

Wir haben schon gesagt, daß Don Rodrigo, hartnäckiger als je, darauf bestand, mit seinem Unternehmen zu Ende zu kommen und daß er entschlossen war, die Hülfe jenes furchtbaren Menschen nachzusuchen. Von diesem können wir weder den Vor- noch Zunamen, noch einen Titel angeben; wir haben nicht einmal eine Vermuthung darüber, was um so seltsamer lautet, da wir diese Persönlichkeit in mehr als einem Buche aus jener Zeit (ich spreche von gedruckten Büchern) erwähnt finden. Daß diese Persönlichkeit in all diesen Büchern ein und dieselbe ist, darüber läßt die Identität der Thatsachen keinen Zweifel zu; überall aber wird mit großer Vorsicht der Name vermieden, fast als ob die Feder in der

Hand des Schreibers zu Feuer geworden wäre. Francesco Rivola, der in dem Leben des Cardinals Federigo Borromeo von diesem Manne zu sprechen hat, nennt ihn „einen durch Reichthum ebenso mächtigen, als durch Geburt edlen Herrn" und schließt damit. Giuseppe Ripamonti, der im fünften Buche der fünften Decade seiner vaterländischen Geschichte ausführlichere Erwähnung von ihm macht, nennt ihn „Einer, Der, Jener, dieser Mann, diese Persönlichkeit. Ich werde", sagt er in seinem schönen Latein, aus dem wir übersetzen, so gut es uns gelingt, „über das Schicksal eines Mannes berichten, der einer der Vornehmsten der Stadt war und seinen Wohnsitz auf dem Lande aufgeschlagen hatte; wo er, durch verbrecherische Mittel sich sicherstellend, die Rechtssprüche, die Richter, jede Obrigkeit und Gewalt für nichts erachtete; er führte ein unabhängiges Leben, nahm Vertriebene bei sich auf, einst selbst vertrieben, dann zurückgekehrt, als ob nichts geschehen wäre ...." Diesem Schriftsteller werden wir noch einige andere Stellen entnehmen, die uns gerade passen, um die Erzählung unseres Anonymus im weiteren Verlauf zu bestätigen oder zu erhellen.

Dasjenige zu thun, was die Gesetze verboten, oder irgend eine Gewalt verhinderte, aus Herrschsucht sich zum Schiedsrichter und Beschützer der Angelegenheiten eines Andern aufzuwerfen; von Allen gefürchtet zu werden und denen überlegen zu sein, die gewohnt waren, Anderen zu gebieten; das waren zu jeder Zeit die Hauptleidenschaften dieses Menschen gewesen. Von seinen jungen Jahren an empfand er bei dem Anblick und dem Lärm so vieler Gewaltthätigkeiten, so vieler Streitigkeiten und Bedrückungen ein Gefühl, das aus Neid und Verachtung gemischt war. Als Jüngling ließ er in der Stadt, in der er lebte, keine Gelegenheit vorübergehen, er suchte sie vielmehr auf, um mit den Berüchtigtsten dieses Gelichters anzubinden, ihnen in den Weg zu laufen, sich mit ihnen zu messen, oder sie zu zwingen, sich um seine Freundschaft zu bewerben. Den Meisten an Reichthum und Anhängern, an Kühnheit und Verwegenheit vielleicht Allen überlegen, zwang er viele, von jeder Nebenbuhlerschaft mit ihm abzustehen, wodurch er sich viele Feinde machte, aber auch ebenso viele Freunde, freilich

keine ebenbürtigen Freunde; da sie aber seinem Hochmuth schmeichelten und sich vor ihm erniedrigten, so sagten sie ihm am meisten zu. Endlich aber kam es so weit, daß er der Sklave, das Werkzeug aller dieser Gesellen wurde; sie ermangelten nicht, die Hülfe eines solchen Bundesgenossen für ihre Händel in Anspruch zu nehmen; und er seinerseits konnte sich ihnen nicht entziehen, ohne seinen Ruf und sein Ansehn zu vernichten. Auf diese Weise trieb er es sowohl für sich als für Andere so arg, daß weder Name noch Verwandtschaft, weder die Freunde noch seine Verwegenheit ihn vor der öffentlichen Landesverweisung schützen konnten; er mußte endlich dem Haß seiner mächtigen Gegner weichen und den Staat verlassen. Ich glaube, daß auf dies Ereigniß ein merkwürdiger Zug hindeutet, den Ripamonti erzählt. „Ein Mal, als dieser Mann landesflüchtig werden mußte, waren die Heimlichkeit, die Rücksicht und Schüchternheit, womit er dabei verfuhr, der Art, daß er zu Pferde, mit einem Gefolge von Hunden, unter Trompetenschall durch die Stadt zog; vor dem Schlosse vorbeikommend, hinterließ er der Wache eine Botschaft von Schmähungen an den Statthalter."

In seiner Abwesenheit gab er weder seine Händel auf, noch brach er die Beziehungen zu seinen gleichgesinnten Freunden ab; diese blieben vielmehr, um Ripamonti wörtlich zu übersetzen, „in heimlichem Bunde zu verwegenen Anschlägen und gräßlichen Unternehmungen" mit ihm. Es scheint auch, daß er darauf mit hochgestellten Personen gewisse neue furchtbare Unterhandlungen anknüpfte, von denen der schon erwähnte Geschichtschreiber mit geheimnißvoller Kürze spricht. „Auch einige auswärtige Fürsten", sagt er, „bedienten sich wiederholt seiner Hülfe zu irgend einem gräßlichen Verbrechen und mußten ihm oftmals von ferne her Hülfstruppen senden, die unter seinen Befehlen dienten."

Endlich — man weiß nicht nach wie langer Zeit — ward entweder durch irgend eine mächtige Vermittelung die Landesverweisung dieses Menschen aufgehoben, oder seine eigene Verwegenheit verschaffte ihm die Freiheit. Er beschloß, in die Heimat zurückzukehren und führte es wirklich aus; doch begab er sich nicht nach

Mailand, sondern auf ein festes Schloß, an der Grenze des bergamaskischen Gebietes, das damals, wie Jedermann weiß, unter venetianischer Herrschaft stand. „Dieses Haus", ich führe abermals Ripamonti an, „war gleichsam eine Werkstatt blutiger Befehle; Verbrecher und Mörder waren seine Diener; der Koch wie der Küchenjunge mußten sich zu Mordthaten verstehen; sogar an den Händen der Kinder klebte Blut." Außer diesem herrlichen Hausgesinde hatte er, wie der nämliche Geschichtschreiber behauptet, noch eine andere Dienerschaft, welche aus ähnlichen Subjecten bestand, die in verschiedenen Ortschaften der beiden Staaten, an deren Grenze er lebte, gleichsam als Wache einquartirt waren, die nur seines Winkes harrten.

Sämmtliche Tyrannen weit umher hatten, der Eine bei dieser, der Andere bei jener Gelegenheit, zwischen der Freundschaft oder der Feindschaft dieses ungewöhnlichen Tyrannen wählen müssen. Die Ersten, welche den Versuch gemacht hatten, ihm Widerstand zu leisten, waren so schlecht dabei weggekommen, daß keiner einen solchen Versuch mehr wagte. Jedoch wenn einer auch ruhig seines Weges gehen wollte, ohne sich um ihn zu kümmern, so vermochte er sich doch nicht unabhängig von ihm zu erhalten. Es traf einer seiner Boten bei ihm ein und kündigte ihm an, er solle auf diese oder jene Unternehmung verzichten, er solle aufhören, den und jenen Schuldner zu plagen, oder ähnliche Dinge; er mußte Ja oder Nein antworten. Hatte ein Theil mit unterthänigster Ergebenheit irgend eine Angelegenheit seinem Urtheilsspruche unterworfen, so befand sich der andere in der schlimmen Lage, sich entweder seinem Ausspruche zu fügen, oder sich als seinen Feind zu erklären; was, wie man damals zu sagen pflegte, ebenso gut war, als die Schwindsucht im dritten Stadium. Wer Unrecht hatte, nahm zu ihm seine Zuflucht, um Recht zu erhalten; viele, die das Recht auf ihrer Seite hatten, suchten doch diesen mächtigen Beschützer zu gewinnen, um ihrem Feinde den Zugang zu verschließen; diese wie jene wurden ganz von ihm abhängig. Es kam auch öfters vor, daß ein schwacher Unterdrücker, von einem Mächtigen gequält, sich an ihn wandte; dann nahm er Partei für den Unterdrückten und zwang den Gewaltthätigen, von den

Kränkungen abzustehen, das Unrecht wieder gut zu machen und um Verzeihung zu bitten; wenn dieser sich widerspenstig zeigte, züchtigte er ihn, zwang ihn, die Orte, wo er seine Gewaltthätigkeiten ausgeübt hatte, zu verlassen, oder er ließ ihn auch durch eine schnellere, schrecklichere Strafe dafür büßen. In solchen Fällen wurde der so gefürchtete und verabscheute Name einen Augenblick gesegnet; denn in jenen Zeiten hätte man diese Hülfe, ich sage nicht diese Gerechtigkeit, diese Vergeltung, wie sie auch war, weder von der öffentlichen noch von irgend einer andern Gewalt erwarten können. Oefter aber und gewöhnlich war die seinige die Dienerin ruchloser Begierden, grausamer Eigenmächtigkeiten und übermüthiger Launen. Doch die verschiedene Anwendung dieser Gewalt brachte immer dieselbe Wirkung hervor; sie erfüllte die Gemüther mit einer hohen Vorstellung, was er Alles der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zum Trotz durchzusetzen vermochte, diese zwei Dinge, die dem Willen des Menschen so viele Hindernisse in den Weg legen und ihn so oft zur Umkehr zwingen. Der Ruf der gewöhnlichen Tyrannen blieb meistens auf den kleinen Landstrich beschränkt, wo sich die Reichsten und die Mächtigsten aufhielten; jeder Distrikt hatte die seinigen; sie glichen einander so, daß das Volk keine Ursache hatte, sich um diejenigen zu kümmern, die es nicht gerade auf dem Halse hatte. Der Ruf unseres Tyrannen aber war seit langer Zeit schon in jeden Winkel des Mailändischen gedrungen; überall war seine Lebensgeschichte im Munde des Volks; mit seinem Namen war die Vorstellung von einer unwiderstehlichen, fabelhaften Gewalt verbunden. Der Argwohn, daß er überall seine Verbündete und seine Meuchelmörder halte, trug dazu bei, die Erinnerung an ihn immer frisch zu erhalten. Es blieb jedoch immer nur bei dem Argwohn; denn wer würde seine Abhängigkeit von ihm offen eingestanden haben? Aber jeder Tyrann konnte sein Bundesgenosse, jeder Straßenräuber sein Helfershelfer sein; durch die Ungewißheit wurde die Vorstellung von der Sache nur größer und der Schrecken noch vermehrt. So oft sich irgendwo unbekannte Gestalten, die ein ungewöhnliches Ansehn hatten, blicken ließen, so oft man bei einem Verbrechen den Urheber nicht sogleich anzugeben oder zu errathen

wußte, flüsterte man sich den Namen desjenigen zu, welchen wir, Dank der gesegneten, um nicht etwas Anderes zu sagen, Vorsicht unserer Schriftsteller, gezwungen sind, den Ungenannten zu nennen.

Von der Burg dieses Menschen bis zu dem Schlosse Don Rodrigo's waren nicht mehr als sieben Miglien, und dieser Letztere war kaum Gebieter und ein Tyrann geworden, als er auch einsehen mußte, daß bei der geringen Entfernung von einer so mächtigen Persönlichkeit es unmöglich sei, ein solches Leben zu führen, ohne mit ihm handgemein zu werden, oder mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Er hatte sich daher ihm genähert und war sein Freund geworden, natürlich auf dieselbe Weise wie alle Andern; er hatte ihm mehr als einen Dienst geleistet (das Manuscript sagt weiter nichts darüber), und dadurch jedesmal das Versprechen der Gegengefälligkeit und Hülfe, für alle vorkommenden Fälle, erhalten. Don Rodrigo trug jedoch große Sorgfalt, um eine solche Freundschaft zu verbergen; wenigstens sollte Niemand merken, wie eng und welcher Natur sie wäre. Er wollte wohl auch den Tyrannen, aber doch nicht den wilden Tyrannen spielen; dieser Beruf war für ihn nur ein Mittel nicht der Zweck; er wollte frei in der Stadt verweilen, die Annehmlichkeiten, die Vergnügungen und Ehrenbezeugungen eines gesitteten Lebens genießen; und darum mußte er gewisse Rücksichten nehmen, die Verwandten bedenken, die Freundschaft mit hochgestellten Personen zu erhalten suchen, eine Hand immer an der Waage der Gerechtigkeit haben, um sie im Nothfalle auf seine Seite zu neigen, sie ganz herunter zu drücken oder bei Gelegenheit demjenigen eins zu versetzen, der auf diese Weise leichter als durch eigene Gewalt zu bezwingen wäre. Nun würde ihm aber die vertraute Freundschaft, oder sagen wir lieber, die Verbindung mit einem so berüchtigten Menschen, mit einem unverhohlenen Feinde der öffentlichen Gewalt sicherlich keine guten Dienste geleistet haben, vorzüglich nicht bei dem Grafen Oheim. Indessen alles was sich von dieser Freundschaft nicht verheimlichen ließ, konnte für eine unerläßliche Beziehung mit einem Menschen angesehen werden, dessen Feindschaft allzu gefährlich war, und so mit der Nothwendigkeit entschuldigt werden.

Eines Morgens ritt Don Rodrigo aus, mit einem Jagdgefolge und einer kleinen Schaar von Bravi zu Fuß; der Graue dicht neben ihm, vier Andere hinterdrein; er nahm seinen Weg nach dem Schlosse des Ungenannten.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Schloß des Ungenannten lag hoch über einem engen, schattigen Thale, auf dem Gipfel einer Anhöhe, die einsam aus einer rauhen Gebirgskette emporragt und mit derselben durch angehäufte Felsmassen, durch Irrgänge von Höhlen und Abgründen theils zusammenhing, theils getrennt ist. Die Seite, die nach dem Thale zu liegt, ist die einzig zugängliche, ein ziemlich steiler Abhang, der aber gleichmäßig fortläuft; hier auf der Höhe sind Wiesen, am Fuße Ackerland, hie und da einzelne Hütten. Der Grund ist ein Lager von Kieselsteinen, worin ein kleiner Bach fließt, der je nach der Jahreszeit reißend anschwillt; damals war er die Grenze von zwei Staaten. Die gegenüberliegenden Gebirge, die gleichsam die andere Thalwand bilden, zeigen auch hie und da einen bebauten Abhang; sonst nichts als steile Felsenabhänge, unwegsam und nackt, bis auf einiges Gesträuch, zwischen den Felsenspalten und aus der hie und da aufliegenden Erde.

Von der Höhe dieser Felsenburg beherrschte der wilde Herr, wie der Adler von seinem Raubneste, rings umher die Gegend, wo nur ein menschlicher Fuß treten konnte, und sah Niemanden höher und mächtiger als sich. Mit einem einzigen Blick durchflog er die ganze Oede bis in das Thal hinab und alle gangbaren Wege darin. Der Pfad, welcher sich durch Krümmungen und Windungen zu dem furchtbaren Wohnsitze hinauf zog, lag vor dem Hinunterblickenden wie ein geschlängeltes Band; von den Fenstern, von den Schießscharten aus konnte der Gebieter die Schritte eines Jeden, der sich nahte, gemächlich zählen und ihn wohl hundertmal aufs Korn nehmen. Und selbst wenn ein ganzer Haufen von

Angreifern heran gerückt wäre, konnte er mit der Besatzung von Bravi, die er sich oben hielt, schon viele auf dem Fußpfade niederstrecken, oder in die Abgründe stürzen, ehe noch ein Einziger den Gipfel erreichte. Uebrigens hatte es keine Noth, denn wer mit dem Herrn des Schlosses nicht gut stand, der wagte sich gar nicht hinauf, wagte den Fuß nicht einmal in das Thal zu setzen, oder auch nur flüchtig hindurch zu gehen. Der Häscher aber, der sich dort hätte blicken lassen, wäre wie ein feindlicher Spion, den man in einem Lager aufgefangen, behandelt worden.

Eine solche Beschreibung macht uns der Anonymus von dem Wohnsitze; den Namen verräth er nicht; um uns jede Gelegenheit abzuschneiden, ihn zu entdecken, sagt er über Don Rodrigo's Reise gar nichts, sondern versetzt ihn mit einem Sprunge mitten in das Thal, an den Fuß der Anhöhe, wo der rauhe, steile Fußpfad sich hinauf windet. Hier befand sich eine Schenke, die man eben so gut ein Wachthaus nennen konnte. Ein altes Schild, das über dem Eingang hing, zeigte auf beiden Seiten eine gemalte Sonne; die öffentliche Stimme aber, welche zuweilen die Namen wiederholt, wie sie ihr vorgesagt werden, zuweilen sie aber auch nach ihrer Weise verdreht, bezeichnete diese Schenke gewöhnlich mit dem Namen der Schlechten Nacht.

Bei dem Geräusch einer Reitertruppe, welche sich näherte, erschien an der Schenkthür ein junger Bursche, bewaffnet wie ein Saracen; und nachdem er einen Blick auf dieselbe geworfen, ging er wieder hinein, um drei Mordgesellen davon zu unterrichten, die an einem Tische saßen und mit schmutzigen, wie Dachziegel zusammengerollten Karten spielten. Derjenige, welcher das Oberhaupt zu sein schien, stand auf, begab sich nach der Thür; und einen Freund seines Gebieters erkennend, grüßte er ihn ehrfurchtsvoll. Don Rodrigo erwiederte mit vieler Artigkeit den Gruß und fragte, ob der Herr sich im Schlosse befände; nachdem der schuftige Häuptling ihm geantwortet, er glaube wohl, stieg er vom Pferde und warf dem Treffer, einem Bravo seines Gefolges, den Zügel zu. Darauf nahm er die Flinte von der Schulter und übergab sie dem Bergläufer, einem andern Bravo, als wollte er sich einer unnützen Last entledigen, um schneller hinauf zu

kommen: in der That aber, weil er wohl wußte, daß es nicht erlaubt war, den Berg mit einer Schußwaffe zu besteigen. Dann zog er einige Berlinghen aus der Tasche und gab sie dem Lochstoßer, einem dritten Bravo, und sagte zu ihm: „Bleibt hier und erwartet mich; macht euch so lange mit den braven Leuten da ein wenig lustig.“ Endlich zog er einige Goldscudi hervor und drückte sie dem Häuptling in die Hand, hieß ihn die eine Hälfte für sich behalten, die andere Hälfte unter seine Leute vertheilen. Darnach begann er mit dem Grauen, der gleichfalls die Flinte abgelegt hatte, den Weg hinauf zu steigen. Unterdessen blieben die drei Bravi und die Nachteule, welcher der vierte war, (schöne Namen, die werth sind, daß man sie so sorgfältig aufbewahrt) mit den Dreien des Ungenannten und dem jungen Burschen, der gleichfalls zum Galgenstrick erzogen wurde, zurück, um zu spielen, zu zechen und einander ihre Heldenthaten zu erzählen.

Ein anderer Raufer des Ungenannten, der hinaufstieg, holte Don Rodrigo bald ein; er sah ihn an, erkannte ihn, gesellte sich zu ihm und überhob dadurch Don Rodrigo der Unannehmlichkeit, seinen Namen sagen und allen Andern, denen er begegnet wäre, Auskunft über sich geben zu müssen. Bei dem Schlosse angelangt, ließ man ihn hinein, während der Graue an der Thür zurückblieb; er ward durch dunkle Gänge und durch verschiedene Säle geführt, deren Wände mit Säbeln, Flinten und Partisanen behängt waren und in denen immer ein Bravo Wache stand; nachdem er eine Weile gewartet hatte, wurde er in das Gemach geführt, wo sich der Ungenannte befand.

Dieser ging ihm entgegen, erwiederte seinen Gruß, maß ihn mit einem Blicke von oben bis unten, wie er es aus Gewohnheit, die ihm jetzt schon fast zur zweiten Natur geworden, mit Jedem that, der zu ihm kam, selbst mit den besten und bewährtesten Freunden. Er war von hoher Gestalt, sonnenverbrannt; fast kahlköpfig; die wenigen Haare, die ihm geblieben, waren weiß; das Gesicht voller Runzeln; auf den ersten Blick würde man ihm ein Alter weit über die Sechzig hinaus gegeben haben, die er jedoch kaum überschritten hatte; die Haltung und die Bewegungen, die harten Gesichtszüge und ein unheimliches Feuer, welches aus

seinen Augen sprühte, verriethen einen kräftigen Körper und eine starke Seele, die sogar bei einem Jüngling etwas Außerordentliches gewesen wären.

Don Rodrigo sagte, daß er komme, um sich Rath und Hülfe bei ihm zu holen; er sei in ein Unternehmen verwickelt, von dem er nicht zurücktreten könne, ohne seine Ehre aufs Spiel zu setzen, und habe sich jetzt der Versprechungen des Mannes erinnert, der niemals verspricht, ohne sein Wort zu halten; darauf setzte er ihm sein schändliches Vorhaben auseinander. Der Ungenannte, der schon so halb und halb etwas davon wußte, hörte ihm aufmerksam zu; theils weil er solche Geschichten liebte, theils weil ein Name darin verwickelt war, ihm ebenso bekannt als verhaßt, der Name des Bruder Cristoforo, dieses erklärten Feindes aller Tyrannen, nicht allein mit Worten, sondern auch mit der That, soviel er konnte. Don Rodrigo übertrieb absichtlich die Schwierigkeiten des Unternehmens; die Entfernung des Ortes, ein Kloster und eine so hohe Beschützerin! ....

Bei diesen Worten fiel ihm der Ungenannte plötzlich, wie von einem bösen Dämon getrieben, in die Rede und sagte, er wolle die Sache in die Hand nehmen. Er merkte sich den Namen unserer armen Lucia und verabschiedete Don Rodrigo mit den Worten: „Binnen Kurzem werde ich Euch Nachricht geben, was Ihr zu thun habt.“

Wenn sich der Leser jenes unseligen Egidio erinnert, welcher dicht neben dem Kloster zu Monza wohnte, in welchem die arme Lucia eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, so wisse er jetzt, daß dieser einer der vertrautesten Schandgenossen des Ungenannten war; aus diesem Grunde hatte derselbe auch so schnell und bereitwillig sein Wort gegeben. Kaum jedoch sah er sich wieder allein, als er auch schon, ich will nicht gerade sagen, es bereute, wohl aber sich ärgerte, es gegeben zu haben.

Seit einiger Zeit schon fing er an, wenn auch nicht gerade Gewissensbisse, doch einen gewissen Ueberdruß an seinem verbrecherischen Lebenswandel zu empfinden. Die vielen Schandthaten, die sich mehr in seinem Gedächtniß, als in seinem Gewissen angehäuft hatten, stellten sich seiner Seele, bei jedem neuen Ver-

brechen, das er begehen wollte, in ihrer ganzen Scheußlichkeit dar; es war, als wenn eine schon beschwerliche Last noch immer mehr beschwert wird. Ein gewisser Widerwille, den er bei seinen ersten Verbrechen empfunden, nachher besiegt und fast gänzlich verloren hatte, stellte sich jetzt wieder ein. In jener ersten Zeit hatte das Bild einer langen ungewissen Zukunft, das Gefühl üppiger Lebenskraft sein Gemüth mit einem sorglosen Vertrauen erfüllt; jetzt waren es gerade die Gedanken an die Zukunft, die ihm die Vergangenheit noch widriger machten. — Alt werden! sterben! und dann? — das ist zu bedenken! Die Vorstellung des Todes, die in einer nahen Gefahr, einem Feinde gegenüber die Lebensgeister dieses Mannes zu erhöhen und ihm einen muthvollen Zorn einzuflößen pflegte, versetzte ihn in Angst und Schrecken, so oft sie ihm in der Stille der Nacht, auf seiner einsamen Feste überkam. Es war nicht der Tod, mit dem ihm ein gleichfalls sterblicher Gegner drohte, den er mit bessern Waffen, oder mit gewandterem Arm abwehren konnte; der Tod stand allein, nur in seiner Vorstellung vor ihm; er war vielleicht noch fern, aber er kam jeden Augenblick näher; und während der Geist noch ängstlich den Gedanken an ihn bekämpfte, trat er schon heran. In früheren Zeiten hatten ihn die so vielfachen Beispiele der Gewaltthätigkeit, das so zu sagen, unaufhörliche Schauspiel der Rache und des Mordes mit einem wilden Nacheifer beseelt, der ihm zugleich eine Art von Herrschaft über sein Gewissen gegeben hatte; jetzt aber erwachte in seiner Seele nach und nach der verworrene aber schreckliche Gedanke an ein ewiges Gericht, das einen Jeden, ohne Ausnahme zur Rechenschaft zieht; der Gedanke, daß er aus dem gemeinen Haufen der Bösewichter hervorgetreten sei, daß er Alle überrage, gab ihm jetzt oftmals das Gefühl einer entsetzlichen Einsamkeit. Der Gott, von dem er reden gehört und den zu leugnen oder zu bekennen er sich niemals gesorgt hatte, indem er nur darauf dachte zu leben, als ob er gar nicht da wäre, diesen Gott glaubte er jetzt in gewissen Momenten der Niedergeschlagenheit ohne Grund, des Schreckens ohne Gefahr, in seinem Innern rufen zu hören: Und ich bin doch. In der ersten Hitze der Leidenschaften war ihm das Wort Gottes, das er verkündigen gehört, nur verhaßt erschienen;

jetzt aber, wenn es ihm unvermuthet in den Sinn kam, begriff es wider Willen sein Verstand wie Etwas, das seine Erfüllung hat. Er sprach sich aber gegen Niemand über diese neue Sorge aus, sondern er verschloß sie vielmehr tief in seinem Innern und suchte sie unter dem Scheine einer noch heftigern Wildheit zu verbergen. Auf diese Weise suchte er diese Stimme in seinem Innern zu ersticken. Da er die Zeiten, in denen er seine Ruchlosigkeiten ohne Gewissensbisse zu verüben gewohnt war, weder vernichten noch vergessen konnte, so beneidete er sie jetzt und strebte mit allen Kräften darnach, sie zurückzurufen, die alte Willenskraft in ihrer sorglosen Kühnheit wieder herbei zu ziehen, um wieder Vertrauen zu sich selbst zu fassen.

Darum hatte er auch bei dieser Gelegenheit so rasch an Don Rodrigo sein Wort verpfändet, um sich selbst gegen jedes Bedenken zu verschließen. Kaum jedoch war dieser zur Thür hinaus, so fühlte er die Entschlossenheit, mit der er sich zu dem Versprechen gezwungen hatte, auch schon wieder schwächer werden. Um jedem peinlichen Kampf sogleich ein Ende zu machen, rief er den Geier, einen der gewandtesten und verwegensten Diener seiner Abscheulichkeiten, durch welchen er gewöhnlich sein Verständniß mit jenem Egidio unterhielt. Mit entschlossener Miene gebot er ihm, sofort ein Pferd zu besteigen, nach Monza zu reiten, Egidio von seiner übernommenen Verpflichtung zu unterrichten, und ihn um Hülfe zu deren Ausführung zu bitten.

Der verruchte Bote kehrte schneller als sein Herr ihn erwartete, mit der Antwort von Egidio zurück; das Unternehmen sei leicht und sicher; der Ungenannte solle sogleich eine Kutsche schicken, mit zwei oder drei wohlvermummten Bravi; im Uebrigen nehme Egidio die Sorge auf sich und würde die Sache leiten. Was auch bei diesem Bericht in der Seele des Ungenannten vorging, er gab sogleich dem Geier den Befehl, alles nach Egidio's Absicht ins Werk zu setzen und mit zweien Andern, die er ihm selbst bezeichnete, zu dem Unternehmen aufzubrechen.

Hätte Egidio, um den schändlichen Dienst zu leisten, welcher von ihm gefordert wurde, nur auf seine gewöhnlichen Hülfsmittel rechnen dürfen, so würde er gewiß nicht so schnell ein so bestimmtes

Versprechen gegeben haben. Aber in jenem Zufluchtsorte selbst, wo nichts ohne Hinderniß zu sein schien, hatte der zügellose Jüngling ein Hülfsmittel, das nur ihm allein bekannt; und was für andere die größte Schwierigkeit gewesen wäre, war für ihn eine Kleinigkeit. Wir haben berichtet, wie die unglückliche Signora einst seinen Worten Gehör gegeben, und der Leser wird sich wohl gedacht haben, daß es bei diesem einen Male nicht geblieben ist; es war nur der erste Schritt auf einem blutigen, abscheulichen Wege. Dieselbe Stimme, welche bereits die Macht, ich möchte fast sagen das Recht erworben hatte, Verbrechen zu befehlen, verlangte jetzt die Aufopferung der Unschuldigen von der Signora, die man ihrem Schutze anvertraut hatte.

Der Antrag erfüllte Gertrud mit Entsetzen. Sie würde es schon als ein Unglück, eine schwere Strafe angesehen haben, hätte sie Lucia durch einen unvorhergesehenen Fall, ohne ihre Schuld, verlieren müssen, und jetzt gebot man ihr, sich des Mädchens mit einer schändlichen Treulosigkeit zu entledigen, das Mittel zur Sühnung in eine neue Gewissensqual zu verwandeln. Die Unglückliche versuchte alle Wege, um sich dem entsetzlichen Gebote zu entziehen; nur dem einzigen nicht, auf dem es ihr unfehlbar gelungen wäre, und der ihr doch offen stand. Die Sünde ist eine strenge, unerbittliche Gebieterin, gegen welche nur derjenige stark ist, der sich gänzlich von ihr lossagt. Dazu wollte sich Gertrud nicht entschließen; sie gehorchte also.

Der Tag war festgesetzt; die bestimmte Stunde nahte; Gertrud hatte sich mit Lucia in ihr geheimes Sprechzimmer zurückgezogen und überhäufte sie mit mehr Liebkosungen als gewöhnlich, die Lucia sich gefallen ließ und mit steigender Zärtlichkeit erwiederte, wie ein Lamm, welches ohne Furcht unter der Hand des Schäfers freudig erzittert, der es leise streichelt und sanft mit sich zieht, das sich umwendet und diese Hand leckt; es weiß nicht, daß draußen vor dem Schafstalle der Schlächter wartet, dem es der Schäfer so eben verkauft hat.

„Ich bedarf einer großen Gefälligkeit; du allein kannst sie mir erweisen. Unter all den Leuten, die mir zu Diensten stehen, ist Niemand, dem ich mich anvertrauen könnte. In einer sehr

wichtigen Angelegenheit, die ich dir später erzählen will, habe ich so schnell wie möglich mit dem Pater Guardian der Kapuziner zu sprechen, demselben, arme Lucia, der dich hierher gebracht hat; Niemand aber darf erfahren, daß ich nach ihm geschickt habe. Ich habe Niemand als dich, um diesen Auftrag ganz heimlich auszurichten."

Lucia war bestürzt über eine solche Forderung, und mit all ihrer Blödigkeit, doch nicht ohne ihr großes Erstaunen zu verbergen, brachte sie, um sich von dem Auftrage zu befreien, augenblicklich die Gründe vor, welche die Signora billigen mußte und gewiß auch schon vorhergesehen hatte: ohne die Mutter, ohne Begleitung auf einem einsamen Wege, in einer unbekannten Gegend .... Doch Gertrud, die in einer höllischen Schule gebildet worden, bezeigte ebenfalls ihr Erstaunen und ihr Mißfallen, auf eine solche Widerspenstigkeit bei einem Wesen zu stoßen, dem sie so viele Wohlthaten erzeigt hatte. Sie bewies wie grundlos Lucia's Entschuldigungen seien: am hellen Tage, eine kurze Strecke, einen Weg, auf dem Lucia vor wenig Tagen erst gekommen war und den man schon auf die bloße Beschreibung hin, ohne ihn jemals gesehen zu haben, nicht verfehlen konnte .... Sie sprach so eindringlich, daß die Aermste, gerührt und zugleich beschämt, sich die Worte entschlüpfen ließ: „Nun wohl, was muß ich thun?"

„Geh nach dem Kapuzinerkloster;" sie beschrieb ihr den Weg noch einmal, „laß dir den Pater Guardian rufen und sag' ihm, aber ganz heimlich, er möchte auf der Stelle zu mir kommen; es darf aber Niemand erfahren, daß ich dich abgeschickt habe."

„Was soll ich aber der Schaffnerin sagen, die mich noch niemals hinausgehen sah und die mich fragen wird, wohin ich gehe?"

„Du mußt suchen hinaus zu kommen, ohne gesehen zu werden; gelingt es dir nicht, so sage ihr, du gingest nach der und der Kirche, du habest gelobt dein Gebet dort zu verrichten."

Lügen — eine neue Schwierigkeit für das arme junge Mädchen; doch die Signora zeigte sich abermals so empört über ihren Widerspruch, sie stellte es ihr so abscheulich dar, daß ihr eine nichtige Bedenklichkeit über die Dankbarkeit ginge, daß Lucia mehr betäubt als überzeugt und mehr als je von den Worten der

Signora gerührt, antwortete: „Nun wohl, ich gehe. Gott helfe mir!“ So machte sie sich auf den Weg.

Gertrud folgte ihr vom Gitter aus mit starrem, finsterm Blicke; als sie Lucia den Fuß über die Schwelle setzen sah, bewegte sie die Lippen, wie von einem unwiderstehlichen Gefühle überwältigt und rief: „Höre Lucia!“

Diese wandte sich um und kehrte nach dem Gitter zurück. Aber schon hatte wieder ein anderer Gedanke in Gertrudens unseligem Geiste das Uebergewicht gewonnen. Sie that, als wäre sie mit den schon gegebenen Anweisungen noch nicht zufrieden, beschrieb ihr nochmals den Weg, den sie zu nehmen habe, und entließ sie dann mit den Worten: „Thue Alles, wie ich dir gesagt habe, und komm gleich wieder.“ Lucia ging ab.

Sie trat unbemerkt aus der Pforte des Klosters und schlug mit gesenktem Blick den Weg längs der Mauer ein, fand nach den erhaltenen Angaben und mit der eigenen Erinnerung das Thor des Fleckens und ging hinaus; schüchtern und ängstlich wanderte sie auf der Landstraße hin und gelangte bald auf den Seitenweg, der nach dem Kloster führte; sie erkannte ihn sogleich wieder. Dieser Weg lag und liegt noch jetzt, wie das Bette eines Flusses, zwischen zwei hohen Uferwänden mit Bäumen, deren Zweige so ineinander gehen, daß sie gleichsam wie eine Decke sich über ihm wölben. Als Lucia diesen Weg betrat und ihn so ganz einsam und menschenleer sah, wurde sie noch ängstlicher und beeilte ihre Schritte noch mehr; nach einer kurzen Strecke jedoch faßte sie wieder Muth; sie sah eine stillhaltende Reisekutsche und daneben vor dem offenen Schlage zwei Reisende, die sich nach allen Seiten hin umsahen, als wären sie des Weges unkundig. Näher gekommen, hörte sie den Einen von beiden sagen: „Da kommt ein junges Mädchen, die wird uns zurechtweisen können.“ Und als sie sich bei der Kutsche befand, wandte sich auch wirklich derselbe Mann, höflicher, als sein Aussehen es erwarten ließ, nach ihr hin und sagte: „Liebes Mädchen, könnt ihr uns vielleicht den Weg nach Monza zeigen?“

„Sie fahren nach der unrechten Seite zu“, antwortete das arme Mädchen, „Monza liegt dort. . . .“ Indem sie sich um-

wandte, um mit dem Finger dahin zu deuten, umschlang sie der andere Geselle (es war der Geier) plötzlich um den Leib und hob sie vom Boden auf. Lucia wandte entsetzt den Kopf zurück und stieß einen Schrei aus; der Räuber hob sie mit Gewalt in die Kutsche; ein Anderer, der drinnen saß, packte sie und zwang sie, so sehr sie sich auch sträubte, ihm gegenüber nieder zu sitzen; noch ein Anderer stopfte ihr ein Tuch in den Mund, um ihr Schreien zu ersticken. Während dessen warf sich auch der Geier schnell in die Kutsche; der Schlag wurde zugeworfen, und in vollem Laufe ging es davon. Derjenige der Banditen, welcher die verrätherische Frage an sie gethan hatte, blieb auf dem Wege zurück, blickte sich überall um, ob sich vielleicht Jemand auf Lucia's Geschrei sehen ließe; Niemand ließ sich sehen; dann faßte er einen Baumzweig, schwang sich mit einem Satze zu der einen Uferwand hinauf und verschwand. Dieser war einer von Egidio's Raufern, der auf der Lauer gestanden hatte, um Lucia aus dem Kloster herauskommen zu sehen; nachdem er sie genau ins Auge gefaßt hatte, war er auf einem Umwege vorausgelaufen, um sie an dem verabredeten Orte zu erwarten.

Wer könnte Lucia's Schrecken, wer ihre Angst beschreiben, oder ausdrücken, was in ihrer Seele vorging? Um ihre schreckliche Lage zu erkennen, riß sie entsetzt die Augen auf und schloß sie sogleich wieder, beim Anblick der fürchterlichen Gesichter zusammen schaudernd; sie wollte sich loswinden, ward aber von allen Seiten gehalten; sie raffte alle ihre Kräfte zusammen und drängte gewaltsam nach dem Kutschenschlage hin; zwei nervige Arme hielten sie jedoch wie angenagelt auf dem Hintersitze der Kutsche fest; vier andere grobe Fäuste kamen ihnen dabei zu Hülfe. So oft sie versuchte einen Schrei auszustoßen, wurde er sogleich durch das Tuch erstickt. Nach einigen Minuten eines so angstvollen Kampfes schien sie ruhiger zu werden, die Arme wurden schlaff, sie ließ den Kopf zurück sinken, hielt mühsam die Augen auf und starrte unbeweglich vor sich hin; die scheußlichen Fratzen vor ihr schienen zu einem einzigen Schreckbilde zusammen zu fließen; aus ihrem Gesichte schwand die Farbe; ein kalter Schweiß bedeckte es; sie sank in Ohnmacht.

„Auf, auf, Muth", sagte der Geier. „Muth, Muth", wiederholten die andern beiden Schurken; aber die Betäubung aller Sinne bewahrte Lucia in diesem Momente davor, die Tröstungen dieser fürchterlichen Stimmen zu hören.

„Teufel! sie sieht wie der Tod aus", sagte einer der Schurken, „sollte sie wirklich todt sein?"

„Ach was todt!" sagte der Andere, „es ist so eine Ohnmacht, wie sie den Frauenzimmern jeden Augenblick ankommt. Ich muß doch wissen, daß mehr dazu gehört einen in die andere Welt zu schicken."

„Genug!" sagte der Geier, „thut eure Schuldigkeit und kümmirt euch um nichts weiter. Nehmt die Gewehre unterm Sitz hervor und haltet sie bereit. Denn in dem Gehölze, wo wir jetzt hineinkommen, sitzen immer Schelme."

Unterdessen war die Kutsche, die schnell zufuhr, in das Gehölz gekommen.

Nach einiger Zeit kam Lucia wie aus einem schweren Traume wieder zum Bewußtsein und öffnete die Augen. Sie bemühte sich die schrecklichen Gegenstände, welche sie umgaben, zu unterscheiden und ihre Gedanken wieder zu sammeln; endlich erkannte sie von Neuem ihre schreckliche Lage. Sie fing wieder an zu schreien; doch der Geier hob die Faust mit dem Tuche in die Höhe und sagte so sanft er nur konnte: „Seid ruhig, es ist zu Eurem Besten; wir thun Euch nichts zu Leide; aber wenn Ihr nicht schweigt, so müssen wir Euch zum Schweigen bringen."

„Laßt mich gehen! Wer seid Ihr? Wohin bringt Ihr mich? Laßt mich gehen, laßt mich gehen!"

„Ich sage Euch, seid ohne Furcht, seid kein Kind und seht endlich ein, daß wir Euch nichts zu Leide thun wollen. Hätten wir Euch nicht hundertmal umbringen können, wenn wir schlechte Absichten mit Euch im Schilde führten? seid also ruhig."

„Nein, nein, laßt mich meines Weges gehen; ich kenne Euch nicht."

„Aber wir kennen Euch."

„O heilige Jungfrau! Wer seid Ihr? Laßt mich gehen, aus Barmherzigkeit! Warum habt Ihr mich ergriffen?"

„Weil es uns befohlen worden ist."

„Wer? Wer? Wer kann Euch das befohlen haben?"

„Still!" sagte der Geier mit drohender Miene, „mit solchen Fragen darf man uns nicht kommen."

Lucia versuchte nochmals sich nach dem Kutschenschlage hin zu werfen; als sie aber sah, daß es ihr nichts half, nahm sie von Neuem ihre Zuflucht zu Bitten; mit gesenktem Kopfe, thränennassen Wangen rief sie mit von Schluchzen unterbrochener Stimme, die gefalteten Hände vor den Lippen: „ich beschwöre Euch bei Gott und der heiligen Jungfrau, laßt mich gehen! Was habe ich Euch zu Leide gethan? Ich bin ein armes unschuldiges Geschöpf. Laßt mich gehen!"

„Wir können nicht."

„Ihr könnt nicht? O Gott! warum könnt Ihr nicht? Wohin wollt Ihr mich führen? Warum ....?"

„Ihr fleht vergebens, wir können nicht; seid ohne Furcht, denn wir wollen Euch nichts thun; wenn Ihr ruhig seid, wird Euch Niemand anrühren."

Da Lucia sah, daß alle ihre Worte nichts halfen, wandte sie sich in ihrer Angst und Noth zu Dem, welcher die Herzen der Sterblichen in seiner Hand hält, und der auch die härtesten erweichen kann, sobald er will. Keine Beschreibung weiter. Ein nur zu schmerzliches Mitleid treibt uns an das Ziel dieser Reise, welche länger als vier Stunden dauerte; und nach welcher wir auch noch angstvolle Stunden zu überstehen haben werden. Versetzen wir uns also nach dem Schlosse, wo die Unglückliche erwartet wurde.

Sie wurde von dem Ungenannten mit ungewöhnlicher Unruhe und Ungeduld erwartet.

Seltsam! Dieser Mann, der mit kaltem Blute über so manches Leben verfügt, der bei so vielen seiner Handlungen die Angst und Pein seiner Opfer für nichts geachtet hatte, der nur eine grausame Rachelust sich darin ergötzen ließ, derselbe empfand jetzt bei den Leiden, die er über diese Lucia, eine Unbekannte, eine arme Bäuerin verhängte, eine Art Reue, ja fast einen Schauder. Von einem hohen Fenster seiner Burg aus blickte er schon lange nach

einer Oeffnung des Thales hin; plötzlich zeigte sich die Kutsche und kam langsam näher; das schnelle Fahren hatte den Muth der Pferde gedämpft und ihre Kräfte geschwächt. Von dem Punkte aus gesehen, wo er stand, erschien die Kutsche wie ein Wägelchen, welches die Kinder als Spielzeug ziehen; dennoch erkannte er sie sogleich und fühlte sein Herz stärker schlagen.

Wird sie darin sein? — dachte er sogleich; welchen Verdruß macht mir dies Mädchen! Wir wollen sie uns vom Halse schaffen. —

Er wollte so eben einen der Mordgesellen rufen, um ihn der Kutsche entgegen zu schicken und dem Geier sagen zu lassen, daß er umkehre und das Mädchen nach Don Rodrigo's Palast brächte; aber ein gebieterisches Nein, das plötzlich in seinem Innern ertönte, ließ ihn diesen Vorsatz sogleich wieder aufgeben. Da ihn jedoch das Bedürfniß, irgend einen Befehl zu geben, quälte und es ihm unerträglich, fast wie eine Strafe schien, die langsam näher kommende Kutsche müßig zu erwarten, so ließ er eine alte Dienerin rufen.

Dieselbe war als die Tochter eines alten Schloßwächters in diesem Schlosse geboren, und hatte ihr ganzes Leben darin zugebracht. Was sie von ihrer frühsten Kindheit an hier gehört und gesehen, hatte in ihrem Kopfe eine sehr hohe und schreckliche Vorstellung von der Macht ihrer Gebieter erzeugt; der vorzüglichste Grundsatz aber, den sie sich aus Lehre und Beispiel gemerkt, bestand darin, daß man den Gebietern in Allem gehorchen müsse, weil sie viel Gutes und viel Böses vollbringen könnten. Sie war auf keinen besondern Dienst angewiesen, aber in dieser Räuberbande machte ihr bald der Eine, bald der Andere zu schaffen, was ihr Ingrimm war. Bald mußte sie Lumpen flicken, bald einem Raufbold, der von einem Raubzuge heimkehrte, in aller Eile das Essen zubereiten, dann wieder Verwundeten beistehen. Die Befehle dieser Menschen, ihre Vorwürfe wie ihr Dank waren mit Spott und mit Schimpfreden gewürzt; Alte war der gewöhnliche Name, bei dem man sie rief; die Zusätze, die sonst noch angehängt wurden, wechselten nach den Umständen und der Laune des Anredenden. Die Alte aber, in ihrer Faulheit gestört und zum Zorn gereizt,

denn dies waren ihre beiden vorherrschenden Leidenschaften, vergalt diese Höflichkeiten oftmals mit Worten, in denen der Teufel sich noch besser wieder erkannt haben würde, als in denen ihrer Verhöhner.

„Du siehst da unten die Kutsche!" sagte der Herr zu ihr.

„Ich sehe sie", antwortete die Alte, indem sie das spitze Kinn vorstreckte und die hohlen Augen so weit aufriß, als sollten sie ihr aus dem Kopfe heraustreten.

„Laß augenblicklich eine Sänfte zurecht machen, setze dich hinein und laß dich zur „„Schlechten Nacht"" hinunter tragen. Geschwind, geschwind, damit du noch vor der Kutsche dort ankommst; schon kommt sie wie ein Leichenwagen näher. In der Kutsche ist .... muß ein junges Mädchen sein. Wenn sie drin ist, so sage dem Geier, er solle sie in die Sänfte packen und selber gleich zu mir heraufkommen. Du bleibst bei dem jungen Mädchen und läßt sie nach deiner Stube bringen. Wenn sie dich fragt, wohin du sie führst, wem das Schloß gehört, so hüte dich wohl ...."

„O!" sagte die Alte.

„Aber", fuhr der Ungenannte fort, „laß es nicht fehlen ihr Muth zuzusprechen."

„Was soll ich ihr sagen?"

„Muth sollst du ihr zusprechen, sage ich dir. Bist du so alt geworden und weißt nicht, wie man einem solchen Geschöpfe Muth zuspricht, wenn es sein muß? Hast du niemals Furcht gehabt? Hast du niemals Herzensangst ausgestanden? Weißt du nicht was für Worte in solchen Augenblicken am besten wirken? Sage ihr solche Worte, ersinne welche, wenn du noch länger leben willst. Pack dich!"

Sobald sie fort war, blieb der Ungenannte noch eine Weile am Fenster stehen, starrte nach der Kutsche, die sich schon viel größer darstellte; dann sah er nach der Sonne, welche in diesem Augenblick hinter dem Gebirge verschwand.

Er schloß das Fenster, trat zurück und fing an mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder zu wandern.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Alte hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu gehorchen und zu befehlen mit der Autorität des Namens, dessen Klang auf dem Schlosse dort Alles fliegen machte; denn es kam Niemandem in den Sinn, daß Einer es wagen konnte, jemals den Namen zu mißbrauchen. Sie befand sich in der „Schlechten Nacht" wirklich ein wenig früher, als die Kutsche daselbst ankam; sobald sie diese kommen sah, stieg sie aus der Sänfte, winkte dem Kutscher anzuhalten, trat zu dem Kutschenschlage und flüsterte dem Geier, welcher den Kopf heraussteckte, den Befehl des Gebieters zu.

Lucia fuhr bei dem Anhalten der Kutsche zusammen und kam wie aus einer Art von Todesschlaf wieder zu sich. Ein neues Entsetzen überfiel sie; sie riß Mund und Augen auf und blickte umher. Der Geier hatte sich zurückgebogen, und die Alte reckte das Kinn gegen den Kutschenschlag empor, sah Lucia an und sagte: „Kommt Kleine, kommt armes Mädchen; kommt mit mir, ich habe Befehl Euch gut zu behandeln und Euch Muth zu machen."

Bei dem Klange einer weiblichen Stimme fühlte die arme Lucia sich einen Augenblick getröstet und ermuthigt; sogleich aber erfaßte sie ein neuer Schauder. „Wer seid Ihr?" fragte sie mit bebender Stimme und starrte die Alte entsetzt an.

„Kommt, kommt, armes Kind", wiederholte diese. Der Geier und seine beiden Gefährten schlossen aus der ungewöhnlichen Milde, mit welcher die Alte sprach, wie der Herr gesinnt sein müsse, und auch sie boten alles auf, die Geängstigte zu beruhigen; Lucia aber blickte noch immer umher; und obwohl der wilde, unbekannte Ort, und ihre gute Bewachung keine Hoffnung auf Hülfe zuließen, so öffnete sie doch unwillkürlich den Mund um zu schreien; als sie aber den Geier mit dem Tuche drohen sah, unterdrückte sie den Schrei, zitterte und sträubte sich; sie ward gepackt und in die Sänfte gesetzt. Die Alte setzte sich zu ihr; der Geier befahl den beiden andern Halunken der Sänfte zu folgen,

und er eilte voran nach dem Schlosse hinauf, um die Befehle des Gebieters einzuholen.

„Wer seid Ihr?“ fragte Lucia angstvoll die häßliche Alte. „Was soll ich bei Euch? Wohin führt Ihr mich?“

„Zu Jemand, der es gut mit Euch meint“, antwortete die Alte, „zu einem großen .... Ihr seid wohl dran. Fürchtet Euch nicht, seid heiter; er hat mir anbefohlen Euch Muth zuzusprechen. Ihr werdet's ihm doch sagen, he? daß ich Euch Muth zugesprochen habe?“

„Wer ist er? Warum? Was will er von mir? Ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Sagt mir, wo ich bin; laßt mich gehen; sagt den Leuten, sie sollen mich nach irgend einer Kirche tragen. O, Ihr seid ein Weib, im Namen der heiligen Jungfrau ....“

Dieser heilige sanfte Name, den sie in ihren ersten Lebensjahren mit Ehrfurcht nachgesprochen, dann aber lange Zeit hindurch in keinem Gebete mehr angerufen und vielleicht nicht einmal aussprechen gehört hatte, machte in diesem Augenblicke, wo sie ihn vernahm, auf das Gemüth der Elenden einen verworrenen, seltsamen, feierlichen Eindruck, wie ihn die Erinnerung des Lichtes bei einem seit der Kindheit erblindeten Greise hervorbringt.

Während dessen stand der Ungenannte schon an der Pforte des Schlosses und schaute hinunter; wie vorher die Kutsche, so sah er jetzt die Sänfte Schritt vor Schritt näher kommen und den Geier, der ihr in schnellem Laufe voraneilte. Als dieser den Gipfel erreicht hatte, gebot ihm der Herr zu folgen; er begab sich mit ihm in ein Zimmer des Schlosses.

„Nun?“ sagte er und blieb stehen.

„Alles auf ein Haar“, antwortete der Geier und verneigte sich tief. „Die Ankunft zur rechten Zeit, das Mädchen zur rechten Zeit, keine Seele rings umher, ein einziger Schrei, auf den sich Niemand blicken ließ, der Kutscher schnell, die Pferde tüchtig, Niemand unterwegs, aber ....“

„Warum aber?“

„Aber .... die Wahrheit zu sagen, ich hätte lieber gewünscht,

es wäre mir befohlen worden, sie hinterrücks niederzuschießen, ohne sie sprechen zu hören, ohne ihr ins Gesicht zu sehen."

„Was willst du damit sagen?"

„Ich meine .... daß ich die ganze Zeit über doch gar zu viel Mitleid mit ihr gehabt habe."

„Mitleid! Was weißt du von Mitleid! Was heißt Mitleid?"

„Es hat mich auch mein Lebtag nicht so gepackt, wie diesmal; mit dem Mitleiden geht's beinahe so wie mit der Furcht, Herr; läßt sich Einer erst davon packen, so ist er kein Mann mehr."

„Nun, laß mich hören, wie's die Dirne angefangen hat, dich zum Mitleid zu bewegen."

„O gnädigster Herr! die ganze Zeit über hat sie geweint, gebeten, dann ist sie bleich, bleich wie der Tod geworden .... dann wieder Schluchzen und Bitten, und die Worte, die sie sprach ...."

— Ich will sie hier im Hause nicht — dachte inzwischen der Ungenannte. — Ich bin ein Thor gewesen, daß ich mein Wort gegeben habe; doch ich habe es nun einmal gegeben. Wenn ich sie nur erst wieder los bin .... Mit gebieterischer Miene sagte er darauf zu dem Geier: „Laß das Mitleid jetzt bei Seite; setz' dich zu Pferde, nimm einen Begleiter, auch zweie, wenn du willst, und reite so schnell als möglich nach Don Rodrigo's Schloß. Sag' ihm, er solle sogleich herschicken .... aber sogleich .... denn sonst ...."

Doch noch gebieterischer, als das erste Mal rief ihm eine innere Stimme Nein zu und ließ ihn seinen Befehl nicht vollenden.

„Nein", sagte er mit fester Stimme, als wollte er das Gebot dieser innern Stimme sich noch deutlicher machen; „nein, geh und ruhe dich aus; morgen früh .... wirst du thun, was ich dir sagen werde."

— Irgend ein Dämon beschützt die Dirne — dachte er, als er wieder allein war. Er stand aufrecht, die Arme über der Brust gekreuzt, und starrte unbeweglich auf eine Stelle des Fußbodens hin, wo der Schimmer des Mondes durch ein hohes Fenster hereinscheinend, mit seinem bleichen Lichte ein Viereck abzeichnete, das

von den starken Eisenstäben und von den Einfassungen der kleinen Glasscheiben, gleich einem Schachbrett in kleine Felder getheilt wurde. —

„Ein Dämon oder .... irgend ein Engel, der sie beschützt .... Den Geier hat sie zum Mitleid bewegt! .... Morgen früh, morgen früh, bei Zeiten, fort mit ihr, wohin sie gehört; man spricht nicht mehr von ihr, und .... fuhr er gleichsam sich selbst befehlend fort, wie man einem unfolgsamen Knaben befiehlt, von dem man schon weiß, daß er nicht gehorchen wird — und man denkt nicht mehr an sie. — Der Don Rodrigo, das Vieh, soll mir nicht erst den Kopf mit seinen Danksagungen warm machen; denn .... ich will von der Dirne nicht weiter reden hören. Ich bin ihm gefällig gewesen, weil .... weil ich es versprochen habe; und ich habe es versprochen, weil .... es mein Verhängniß so wollte. Doch er soll mir den ihm geleisteten Dienst schwer büßen. Laßt sehen .... —

Aber während er so hin und her dachte, um für Don Rodrigo zur Vergeltung eine recht harte Strafe zu ersinnen, fuhren ihm immer wieder die Worte durch den Sinn: Den Geier hat sie zum Mitleid bewegt! — Wie mag sie das angefangen haben? — fuhr er fort, von diesem Gedanken ganz eingenommen. — Ich will sie sehen .... Nein .... Ja, ich will sie sehen.

Er eilte durch mehrere Gemächer, kam an eine kleine Treppe und stieg tappend hinauf, ging nach der Kammer der Alten und stieß mit dem Fuß gegen die Thür.

„Wer ist da?"

„Mach auf!"

Auf diesen Ruf sprang die Alte schnell herbei, sogleich hörte man den Riegel zurückschieben und die Thür ging auf. Der Ungenannte warf von der Schwelle aus einen Blick in die Kammer; beim Scheine einer Lampe, die auf einem Tischchen brannte, sah er Lucia in dem äußersten Winkel der Kammer auf der Erde niedergekauert sitzen.

„Wer hat dir gesagt, sie wie einen Sack Lumpen an der Erde liegen zu lassen, elendes Weib?" sagte er mit zürnender Miene zu der Alten.

„Sie hat sich dort hinsetzen wollen", antwortete die Alte demüthig, „ich habe alles gethan, um ihr Muth zu machen; sie kann es selbst nicht anders sagen; es hat aber nichts geholfen."

„Steht auf", sagte der Ungenannte zu Lucia und trat näher an sie heran. Lucia aber, deren erregtes Gemüth das Klopfen und Oeffnen, das Erscheinen dieses Mannes, seine Worte mit neuem Entsetzen erfüllt hatten, saß noch ängstlicher als vorher in dem Winkel, verbarg das Gesicht in den Händen und zitterte an allen Gliedern.

„Steht auf", wiederholte der Herr, „ich will Euch nichts zu Leide thun .... ich kann Euch Gutes thun .... Steht auf!" donnerte darauf dieselbe Stimme aufgebracht, zweimal vergebens befohlen zu haben.

Wie neugekräftigt durch den Schrecken, richtete sich die Unglückliche augenblicklich auf die Knie empor; sie faltete die Hände, als läge sie vor einem Heiligenbilde, erhob die Augen zu dem Ungenannten, der vor ihr stand, und indem sie sie sogleich wieder niederschlug, sagte sie: „Hier bin ich, tödten Sie mich."

„Ich habe gesagt, daß ich Euch nichts zu Leide thun will", antwortete der Ungenannte in milderem Tone und betrachtete die Züge dieses von Angst und Schrecken verstörten Gesichtes.

„Muth, Muth", sagte die Alte, „wenn er selber es Euch sagt, daß er Euch nichts zu Leide thun will ...."

„Und warum", begann Lucia mit bebender Stimme, der man bei aller Furcht eine gewisse Sicherheit des verzweifelten Unwillens anhörte. „Warum lassen Sie mich diese Höllenqualen leiden? Was habe ich Ihnen gethan?"

„Hat man Euch schlecht behandelt? Sprecht!"

„Schlecht behandelt! O sie haben verrätherischer Weise mich ergriffen, mit Gewalt! Warum? Warum haben sie mich ergriffen? Warum bin ich hier? Wo bin ich? Ich bin ein armes Geschöpf, was habe ich Ihnen gethan? Im Namen Gottes ...."

„Gott, Gott", unterbrach sie der Ungenannte, „immer Gott; wer sich nicht selber vertheidigen kann und sonst keine Gewalt hat, der ist bei jeder Gelegenheit mit Gott bei der Hand, als ob

er ihn gesprochen hätte. Was wollt Ihr mit diesem Worte? Mich etwa ...." Er hielt inne.

„O Herr! Was ich damit will? Was kann ich Aermste damit wollen, als daß Sie Erbarmen mit mir haben? Gott verzeiht so viele Dinge für ein einziges Werk der Barmherzigkeit! Lassen Sie mich gehen; aus Barmherzigkeit! Wer selbst einmal sterben muß, der sollte ein armes Geschöpf nicht so leiden lassen. O Sie, der Sie befehlen können, sagen Sie, daß man mich gehen läßt! Sie haben mich mit Gewalt hierher geschleppt. Lassen Sie mich von dieser Frau nach * * * bringen, wo meine Mutter ist. O heilige Jungfrau! meine Mutter! meine Mutter! aus Barmherzigkeit! Vielleicht ist es nicht weit von hier .... ich habe meine Berge gesehen! Warum lassen Sie mich so viel leiden? Lassen Sie mich nach einer Kirche bringen. Ich will mein ganzes Leben lang für Sie beten. Was kostet es Ihnen, ein einziges Wort zu sagen? O ich sehe es! das Mitleid regt sich in Ihnen; sprechen Sie es aus das Wort, sprechen Sie es aus. Gott verzeiht so viele Dinge für ein einziges Werk der Barmherzigkeit!" — O warum ist sie nicht die Tochter eines jener Hunde, die mich aus dem Lande gestoßen haben! — dachte der Ungenannte — eines jener Schurken, die meinen Tod wünschen! wie wollte ich mich jetzt an ihrem Geheul weiden und anstatt .... —

„Verleugnen Sie eine gute Eingebung nicht!" fuhr Lucia glühend fort, die wieder Muth faßte, als sie in dem Gesichte und in der Haltung ihres Tyrannen eine gewisse Unschlüssigkeit bemerkte. „Wenn Sie kein Erbarmen mit mir haben, so wird es unser Herrgott mit mir haben; er wird mich sterben lassen und durch den Tod meine Leiden enden; Sie aber .... vielleicht werden auch Sie eines Tages .... doch nein, nein; ich will allezeit zu unserm Herrgott beten, daß er Sie vor allem Uebel bewahren möge. Was kostet es Ihnen dieses einzige Wort auszusprechen? Wenn Sie diese Qualen erdulden sollten ....!"

„Genug, faßt Muth", unterbrach sie der Ungenannte mit einer Milde, über die sich die Alte nicht genug verwundern konnte. „Habe ich Euch irgend etwas zu Leide gethan? Habe ich Euch gedroht?"

„O nein! ich sehe Sie haben ein gutes Herz, Sie fühlen Mitleid mit einem armen Geschöpfe. Wenn Sie wollten, könnten Sie mich mehr als alle die Andern in Furcht setzen, Sie könnten mir den Tod geben; und statt dessen haben Sie mir .... das Herz ein wenig erleichtert. Gott wird es Ihnen lohnen. Vollenden Sie das Werk der Barmherzigkeit; befreien Sie mich, befreien Sie mich!"

„Morgen früh ...."

„O befreien Sie mich jetzt, sogleich ...."

„Ich sage Euch, Morgen früh sehen wir uns wieder. Auf, seid guten Muthes bis dahin. Ruht Euch aus. Ihr müßt Hunger haben; man soll Euch sogleich zu essen bringen." „Nein, nein, ich sterbe, wenn Einer hier hereinkommt, ich sterbe. Bringen Sie mich in eine Kirche .... Gott wird Ihnen jeden Schritt vergelten."

„Ein Frauenzimmer soll Euch sogleich zu essen bringen", sagte der Ungenannte; kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so erstaunte er über sich selbst, daß ihm ein solches Hülfsmittel in den Sinn gekommen sei, daß er es überhaupt für der Mühe werth gehalten habe, ein solches zu suchen, um ein armes, gewöhnliches Weib zu beruhigen.

„Und du", wandte er sich darauf schnell zu der Alten, „ermuntere sie zum Essen; laß sie in dem Bett da schlafen; wenn sie es mit dir theilen will, gut; wo nicht, kannst du auch wohl eine Nacht auf der Erde schlafen. Ermuthige sie, sage ich dir; heitere sie auf; und daß sie sich nicht etwa über dich zu beklagen hat!"

Nach diesen Worten schritt er schnell nach der Thür. Lucia sprang auf, eilte ihm nach, um ihn zurückzuhalten und ihre Bitten zu erneuern; aber er war verschwunden.

„Ach ich Aermste! Schließt zu, schließt geschwind zu!" Sobald sie die Thürflügel zusammenschlagen und den Riegel klirren gehört hatte, kauerte sie sich wieder in ihren Winkel nieder. „Ach ich Aermste!" rief sie von neuem unter Schluchzen. „Wen soll ich jetzt bitten? Wo bin ich? Sagt Ihr es mir, sagt mir aus Barmherzigkeit, wer ist der Herr .... der mit mir gesprochen hat?"

„Wer er ist? wer er ist, soll ich Euch sagen? Du kannst lange warten, bis ich es Dir sage. Weil er Euch in Schutz nimmt,

fährt Euch schon der Hochmuth in den Kopf; Ihr wollt Eure Neugierde befriedigen, und ich würde übel dabei wegkommen. Fragt ihn selber. Wenn ich Euch auch damit zufrieden stellte, ich würde nicht so gute Worte zu hören bekommen als Ihr." — Ich bin alt, bin alt, — murmelte sie zwischen den Zähnen — verwünscht sind die Jungen; sie können gute Miene zum bösen Spiel machen, denn sie kriegen immer Recht. — Da sie aber Lucia schluchzen hörte, fiel ihr sogleich der drohende Befehl des Gebieters wieder ein; sie bückte sich zu der armen im Winkel Verkrochenen nieder und sagte mit besänftigender Stimme „Nicht doch, ich habe Euch nichts Schlimmes gesagt, seid munter. Fragt mich nicht nach Dingen, die ich Euch nicht sagen kann, und übrigens seid guten Muthes. O wenn Ihr wüßtet wie viele Leute froh gewesen wären, wenn er mit ihnen so wie mit Euch gesprochen hätte! Seid heiter, es wird nun gleich zu essen gebracht werden; und ich, ich weiß hier Bescheid .... wie er mit Euch gesprochen hat, steht Euch was Gutes bevor. Und dann legt Euch zu Bett, und .... Ihr werdet mir wohl auch ein Plätzchen übrig lassen, hoff' ich", fügte sie im Tone unterdrückten Grolles hinzu.

„Ich will nicht essen, ich will nicht schlafen. Laßt mich hier sitzen, kommt mir nicht zu nahe, geht aber auch nicht hinaus!"

„Nein, nein, seid ruhig", sagte die Alte, trat von ihr weg und setzte sich in einen alten Lehnstuhl, von wo aus sie gewisse ängstliche und zugleich mißgünstige Blicke auf die Unglückliche warf; dann sah sie ihr Lager an und indem sie sich heimlich abärgerte, daß sie es vielleicht für die ganze Nacht entbehren sollte, brummte sie über die Kälte. Aber sie tröstete sich mit dem Gedanken an das Abendessen und mit der Hoffnung, daß auch für sie etwas abfallen würde. Lucia empfand weder etwas von der Kälte, noch fühlte sie Hunger; sie war wie betäubt und hatte selbst von ihren Leiden und Schrecken nur ein verworrenes Gefühl, den Traumbildern eines Fieberkranken ähnlich.

Sie schrak zusammen, als sie anklopfen hörte, und indem sie das erschrockene Gesicht erhob, rief sie „Wer ist da? Wer ist da? Es soll Niemand herein kommen!"

„Nicht doch, nicht doch, gute Botschaft, es ist Martha", sagte die Alte, „die zu essen bringt."

„Schließt wieder zu" schrie Lucia. „I gleich, gleich!" antwortete die Alte; sie nahm aus den Händen der Martha einen Korb, schickte sie wieder fort, schloß zu und stellte den Korb auf einen Tisch mitten in der Stube. Darauf lud sie Lucia mehrere Male ein, zu kommen und sich die Gerichte schmecken zu lassen. Sie wendete die nach ihrer Meinung wirksamsten Mittel an, um der Armen Eßlust zu machen, brach in Lobeserhebungen über die Köstlichkeit der Speisen aus: Leckerbissen, an die Leute wie wir noch eine ganze Weile denken, wenn sie davon nur kosten dürfen. Wein .... wie ihn der Herr mit seinen Freunden trinkt .... wenn Einige von denen kommen, die ....! und wenn sie lustig sein wollen! Ei! Da sie aber sah, daß alle Beschwörungen nichts halfen, sagte sie: „Ihr seid es, die nicht will; sagt ihm nicht etwa morgen, daß ich Euch nicht zugeredet habe. Ich esse; für Euch wird noch mehr als genug übrig bleiben, wenn Ihr noch Vernunft annehmen und mir folgen wolltet." Nach diesen Worten machte sie sich gierig über die Speisen her. Als sie gesättigt war, stand sie auf, ging nach dem Winkel, und indem sie sich zu Lucia niederbückte, forderte sie sie von neuem auf zu essen, um dann schlafen zu gehen.

„Nein, nein, ich will nichts", antwortete diese mit schwacher Stimme wie halb schon im Schlafe. Dann sich ermunternd, fragte sie „ist die Thüre auch verschlossen? gut verschlossen?" Und nachdem sie sich in der Stube überall umgesehen hatte, erhob sie sich und ging mit vorgestreckten Händen mißtrauisch nach der Thüre.

Die Alte kam ihr zuvor, legte die Hand an's Schloß, faßte die Klinke und sagte: „Hört Ihr? Seht Ihr? Sie ist fest verschlossen. Seid Ihr jetzt zufrieden?"

„Zufrieden! wie kann ich hier zufrieden sein?" sagte Lucia und zog sich wieder in ihren Winkel zurück. „Aber der Allmächtige weiß, daß ich hier bin."

„Kommt zu Bett; was wollt Ihr da wie ein Hund zusammengekrochen liegen? Wem wäre es jemals eingefallen, Bequemlichkeiten zurückzuweisen, wenn er sie haben kann?"

„Nein, nein; laßt mich hier liegen."

„Ihr wollt es so. Seht, ich lasse Euch die gute Stelle; ich lege mich hier ganz an den Rand; ich werde Euretwegen unbequem liegen. Wenn Ihr ins Bett kommen wollt, so wißt Ihr, wie Ihr es anzustellen habt. Denkt daran, daß ich Euch mehr denn einmal drum gebeten habe." Mit diesen Worten kroch sie angekleidet unter die Decke, und alles schwieg.

Lucia blieb unbeweglich in dem Winkel zusammengekauert sitzen, wie ein Knaul, die Knie an den Leib gezogen, die Arme auf den Knien und das Gesicht in den Händen verborgen. Sie schlief weder, noch wachte sie, aber ihr Zustand war in rascher Folge ein stürmischer Wechsel von Gedanken und schrecklichen Phantasien. Bald sich ihrer selbst klarer bewußt, der gesehenen und erduldeten Schrecken dieses Tages sich deutlicher erinnernd, fügte sie sich traurig in die Umstände der düstern, furchtbaren Wirklichkeit, worin sie sich verwickelt fand; bald wieder kämpfte der Geist, in eine noch schrecklichere Region versetzt, gegen die von der Furcht und Ungewißheit erzeugten Schreckbilder. In diesen Qualen blieb sie eine Weile; endlich, noch ermüdeter und niedergeschlagener als vorher, streckte sie die erstarrten Glieder aus; sie fiel um und blieb einige Zeit in einem schlafähnlichen Zustand ausgestreckt am Boden liegen. Aber plötzlich erwachte sie wieder, wie auf einen innern Ruf; sie nahm alle ihre Gedanken zusammen, um zu erkennen, wo sie wäre. Sie hörte ein Geräusch: es war das langsame, rauhe Schnarchen der Alten; sie riß die Augen auf und sah einen schwachen Lichtschein abwechselnd erscheinen und verschwinden; es war der Docht der Lampe, der dem Erlöschen nahe, ein flackerndes Licht von sich gab, das sogleich wieder verschwand, so zu sagen zurücktrat, wie das Steigen und Fallen der Fluth am Gestade; und dieses Licht, das von den Gegenständen schon entfloh, ehe dieselben noch bestimmte Form und Farbe angenommen hatten, stellte dem Blick nur eine Aufeinanderfolge von verworrenen

Bildern dar. Doch sehr bald halfen ihr diese neuen Eindrücke, die vor der Seele auftauchten, dasjenige zu unterscheiden, was sich den Sinnen nur verworren dargestellt hatte. Die Unglückliche erkannte ihr Gefängniß; alle Erinnerungen des verflossenen entsetzlichen Tages, alle Schrecken der Zukunft bestürmten sie auf einmal; selbst diese Ruhe nach so vielen Gemüthsbewegungen, diese Art von Erholung, dieses Sichselbstüberlassensein flößten ihr ein neues Entsetzen ein, und sie wurde von einer solchen Betrübniß überwältigt, daß sie zu sterben wünschte. Doch in demselben Augenblick dachte sie daran, daß sie ja doch beten könne und mit diesem Gedanken ging zugleich in ihrem Herzen ein plötzlicher Hoffnungsstrahl auf. Sie nahm ihren Rosenkranz hervor und fing an zu beten; mit jedem Gebete, das ihre zitternden Lippen hersagten, gewann ihr Herz mehr Zuversicht. Plötzlich fuhr ihr der Gedanke durch den Sinn, daß ihr Gebet noch eher Erhörung finden würde, wenn sie in ihrer Trostlosigkeit irgend ein Gelübde thäte. Sie dachte an das Liebste, was sie hatte, oder was sie am liebsten gehabt hatte, denn in diesem Augenblicke konnte ihre Seele weder ein anderes Gefühl als Schrecken empfinden, noch ein anderes Verlangen in sich tragen als das nach Befreiung; sie dachte an das Liebste und entschloß sich es sogleich zum Opfer zu bringen. Sie stand auf, sank dann auf die Knie, und indem sie die Hände, aus denen der Rosenkranz herabhing, gefaltet über die Brust hielt, erhob sie das Gesicht, blickte zum Himmel empor und sagte: „O heilige Jungfrau! Du, die ich so oft angefleht habe, und die du mich so oft getröstet hast! Du, die du so viele Schmerzen gelitten hast und jetzt so glorreich bist und so viele Wunder für die armen Bedrängten gethan hast, hilf mir! errette mich aus dieser Gefahr, führe mich zu meiner Mutter zurück; o Mutter Gottes! und ich gelobe dir Jungfrau zu bleiben; ich entsage für immer meinem armen Renzo, um niemals sonst Jemand anzugehören als dir."

Als sie diese Worte gesprochen hatte, neigte sie den Kopf und hing sich den Rosenkranz um den Hals, gleichsam wie zum Zeichen der Weihe und zum Schutze zugleich, wie eine Rüstung der neuen Fahne, zu der sie geschworen hatte. Sie setzte sich wieder auf die Erde und fühlte eine gewisse Ruhe und innige Zuversicht über ihr

Gemüth kommen. Es trat ihr das von dem mächtigen Unbekannten wiederholte „Morgen früh“ in den Sinn und dieses Wort erschien ihr jetzt wie eine Zusage der Erlösung. Die in einem solchen Kampfe ermüdeten Sinne wurden nach und nach von diesen ruhigeren Gedanken eingewiegt; und endlich, es tagte beinahe, sank Lucia, den Namen ihrer Beschützerin noch halb auf den Lippen, in einen tiefen, anhaltenden Schlaf.

Aber es war noch Jemand in demselben Schlosse, der auch gern so geschlafen hätte, und es doch nicht konnte. Nachdem er von Lucia fortgegangen, oder fast vor ihr geflohen war, nachdem er zu ihrem Abendessen den Befehl gegeben und nach seiner Gewohnheit noch verschiedene Punkte des Schlosses besichtigt hatte, wobei ihm das Bild des Mädchens immer lebhaft vor der Seele stand und ihre Worte in seinem Ohre wiederhallten, war der Herr in sein Schlafgemach gestürzt, hatte in Hast und Aufregung von innen zugeschlossen, als hätte er sich gegen eine Rotte Feinde zu verschanzen gehabt, und war, nachdem er sich noch aufgeregter entkleidet, zu Bett gegangen. Aber jenes Bild stand noch lebhafter vor ihm und schien ihm in diesem Augenblick zu sagen: Du wirst nicht schlafen. — Was für eine dumme weibische Neugierde — dachte er — mußte mich plagen die Dirne zu sehen? Das Thier, der Geier hat Recht; man ist kein Mann mehr; es ist wahr, man ist kein Mann mehr! .... Ich? .... Bin ich kein Mann mehr? Was ist geschehen? Was für ein Teufel ist in mich gefahren? Was giebt es denn Neues? Wußte ich es nicht im Voraus, daß die Weiber winseln? Auch die Männer winseln oftmals, wenn sie sich nicht wehren können. Was Teufel! habe ich denn noch niemals Weiber jammern und winseln hören?

Und hier, ohne daß er sich sehr anstrengte, kam ihm sein Gedächtniß von selbst entgegen und rief ihm mehr als einen Fall zurück, wo ihn weder Bitten noch Klagen zu bewegen vermocht hatten, von seinen Beschlüssen abzustehen. Aber die Erinnerung solcher Fälle gab ihm die Entschlossenheit, die ihm fehlte, um dieses Unternehmen durchzuführen, nicht zurück; sie erstickte das lästige Mitleid in seiner Seele nicht; sie weckte vielmehr eine Art von Grauen, eine gewisse wüthende Reue, so daß es ihm eine Er-

leichterung dünkte, zu jener ersten Vorstellung von Lucia zurückzukehren, wogegen er gesucht hatte, seinen Muth zu waffnen. — Sie lebt ja — dachte er — ist hier; ich bin zu ihrem Glücke hier; ich kann sagen: geht, seid wieder fröhlich! ich kann sehen, wie dieses Gesicht sich verwandelt, ich kann zu ihr sagen: verzeiht mir .... verzeiht mir? Ich um Verzeihung bitten? ein Weib? ich ...! Ach und dennoch! Wenn ein Wort, ein solches Wort mir Ruhe brächte und mich nur ein wenig von diesen Höllenqualen befreite, ich würde es aussprechen; ach! ich fühle, daß ich es sagen würde. Wohin ist es mit mir gekommen! Ich bin kein Mann mehr, ich bin kein Mann mehr! .... Weg! rief er dann und warf sich ungestüm auf die andere Seite, während das Lager unter ihm immer härter und die Decke immer schwerer wurde. — Weg! das sind Narrheiten, die mir schon öfter durch den Kopf gegangen sind. Sie werden auch dies Mal vorübergehen. —

Und um sie vorübergehen zu lassen, suchte er mit seinen Gedanken irgend etwas Wichtiges zu erfassen, etwas der Art, das ihn lebhaft zu beschäftigen pflegte, um sich ganz hinein zu versetzen; aber er fand nichts. Alles schien ihm wie verwandelt; das was sonst sein Verlangen am heftigsten erregt, hatte jetzt gar keinen Reiz mehr für ihn; die Leidenschaft wollte, wie ein Pferd, das mit einem Mal vor einem Schatten stätisch geworden, nicht mehr vorwärts. Indem er an die eingeleiteten und nicht ausgeführten Unternehmungen dachte, empfand er, anstatt sich zu ihrer Ausführung zu ermuthigen, anstatt sich durch die Hindernisse in Zorn setzen zu lassen — der Zorn würde ihm in diesem Augenblicke süß gedäucht haben — empfand er eine Traurigkeit, gleichsam eine Bestürzung über die schon gethanen Schritte. Die Zeit hatte für ihn keinen Werth mehr; sie erschien ihm ohne Zweck, ohne Thatkraft, ohne Wunsch, nur von unerträglichen Erinnerungen angefüllt; träge schlichen die Stunden hin, gleich dieser, die jetzt ihn so niederdrückte. Er bewaffnete in der Einbildung alle seine feilen Knechte, aber er fand nichts, das der Mühe werth gewesen wäre um nur Einen von ihnen damit zu beauftragen; sogar der Gedanke sie wieder zu sehen, sich unter ihnen zu befinden, war ihm eine neue Last, ein widerlicher Gedanke, der ihn quälte. Und so

oft er auch eine Beschäftigung, ein thunliches Werk für den morgenden Tag ersinnen wollte, er mußte immer wieder daran denken, daß er morgen das arme Mädchen in Freiheit setzen konnte.

— Ich will sie freilassen, ja; sobald es tagt, will ich zu ihr eilen und ihr sagen: Geht, geht .... Ich werde sie begleiten lassen .... Und das Versprechen? und Don Rodrigo? .... Wer ist Don Rodrigo? —

Gleichwie Einer, der durch eine unerwartete Frage eines Obern überrascht worden ist, dachte der Ungenannte sogleich daran, die Frage zu beantworten, die er sich selbst, oder die vielmehr sein neues Ich ihm gestellt hatte, welches plötzlich furchtbar angewachsen, sich gleichsam zum Richter des alten Ichs erhob. Er suchte also nach den Gründen, aus denen er sich hatte entschließen können, fast ehe er noch darum gebeten worden war, die Verpflichtung auf sich zu nehmen, eine unbekannte Unglückliche so viele Leiden ohne Hehl, ohne Furcht, Jenem zu Gefallen, erdulden zu lassen; aber nicht genug, daß es ihm nicht gelang, Gründe aufzufinden, die ihm in diesem Augenblicke stichhaltig geschienen hätten, diese Thatsache zu entschuldigen; er konnte sich sogar selbst nicht einmal erklären, wie er dazu verleitet worden war. Dieser Wille, vielmehr diese Uebereilung war eine augenblickliche Bewegung der Seele gewesen, die den alten gewohnten Gefühlen noch gehorcht hatte, eine Folge von tausend vorhergegangenen Thaten, und so fand sich der gequälte Selbstprüfer, um sich von einer einzigen That Rechenschaft abzulegen, in eine Untersuchung seines ganzen Lebens hineingezogen. Immer weiter zurück, von Jahr zu Jahr, von Verbrechen zu Verbrechen, von Mordthat zu Mordthat; jede stand vor dem bewußten Geiste frisch da, getrennt von den Empfindungen, die den Willen und die That erzeugt hatten, in einer Ungeheuerlichkeit, welche diese Empfindungen damals nicht in ihnen hatten erkennen lassen. Sie waren alle die seinigen, er hatte sie begangen; das bei einer jeden dieser Vorstellungen wiederauflebende, allen anklebende Entsetzen steigerte sich bis zur Verzweiflung. Hastig setzte er sich in seinem Bette auf, fuhr mit den Händen an die Wand neben dem Bette, griff nach einem Pistol, wollte es abbrennen; und .... in dem Augenblicke, da er ein ihm

unerträglich gewordenes Leben enden wollte, wurde sein Geist von Schrecken, von einer, so zu sagen, fast abergläubischen Furcht ergriffen; es faßte ihn der Gedanke an die Zeit, die auch nach seinem Tode fortdauern würde. Schaudernd dachte er sich seinen entstellten, regungslosen Leichnam, der Willkür des Gemeinsten preisgegeben, der ihn überlebte; das Erstaunen, die Verwirrung im Schlosse am folgenden Tage; alles drunter und drüber; er selbst kraftlos, stumm, wer weiß wo hingeworfen. Er dachte an das Gerede, das davon gemacht wurde, an das Frohlocken seiner Feinde. Auch die Finsterniß, die Stille, ließen ihm den Tod noch trauriger und schrecklicher erscheinen; er meinte am hellen Tage, vor aller Leute Augen, würde er nicht zögern, sich in ein Wasser zu stürzen, um seinem Leben ein Ende zu machen. Von so qualvollen Gedanken hin und her geschleudert, spannte er mit krampfhafter Anstrengung des Daumens den Hahn der Pistole und ließ ihn wieder los, wenn ihm ein anderer Gedanke durch den Sinn fuhr. — Wenn dieses andere Leben, wovon sie mir so viel gesprochen, als ich ein Knabe war, von dem sie noch immer fort und fort reden, als ob es eine ausgemachte Sache wäre, wenn dieses Leben nichts ist, als eine bloße Erfindung der Pfaffen, was mache ich? Warum sterben? Was hat's dann auf sich, was ich begangen habe? was hat's auf sich? Eine Narrheit ist mein .... Und wenn dieses andere Leben dennoch ist ....! —

Bei diesem Zweifel, bei dieser Ungewißheit verfiel er in eine noch finstrere Verzweiflung, der er nicht entfliehen konnte, selbst nicht durch den Tod. Er ließ die Waffe fallen, fuhr mit der Hand in die Haare, klapperte mit den Zähnen und zitterte an allen Gliedern. Plötzlich fielen ihm die Worte wieder ein, die er vor einigen Stunden wiederholt gehört hatte: — Gott verzeiht so viele Dinge für ein einziges Werk der Barmherzigkeit! —

Aber er vernahm sie nicht in jenem Tone demüthiger Bitte, womit sie gesprochen worden waren, sie erklangen wie ein Machtausspruch, der zugleich etwas Tröstliches enthielt. Dies war ein Moment der Erleichterung; er nahm die Hände von den Schläfen, und mit ruhigerem Gemüthe richtete er sein inneres Auge auf diejenige, von der er diese Worte gehört hatte; und er sah sie nicht

als seine Gefangene, nicht als eine Bittende; wie ein Wesen, das Gnade und Trost spendet, stand sie vor ihm. Voll Ungeduld erwartete er den Tag, um sie schnell zu befreien, um aus ihrem Munde Worte des Trostes und der Hoffnung zu hören; er dachte daran, sie selbst zur Mutter zurückzuführen. — Und dann? Was soll ich morgen, den übrigen Tag anfangen? Was werde ich übermorgen anfangen? Was überübermorgen? Und die Nacht? die in zwölf Stunden wiederkehrt. O die Nacht! nur nicht die Nacht! So in die martervolle Zukunft sich verlierend, suchte er vergebens nach einer Ausfüllung der Zeit, nach einer Beschäftigung, mit der er die Tage und Nächte hinbringen könnte. Bald nahm er sich vor, das Schloß zu verlassen und in fremde Länder zu gehen, wo ihn Niemand kannte, nicht einmal dem Namen nach; doch er fühlte, daß er überall derselbe bleiben würde; eine schwache Hoffnung lebte in ihm auf, daß er vielleicht den alten Muth, die alte Willenskraft wieder gewönne, und daß sein jetziger Zustand nur ein vorübergehender Wahn wäre. Bald fürchtete er den Tag, der ihn den Seinigen so jämmerlich verwandelt zeigen würde; dann wieder ersehnte er ihn, als sollte er Licht auch in seine Gedanken bringen. Und siehe da! gerade als es anfing zu tagen, wenige Augenblicke später, als Lucia eingeschlafen war, siehe da! indem er so bewegungslos dasaß, hörte er es an sein Ohr schlagen, wie eine Welle von Tönen, nicht deutlich vernehmbar, aber die eine gewisse Feierlichkeit hatten. Er wurde aufmerksam und hörte von ferne feierliches Glockengeläute; das Echo der Berge wiederholte es langsam und vermischte sich mit ihm. Nach einer Weile hörte er eine andere, nähere Glocke gleichfalls feierlich läuten; dann noch eine andere. — Was giebt's für eine Feierlichkeit heute? — Woran erbauen sich alle Diese schon wieder? — Er sprang von seinem Dornenlager auf, kleidete sich schnell halb an, riß das Fenster auf und sah hinaus. Die Berge waren noch halb in Nebel gehüllt, der ganze Himmel war ein einziges graues Gewölk; aber da es nach und nach immer mehr Tag wurde, ließen sich auf dem Wege unten im Thale Leute erkennen, die eilig vorübergingen; andere traten aus ihren Häusern und machten sich auf den Weg; alle schlugen dieselbe Richtung ein, nach dem Ausgang des Thales

rechts vom Schlosse zu; alle in Festkleidern und in einer außergewöhnlichen Bewegung.

— Was Teufel haben die? Was giebt's denn für ein Fest in dem verwünschten Dorfe? Wohin rennt all das Gesindel? — Er rief einen vertrauten Bravo, der im Nebenzimmer schlief, und fragte ihn, was die Ursache der Bewegung sei. Dieser, der nicht mehr als der Herr davon wußte, antwortete, er würde sich sogleich darnach erkundigen. Der Herr blieb am Fenster gelehnt stehen und betrachtete aufmerksam das wechselnde Schauspiel. Männer zogen vorüber, Frauen, Kinder in Schaaren, paarweise oder einzeln; der Eine holte einen vor ihm Gehenden ein und gesellte sich zu ihm; ein Anderer trat eben aus dem Hause und schloß sich dem ersten besten an, den er traf, und sie gingen zusammen wie Freunde auf eine verabredete Reise. Die Geberden deuteten offenbar auf Eile und eine gemeinsame Freude; und jenes Geläute der verschiedenen Glocken von nah und fern, die nicht harmonisch mit einander stimmten, aber denselben Ruf zu verkünden schienen, war gewissermaßen der hörbare Ausdruck dieser Geberden, die Ergänzung der Worte, die nicht bis zu ihm herauf dringen konnten. Er schaute und schaute, und sein Herz verlangte nicht bloß aus Neugierde zu erfahren, was eine so allgemeine Freudigkeit unter so vielen verschiedenen Menschen hervorrufen konnte.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

gegen Quittung